

Erste Auflage Dezember 2022

500 Exemplare

ISBN: 978-3-9525718-0-4

Skyfood Verlag

Quartnerstrasse 7

8882 Unterterzen, Schweiz

www.skyfood.ch

DANIEL AMBÜHL

VENEDIG VERSENKEN

Verholzungen grünen Denkens



*Mit Blättern der Bäume
baut man keine Schiffe.*

OSTERMONTAG



Am 18. April des Jahres 2022 nach Christus erlaube ich mir auszuschlafen. Ich erwache gegen Mittag. Ein prächtiger, warmer Tag mit makellos stahlblauem Himmel. Als ich die Türe meines Wohnwagens öffne und in den Sonnenschein hinaus trete, sehe ich, dass der Campingtisch übersät ist mit schneeweissen Blüten des Kirschbaumes. Primeln, Leberblümchen, Günsel und Maieriesli grüssen. In den Lichtstrahlen vor dem Hintergrund der schwarzen Kiefern, zucken und tanzen und kurven Millionen von Insekten aller Grösse. Was für eine Glück, auf dem einzigen Waldcampingplatz der Schweiz zu leben, in Landquart, einer Schweizer Stadt, die den Namen des Flusses trägt, der im Bündnerland in den Rhein fliesst; und dann nordwärts durch ganz Europa bis zu seiner Mündung ins Meer nach Rotterdam.

Hunderte Campingfreunde sind von überall angereist, um ihre Osterferien zu geniessen. Was früher schlichte Giebelzelte waren, in denen sich kinderreiche Grossfamilien drängten, sind heute schicke, hyperteure Luxusgefährte, Hightech Caravans und Wohnwagen,

welche die meist weisshaarigen Paare ferngesteuert via Handyapp und elektrischem Radantrieb lautlos an die gewünschte Stelle ihres Platzes dirigieren. Alle Standplätze sind dicht an dicht besetzt. Nur Dauermieter haben etwas Umschwung. Bei mir besteht er aus einem kleinen Wäldchen mit Linden, Vogelkirsche, Mehlbeere, Tannen, Eichen, Hasel, Kiefern und Waldreben.

Verheissungsvolles schwebt in der frischen, klaren Luft. Ich setze mich an den Kirschblütentisch mit einem Buch von Johann Jakob Bachofen (1815- 1887), ‚Mutterrecht und Urreligion‘, und lese in der Lebens-Rückschau dieses heute fast vergessenen Zeitgenossen von Nietzsche und Jacob Burckhardt. Bachofen berichtet von seinem zweiten Aufenthalt in Rom. Das ist mitten in den Unruhen und Umbrüchen von 1848. Der im Basler ‚Daigg‘ (bürgerliche Basler Aristokratie) gut betuchte Philologe hatte beabsichtigt, in den Bibliotheken Roms seine Quellen-Studien zu vertiefen. Er hätte seinem Geist gerne neue Anregungen geboten, aber:

„ ...die Ruhe, die dazu vor allem erforderlich ist, wurde durch die wilden Leidenschaften, die Rom zu ihrem Schauplatze auserkoren, gestört. Rossi fiel am zweiten Tag nach meiner Ankunft. Die Erstürmung des Quirinals, des Papstes Flucht, die Konstituante, die Erklärung der Republik folgten Schlag auf Schlag. Wäre nicht des Grässlichen zu viel vorgefallen, man hätte sich mitten in die ausgelassene, aber harmlose Lust eines Karnevals versetzt glauben können.“

1848. Was für ein Jahr des Umbruchs! In Venedig wird die 1000-jährige Republik, das hochkomplexe System der Dogenherrschaft gestürzt. Marx und Engels veröffentlichen das Kommunistische Manifest. Papst Pius erlässt die Dogmen von der Unbefleckten Empfängnis Marias und von der Unfehlbarkeit des Papstes. Sein Polizei- und Finanzminister, Pellegrino Rossi, wird ermordet. Der Vatikan wird ver-

staatlicht und zu Italien geschlagen. Der heilige Klerus flieht nach Gaeta ins Exil. Die Schweiz wird zur Confoederatio, zu einem Bundesstaat. Die erste Bundesverfassung tritt in Kraft. Mexiko muss nach dem verlorenen Krieg Kalifornien und fast den ganzen Westen an die USA abgeben. Ein heilloses Durcheinander von Revolutionen, Kriegen, Ausrufungen von Staaten. In Venedig wird die Repubblica San Marco proklamiert. Die Stadt in der Lagune wird eineinhalb Jahre später von Österreichern besetzt. Bachofen schreibt von der "gänzlichen Auflösung aller Ordnung" in Italien:

„Nach dem Einzug der Garibaldischen Bande und nach der Ankunft der verschiedenen patriotischen Legionen Italiens wurde alles unheimlicher. Erschien Garibaldi, feuerrot gekleidet auf schwarzem Rappen, hinterher der Neger auf weissem Ross, so flogen schon in der Ferne alle Hüte von den Köpfen. Man trieb Unfug jeder Art.“

Bachofen bleibt auf Distanz zu den äusseren Ereignissen. Er nimmt politisch nicht teil. Er ist mit seinen eigenen Übergängen und Umwälzungen beschäftigt. Der Romaufenthalt hat in ihm eine Abkehr von bisherigen Studienfeldern bewirkt und die Hinwendung zu neuen Themen: Staat und Recht. Bachofen wird von einer numinosen Berufung erfasst, sich Grundsätzlichem, Tiefem und Wesentlichem zuzuwenden:

„Der Übergang war peinlich, jetzt segne ich ihn. Es muss die Zeit kommen, in welcher jeder Gelehrte seine Studien über ihr Verhältnis zu den höchsten Dingen ernstlich zur Rede stellt und sie hierzu in eine richtige Stellung bringt.“

Diese Worte bringen mit pathetischem Klang die anarchische Bereinigungskraft zum Ausdruck, die offen in der Zeit lag. Neuorientierung. Sich auf Grundsätzliches des Zusammenseins von Menschen zu konzentrieren:

„Die Schale allein genügt nicht mehr. Martervoll ist der Gedanke, sich so lange schon mit blossen wertlosen Formen herumzuschlagen.“

Auf apokalyptische Weise führt die spirituelle Erhebung beim Jungesellen Bachofen zu scharfer Selbstkritik und zugleich zu einem akribischen und hingebungsvollen Quellenstudium über Mutterrecht und Urreligion. Er wird von heiligem Eifer ergriffen:

„Wenn es wahr ist, was Aristoteles sagt, dass Gleiches nur von Gleichem begriffen werde, so kann auch das Göttliche nur ein göttlicher Sinn erfassen, niemals der rationalistische Dünkel, der sich über die Dinge stellt. Die Masse von Kenntnissen macht nicht alles aus, ja nicht einmal die Hauptsache. Es gehört zu meiner tiefsten Überzeugung, dass ohne gänzliche Umgestaltung all unserer Zustände, ohne Rückkehr zu der alten einfachen Seelenfrische und Gesundheit, nicht einmal eine Ahnung von der Grösse jener alten Zeit und Denkweise möglich sein wird, da das Menschengeschlecht noch nicht, wie heutzutage, aus der Harmonie mit der Schöpfung und dem ausserweltlichen Schöpfer gewichen war.“

Ich öffne eine Flasche Prosecco. Sprudelwein trinke ich sonst nie. Erstaunt stelle ich fest: Es gibt etwas zu feiern. Aber ich weiss nicht was. Die Sonne scheint auf die schwere, grüne Glasflasche. Im Pappbecher schäumt das Getränk spritzig auf. Gläser besitze ich keine, weil ich mir das Abwaschen streng verboten habe. Ich kenne meine Schwachstellen. Meinen Campingstuhl richte ich mit der bunten, sonnenblumigen Polster-Sitzauflage gegen Westen aus, damit ich zwischen den Bäumen hindurch von den Strahlen der untergehenden Sonne gewärmt werden kann.

Kurz bevor die Sonne hinter den schwarzen Nadelbüscheln der Föhren und hinter den Bergen versinkt, tritt gemächlich vom Kiesweg, der zu meinem Standplatz führt, ein Mann mir entgegen. Wie ich, ist er schon älter, bärtig, aber mit rüstigem, geflügeltem Schritt.

- Hermes: So sieht man sich wieder, Danielos.
- Danielos: Hermes. Der Götterbote! Willkommen. Welch schöne Überraschung. Setz Dich bitte zu mir. Darf ich Dir ein Pappbecherchen mit Prosecco aus Venetien anbieten?
- Hermes: Gerne. Danke.
- Danielos: Bis Du in den Ferien hier? Oder mit dem Camper unterwegs?
- Hermes: Auftrag vom Chef.
- Danielos: Welcher Chef?
- Hermes: Apoll.



In einen Becher aus Wein, kann man keinen Wein giessen. Gut, es muss ja auch nicht gerade plastifizierter Karton sein, Aber sie wissen sicher, was ich meine.

Danielos: Du meinst den Sonnengott Apoll?

Hermes: Genau. Der Sohn von Zeus. Er schickt mich zu Dir.

Danielos: Ah, ja? Weswegen?

Hermes: Er will dich höflichst anfragen was Du davon hältst, wenn wir Dich zu einem Gott befördern.

Danielos: Ist jetzt grad etwas überraschend.

Hermes: Mit Probezeit. Versteht sich.

Danielos: Und was gibt es zu tun, wenn ich Gott bin?

Hermes: Moment! Wir müssen präzise sein. Du bist, wenn du annimmst, nicht Gott, sondern ein Gott.

Danielos: Ich verstehe. Es gibt Mitbewerber.

Hermes: Genau.

Danielos: Und was ist mit der Sterblichkeit?

Hermes: Die bleibt vorläufig erhalten.

Danielos: Dann besteht also auf der Führungsetage unseres Weltgeschicks die Absicht eine neue Kategorie einzuführen, nämlich diejenige der sterblichen Götter.

Hermes: So ist es. Es hat ein Umdenken stattgefunden auf dem Olymp.

Danielos: Umdenken? In welche Richtung denn?

Hermes: Na ja, wenn die Toten im Hades sind, sind sie ja nicht weg. Sie sind im Hades. Also leben sie da quasi noch. Als Tote. Andererseits hat man festgestellt, dass Götter manchmal sterben. Jedenfalls verschwinden sie gelegentlich sang- und klanglos aus der Geschichte. Im Nichts und Nirgends. Tote Götter sind Verlorener als die Sterblichen. Sie können nicht mal im Hades als Tote weiterleben. Sie sind ja unsterblich.

- Danielos: Schwierige Sache. Und jetzt sollen also wir Menschen helfen, die Zweifel der Götter über ihren Ewigkeitsstatus aufzuheben?
- Hermes: Man bemüht sich um eine faire Angleichung der Sterblichkeitsverhältnisse.
- Danielos: Angleichung? In welche Richtung denn?
- Hermes: Das ist leider noch nicht ganz klar.
- Danielos: So so! Das ist nicht klar? Was kann ich, lieber Hermes, von einer Einladung in den Kreis der Götter halten, ohne dass mein Sterblichkeitsstatus geklärt ist? Es kann ja jeder kommen und eine solche Einladung behaupten.
- Hermes: Du hast recht. Aber schau: Es braucht ein gewisses Vertrauen. Ich denke, dass wir Götter mit der Einladung unseren guten Willen zeigen wollen, die Menschen etwas mehr in unsere einsamen Geschäfte einzubeziehen. Mehr göttliche Mitverantwortung zu tragen. Verstehst Du?
- Danielos: Du meinst, dass die Götter uns Menschen etwas entgegenkommen möchten? So wie mit Jesus, der geschickt wurde.
- Hermes: Im weitesten Sinne vielleicht Ja.
- Danielos: Ist das ein Reflex auf Nietzsche?
- Hermes: Wer ist das?
- Danielos: Der deutsche Denker, der sagte, dass Gott tot ist und gleichzeitig meinte, der Mensch müsse den frei gewordenen Himmelsthron einnehmen, als Übermensch.
- Hermes: Übermensch? Ist es das, was wir Held nennen?

Danielos: Vielleicht. Keine Ahnung. Man müsste Nietzsche fragen. Er ist aber schon länger tot.

Hermes trinkt einen Schluck Prosecco.

Danielos: Okay, Hermes. Andere Frage: Angenommen ich würde euer Angebot annehmen. In welcher Branche würde ich als Gott tätig sein? Man braucht ja ein divines Geschäftsfeld.

Hermes: Das wird sich durch deine Lebensführung heraus stellen. Ich glaube aber, du machst Dir falsche Vorstellungen darüber, was der Gottesberuf mit sich bringt. Es wird sich im Grunde nicht viel ändern.

Danielos: Nicht viel?

Hermes: Eigentlich gar nichts. Du wirst weiterhin viel schreiben. Und niemand wird es lesen wollen.

Danielos: Hmm. Wenn ich weiterhin bin, wer ich bin, dann macht es doch aber auch keinen Unterschied, ob ich ein Gott bin oder nicht.

Hermes: Nicht ganz. Schau, es ist so: Für alle anderen, für deine Freunde, für mich und die Mitwelt, bleibst Du derselbe, aber nicht für dich selber. Im Hinblick auf deinen Respekt vor dir selber, wird sich einiges ändern. Und in Bezug zum Ernst deiner Verantwortung und zur Grösse deiner Aufgabe.

Danielos: Aufgabe? Hermes! Ich bitte Dich. Wovon redest du? Ich kenne meine Aufgabe nicht! Wird sich das eventuell ändern als Gott. Erhält man da ein Pflichtenheft?

Hermes: Nicht wirklich.

Danielos: Weisst du, verehrter Götterbote; ich finde, dass ihr Götter mir einen obskuren Job anbieten wollt. Ich soll ein Gott werden, um mich zu bleiben, nur um meine Haltung gegenüber mir selber zu vergöttern, oder so ähnlich. Dabei ist erstens noch gar nicht klar, ob Gott zu sein überhaupt irgendeinen Vorteil bringt für Menschen, wie auch übrigens umgekehrt, um nochmals auf den leidigen Fall des Herrn Jesus hinzuweisen: Hast du das Gefühl es hat ihm, dem Gottessohn, etwas gebracht Mensch zu werden? Wäre es nicht gescheiter gewesen, er hätte freundlich und unterwürfig als Gott Opfer entgegen genommen, als sich selber als Menschenkönig zu opfern für die Undankbarkeit seiner Untertanen? Kurz und gut: Was soll das bringen, wenn ich jetzt auch noch ein Gott werde? Es gibt bei uns heute schon viel mehr Götter als Menschen. Und es wird immer zweifelhafter, ob bei der Anhäufung mediokrer Götter ein richtiger Mensch nicht willkommener und notwendiger wäre.

Hermes: Weiter.

Danielos: Ich fühle mich – wenn ich mir's recht überlege - über-rumpelt von eurem Stellenangebot. Es wäre doch das Mindeste von Anstand gewesen vorher seriös zu son-dieren, ob jemand überhaupt geneigt ist, ein Gott und vergöttert zu werden. Oder wird man dazu neuerdings von einem Geheimgremium verknurrt? Von wem denn genau? Mit welcher Absicht?

Hermes: Weiter. Ich höre.

Danielos: Du darfst Deinem Chef, dem verehrten, sonnenstrahlenden Apoll mit allem Respekt ausrichten, dass ich

mich sehr bedanke für die Anfrage, aber ich wolle ausgiebig darüber träumen und nachdenken.

Hermes: Du hältst nicht gerade viel vom Gottesberuf.

Danielus: Das ist nicht wahr. Ich bewundere die ehrgeizige Ernsthaftigkeit und die Machtfülle, mit der ihr euer Metier betreibt. Eine Macht, die euch bei etwas Entscheidendem allerdings nicht hilft.

Hermes: Bei was?

Danielos : Ist es nicht erstaunlich, dass ihr Götter offenbar keine Macht habt zu bestimmen, dass ein Mensch zu einem Gott wird, sondern, dass ihr Götter so ohnmächtig seid, dass ihr sogar gnädigst und untertänigst anfragen müsst. Das relativiert die Macht der Götter über die Menschen doch beträchtlich. Aber ich sehe, mein lieber Hermes, dass du ins Grübeln kommst. Wie dem auch sei. Im Grunde genommen halte ich meine Freiheit für wichtiger als meinen Status.

Hermes: Welche Freiheit?

Danielos: Zum Beispiel diejenige, auch Nein sagen zu dürfen.

Hermes: Du meinst also, dass Menschen mehr Freiheiten haben als Götter?

Danielos: Ganz sicher. Genau das meine ich? Noch etwas Prosecco?

Hermes runzelt die Stirne. Er denkt angestrengt und konzentriert nach. Dann schaut er kurz auf, nickt mir freundlich zu, zeigt in Richtung der Weinflasche. Es wird nachgeschenkt. Ruhe senkt sich über den Tisch im Wäldchen vor dem Campingwagen. Die Hände des Windes winken mit den grünen Blättern der Bäume.

Danielos: Ich möchte hier, verehrter Hermes, weil mich unser Gespräch gerade daran erinnert, und weil die Stelle, an der wir in unserem Dialog angelangt, man könnte auch sagen, stecken geblieben sind, im Dialog über die Freiheit des Menschen und die Freiheit der Götter, und wenn Du es erlaubst, aus einem Buch zitieren, aus einer Erzählung, die den Titel trägt: "Der Affe ist tot". Ich glaube, dass darin einige kluge Gedanken über die Unfreiheit der Götter formuliert sind, die ich bisher selber nur ungenau und stotternd angedeutet habe.

Hermes: Warum sollte ich es nicht erlauben?

Danielos: Es geht im Kontext um die Schaffung einer neuen Menschenart mit synthetischer Biologie; eine höchst verwirrende dystopische Affäre über geheime Homunkulus-Experimente in Zentralafrika, die dann doch ans Licht kommen, aber mit allen Mitteln zensuriert und künstlich verwirrt werden. Item. Es ist ein Theologe, der da redet. So spricht dieser Mann in Kapitel 31.

Hermes: Was schaust du mich an? Lies!

„Was soll schlimm sein an Genmanipulation? Ich, als Theologe, verstehe die Aufruhr nicht. Wieso soll man damit in das Handwerk Gottes pfuschen? Das müssten wir dann vom Computer und vom Automobil auch sagen, von der Dampfmaschine, dem Hammer, der elektrischen Zahnbürste und den steinzeitlichen Pfeilspitzen. Es sind einfach Werke der Technik, die der Mensch beherrscht.

Im Grunde genommen spricht nur etwas gegen die Gentechnologie. Nämlich, dass man dem Menschen nicht zutraut, dass er vernünftig

damit umgehen kann. Diese Bedenken sind berechtigt. Wir kennen unsere Geschichte. Andererseits wissen wir auch, dass wir neue Entwicklungen nicht verbieten können. Das geht nicht. Das sieht man sehr gut bei religiösen Umtrieben, bei Verschiebungen der Glaubensstrategien. Du kannst nicht einfach Christen verbieten und meinen es sei damit getan. Wer lässt sich schon etwas verbieten? Wenn man für etwas, was einem wichtig scheint und an dessen Wert man glaubt, bestraft wird, dann wird man nur bestärkt darin, dass die Strafe und die Richter ungerecht sind und dann wehrt man sich.

Die einzige Lösung für den Irrsinn der technischen Selbstmordvorbereitung des heutigen Menschen ist die Reduktion von Komplexität. Man sagt dem auch betreuter Kollaps der Zivilisation. Künstliches Kulturkoma. Das hatten wir schon mehrmals. Nur selten allerdings von Menschen ausgelöst. Will sagen: Geschichtlich gesehen muss der Mensch lernen, sich möglichst radikal selber auszulöschen, damit er wieder zu sich kommen kann. Es scheint jedenfalls, dass es bisher keine Hochkultur-Zivilisation geschafft hat, den Selbstzerstörungstrieb von gesellschaftlichen Systemen zu überwinden, sodass der Mensch sich friedlich und krisenfrei in seinem Habitat näher kommen und verwandeln kann.

Krisen sind die wahren Träume von Ostern, von Selbstopfer-Untergangs-Dark Age. Grab und Auferstehung. Es ist vielleicht theologisch eine ungewöhnliche Sicht. Aber Geschichte ist nun mal kein linearer Vorgang. Zwar auch keine bloße Wiederholung, aber eine Art Spirale, von der wir nie wissen, ob sie nach oben, oder nach unten, nach außen, oder nach innen geht, oder gar die Richtungen willkürlich ändert.

Erlösung durch Untergang ist eine spirituelle Herausforderung. Ein Untergang ist doch ein Zwang, auf etwas verzichten zu müssen, auf das man nicht verzichten will. Das eigene Leben zum Beispiel. Kein Mensch will lernen auf sein Leben zu verzichten, oder etwas, was er kann,

plötzlich nicht mehr zu wollen, oder dass die Einheit von Können und Wollen auseinanderbricht. Es ist schwierig sich den Denkraum vorzustellen, in welchem Können frei ist von Wollen, und Wollen frei von Können. Das ist etwa so, als ob einer, der gelernt hat Blockflöte zu spielen und ein virtuoser Meister darin geworden ist, plötzlich entscheidet, mit dem Blockflötenspielen aufzuhören, weil er erkennt, dass er von seinem Können beherrscht wird und er wieder frei sein möchte, frei auch von seinem Können: wieder ein Anfänger sein zu dürfen. In Neuland. Wie ein Kind.

Ist es nicht seltsam: Immer sehen wir strahlende Stars auf der Bühne, geniale Musiker, geniale Redner, geniale Maler und geniale Fussballspieler. Alle Götter ihres Faches. Aber seien wir ehrlich. Sie sind doch die elendsten Gefangenen ihres Könnens; Sklaven ihrer Begabungen. Auf dem Gipfel von Unfreiheit. Kommt es vielleicht von daher, dass man ihnen so viel bezahlen muss, damit sie auf die Bühne steigen und auf den Fussballplatz sprinten; weil bei mediokren Genies nur Geld tröstet, für die Sklaverei unter ihrem Können?

Welches wahre Genie hat den Mut, sich von seinem Können völlig zu befreien und einfach wieder neu zu werden? Das ist meine unbescheidenen Meinung zum Kerngehalt der Menschwerdung Jesu, der sein Gottsein abgelegt hat; und zur Frage der Erlösung und des Geheimnisses von Ostern. Ist es nicht fast dieselbe Frage angesichts der genialen Technik, die wir beherrschen? Sind wir fähig diesen gewaltigen Schritt vorwärts zu machen und Dinge, die wir können, freudig hinter uns zu lassen und uns um unser dilettantisches, amateurhaftes und unbedarftes Menschsein zu kümmern? Zweifel sind berechtigt. Nicht wahr?

Aber wissen sie: Ich bin nicht pessimistisch. Wir sehen eben nur mediokre Genies, und Halbgötter, weil die anderen nicht auf der Bühne

sind und nicht auf dem Fussballplatz; vielleicht auch, weil man wirklich Grosse und wahre Könnner mit Materiellem nicht verführen und nicht benutzen kann und sie deshalb uninteressant sind für die Mächtigen der Äusserlichkeiten. Zum Glück.“

Danielos: Entschuldige, bitte. Das Zitat war etwas lang. Ich gebe es gerne zu.

Hermes: Nein, nein. Es ist ausgezeichnet. Danke. Wenn ich recht verstanden habe, dann teilst du, Danielos, die Ansicht dieses Theologen, dass ein Gott zu sein die grösstmögliche Unfreiheit bedeutet, in die sich jemand verstricken kann, weil ein Gott immer präsent sein muss, sein Wollen immer bei seinem Können sein muss, damit er nicht die Kontrolle über sein Reich verliert?

Danielos: Etwa so, ja. Er hat sich ganz in seiner Könnerschaft aufgelöst. Aber es geht noch weiter: Ein Gott muss nicht da sein, damit er den Zuspruch seines Publikums nicht verliert, sondern umgekehrt.

Hermes: Wie umgekehrt?

Danielos: Ein Gott muss da sein, damit sein Publikum nicht die Kontrolle über ihn verlieret. Ja, das tönt kompliziert. Ist es aber nicht. Schau: Es sind die Menschen, es ist das anonyme Publikum, das seine persönlichen Götter instrumentalisiert. Die Menschenmasse weiss genau, wie sie ihre Götter in die Selbstversklavung als Herren treiben: Indem sie diese anbeten!

Hermes: Eine kurioser Gedanke.

Es wird Nacht. Ich zünde in der Schale des Kugelgrills mit eingesammeltem Fallholz ein Feuer an, das hell flackert. Ich setze mich ganz nah ans Feuer. Meine Knie sind angenehm durchflutet von der Strahlungswärme. Hermes ist eingeschlafen in seinem Plastikstuhl. Da sehe ich erneut eine dunkle Gestalt, die vom Kiesweg zu meinem Wohnwagen abbiegt und sich langsam nähert. Im Feuerschein erkenne ich, dass es ein älterer Mann ist, ohne Bart, mit eng zusammenstehenden Augen, die wie zugewachsen scheinen. Er tritt zaghaft und unsicher näher.

Mann: Guten Abend.

Danielos: Guten Abend.

Mann: Darf man hier Feuer machen?

Danielos: Ja. Weshalb nicht?

Mann: Es heisst, man dürfe hier auf dem Campingplatz keine offenen Feuer machen.

Danielos: Wenn es das heisst, weshalb fragen sie denn mich?

Mann: Weil sie ein Feuer machen.

Danielos: In einer Feuerschale. Nur am Boden darf man nicht. Um den Wald zu schützen. Aber warum fragen sie?

Mann: Weil ich mit ein paar Kollegen da drüben aufgestellt bin. Wir haben unsere vier Wohnwagen zusammen gestellt und wollen eigentlich in der Mitte ein Feuer machen, um welches wir sitzen können.

Danielos: Gute Idee. Sie lieben das Feuer, die Flammen, das Licht, die Wärme und den Rauch. Machen sie es. In der Feuerschale ist das kein Problem. Und sonst fragen sie den Platzwart. Das ist ein ganz feiner Kerl. Es

hat ausserdem einen Grillplatz gebaut mit Holzfeuerstelle. Da hat es auch einen Tisch und gratis Holz soviel sie benötigen.

Ich biete Erwin, wie der Mann heisst, einen Stuhl am Feuer an. Er bleibt jedoch stehen. Wir reden kurz über Sternzeichen. Er ist Zwilling. Seinen Aszendenten kennt er nicht. Ich tippe auf Skorpion, obwohl das kein Feuerzeichen ist. Hermes schnarcht seelenruhig im Campingstuhl.



Temporärhabitat Campingplatz. Häuser haben Räder: Oder Flügel. Nicht alles, was da ist, ist sichtbar.

HÖRNCHEN

Eiche: Bäume! Hört mir bitte zu.

Es raschelt in den Zweigen. Die Blätter der Laubbäume und die Nadeln der Koniferen drehen ihre Ohrmuscheln zur Eiche.

Eiche: Es handelt sich um etwas, was uns alle an geht. Ich, die Eiche, wurde gestern von einem Eichhörnchen gefragt, weshalb ich so blöd sei, jedes Jahr 300 Kilogramm mickrige Eicheln zu produzieren, wo es doch für die so langlebigen Eichen durchaus reichen würde, alle fünfzig Jahre zwei richtige Eicheln zu machen, ich meine zwei grosse, starke Eicheln, die sicher überleben. Das hat mir zu Denken gegeben. Ausserdem ist es tatsächlich so, dass zum Beispiel Elefanten nicht jedes Jahr 7200 kleine Elefäntchen gebären, weil es nämlich ausreicht, um die Art am Leben zu erhalten, mit einem einzigen Nachwuchs pro Jahr. Ich glaube der Vergleich hinkt nicht. Bin nicht ich, die Eiche, der Elefant unter den Bäumen?

Hörnchen: Genau. Und selbst ich, das kleine Eichhörnchen, gebäre ja nicht jedes Jahr 5000 kleine Eichhörnchen, von denen bestenfalls eines überlebt, sondern ich gebäre zwei, oder drei, die ich füttern kann.

Eiche: Mit meinen Eicheln.

Hörnchen: Was soll der vorwurfsvolle Unterton? Du brauchst deine Eicheln ja gar nicht. Sie fallen einfach achtlos zu Boden. Berge davon. Übelste Wegwerfmentalität.

Eiche: Ja, aber stell dir vor, es wäre umgekehrt und ich wür-

de nur zwei drei Eicheln produzieren jedes Jahr. Und stell dir vor, meine Eicheln würden sich von deinen Eichhörnchenbabys ernähren. Verstehst du jetzt?

Hörnchen: Ich höre es.

Eiche: Und weshalb sagtest du mir ich sei blöd, soviele Eicheln zu produzieren, wenn du von ihnen lebst?

Hörnchen: Ich sage das ja nicht wegen mir, sondern solidarisch überhaupt, wegen dem Ganzen und wegen euch Bäumen, weil ihr vielleicht noch nicht gemerkt habt, wie der Hase läuft. Ist es nicht peinlich, dass wir Eichhörnchen euch das Baumsein erklären müssen. Ich finde bedenklich, was ihr zurückgebliebene Pflanzen macht, mit den Unmengen von auf Halde produzierten Blüten und Nüsschen und all dem Geflatter und Genagsel und Zerbröseln und Verwesen, das daran hängt. Das ist im Endeffekt nur eine unglaubliche Umweltbelastung und erzeugt eine desaströse Verschwendung von Biomasse, die nicht nachhaltig und nicht ressourcenschonend ist, wie es sein sollte. Was ihr Bäume macht ist ein unzeitgemäßes, selbstgefälliges, ignorantes Geprotze mit sinnlosem Überfluss und Abfall.

Eiche: Bist Du sicher dass Du ein Eichhörnchen bist?

Hörnchen: Was sonst

Eiche: Für mich bist Du ein typisches Grünhörnchen.

Hörnchen: Ach, leck mich ...

Das Grünhörnchen springt davon. Die Blätter rascheln nervös und die Nadeln zittern ängstlich. Sie finden es nicht gut, wenn es im Wald Ärger gibt.

Eiche: Ihr habt es gehört, liebe Mitbäume. Was machen wir jetzt? Der Vorwurf der Biomassenverschwendung ist nun mal im Wald. Müssen wir uns dafür, dass wir Überfluss produzieren, lächerlich machen lassen von den Grünhörnchen? Ignorieren wir den oberlehrerhaften Anschiss, oder gibt uns diese Kritik Anlass, in uns zu gehen und uns zu fragen, ob wir uns nicht optimieren sollten und könnten? Wir stehen ja schon lange genug hier im Wald herum. Und einige von uns meinen sogar, etwas Fortschritt würde uns gut bekommen

Der Wald steht stumm und schweigt. Es ist ruhig, weil alle angespannt horchen.

Esche: Vielleicht sollten wir unsere Früchte etwas selektiver verschwenden, statt sie an undankbare Grünhörnchen zu verschenken. Wir können unsere Lebenskraft vielleicht gezielter und besser einsetzen.

Eiche: Aber wie?

Ahorn: Wir könnten dickere Stämme machen..

Kiefer: .. und Früchte nur jedes vierte Jahr.

Gesagt, getan. Im zweiten Jahr kommt es zu eine Revolte der Grünhörnchen. Sie werden brutal getroffen von der Hungersnot, die ausgelöst wurde dadurch, dass kein Baum mehr Früchte produzierte. Der Chef der Grünhörnchen wird verhaftet und nach kurzem Prozess an einem 5G-Sendemast zu Tode grilliert. Ausserdem ist der Forst so dicht geworden von den aufgedunsenen, eng stehenden Stämmen, dass es stockfinster ist auf dem Waldboden und es weder Erdbeeren

noch Bärlauch gibt und selbst die Asseln finden, etwas mehr Licht und Luft würde nicht schaden. Hingegen freuen sich die Baumfäller und sie beginnen, den Wald abzuholzen und Bretter daraus zu sägen für Biocomputertische und Balken für Energiesparhäuser.

Eiche: Liebe Mitbäume. Hat unser Systemwandel das erwünschte Ergebnis gebracht?

Eule: Was kümmert euch das Gerede der Grünhörner, Bäume? Habt ihr es nötig, euch wegen der Kritik am Übersprudeln eures Füllhornes provozieren zu lassen. Weshalb soll man wegen ein paar Undankbaren seine Lebensart verbiegen? Ihr könnt doch stolz sein, dass ihr so käftig seid und ihr andere an eurer bäumigen Vitalität teilhaben lässt.

Eiche: Ja, liebe Eule, aber ich bin beleidigt. Ich bin stocksauer. Das Mindeste an Anstand wäre, dass sich die Grünhörner bei uns entschuldigen.

Da waren Grünhörner aber schon ausgestorben. Ihr Habitat hatte sich zu rasch zu ihren Ungunsten verändert.

Zwei Eichhörner, (1809), von Therese Richter (1777-1865). Ein typisches Nature Morte, zu deutsch: Stilleben, mit drei L, weil es Stille meint, nicht Stil). Tot=Still.



GOTT AUS-CHECKEN

Ich kenne seit über zwanzig Jahren ein Computerspiel. Es heisst ‚Anno 1404‘ und ist ein sogenanntes Aufbau-Strategiespiel; eines der weltweit Erfolgreichsten seiner Art. Man findet sich als Spieler in der Rolle eines Königs, oder Führers, der sein Volk entwickelt, Fische fängt, Holz schlägt, Eisen verhüttet, Getreide anbaut, Gewürze handelt, Kriege führt gegen Mitspieler, seine Bürger befriedigt, oder vergrault, Steuern eintreibt. Fast wie im richtigen Leben. Ich kenne das Spiel aus dem Effeff und habe es mehrmals durchgespielt in allen Versionen: Anno 1404, Anno 1501, Anno 1702, Anno 1603, mit dem Add-On ‚Venedig‘, ein Riesenerfolg auf dem Game-Markt; habe mich bis zur letzten Belohnung tapfer durchgelitten: dem Bau der grossen Kirche, der Kathedrale, dem Schloss, habe alle anderen platt gemacht, war der Sieger. Aber dann? Wie weiter? Irgendwie ist jedes Spiel am Schluss zu Ende. Man stösst mit dem Kopf an die Decke, hat die ganze Inselwelt erkundet, alle Items freigeschaltet und denkt: Blödes Spiel. Warum geht das nicht weiter? Es ist doch unfair, dass ein Spiel fertig ist, vor allem, wenn man gewonnen hat. Gibt es denn nicht noch mehr? Wenn ein Spiel aus ist, fühlt man sich als Sieger ja wie ein Verlierer.

Eines Tages, im Frühsommer, sitze ich vor meinem Wohnwagen auf dem Waldcampingplatz von Landquart im lauschigen Baum-schatten. Die Amseln scharren im Laub, die Lindenblüten blühen und aus dem Geäst über mir regnen Kotpellets eines Holzbohrers auf meinen Campingtisch. Und da habe ich einen Einfall. Ich könnte versuchen, die Weltansichten und Absichten der Macher des Anno-Spieles unter die Lupe zu nehmen. Wir haben nämlich noch eine Rechnung offen: Wie haben es die Anno-Macher geschafft? Sie haben mich ihrem Spiel versklavt und einen süssen Fluch über mich

gesprachen. Sie haben mich Lebenszeit gekostet. Tage und Wochen sass ich vor der Kiste wie unter Drogen. Begeistert wie ein Irrer. Besessen von einem Dämon. Das war nicht mehr Spiel, das war harte Arbeit, Krampferei. Ganze Nächte hindurch. Hypnotisiert bis der Morgen graute und ich völlig erledigt war. Ich habe alles um mich herum vernachlässigt. Und nun, wo ich einigermassen sicher bin, dass ich diese odysseische Irrfahrt der Gamesucht hinter mich gebracht habe, da denke ich: Was war denn das, was mich so verführt und entführt und von mir weg geführt hat? Welche Circen haben mich an ihre Ufer gelockt; welche cholерischen Hormone und Götzen mich beherrscht?

Blupps! Jetzt hat doch der verdammte Holzbohrer über mir, eines seiner rotbraunen Kotpellet genau in meinen Weisswein fallen lassen. Ich schaue rauf zu dem Blätterdach der Mehlbeere, wo die Bombe her kam. Nichts. Ich räche mich, indem ich den Papierbecher in die linke Hand nehme, die rechte oben drauf halte, kräftig schüttle; „Geschüttelt, nicht gerührt!“ Dann trinke ich den Cocktail in einem Zug aus. Hmm... Es hat etwas Herbes im Abgang. Irgendwie spannend. Eine Art Holzbockscheiss-Retsina. Das könnte ein Trend werden. Aber nicht für mich. Ich weiss zuviel. Ich schenke nach.

Kurzum: Ich habe mir vorgenommen mit dem Anno-Spiel mein eigenes forschendes Spiel zu treiben, um die Algorithmus-Chromosomen, das System, das Programm mit seinen Grundregeln und Prämissen, sozusagen die mosaikischen Tafeln des Eprom-Annogottes zu lüften, und damit den verborgenen Gesetzen des digitalen Schöpfergottes der Spielwelt von Anno auf die Schliche zu kommen.

Gerne hätte ich im Tier- und Pflanzenreich um mich herum, in meinem Campinghabitat etwas nachgefragt, was man von dieser Idee hält, Gott auszuchecken. Aber man ist in der Natur diskret. Die Bäume schauen meist respektvoll weg: „Lasst den doch machen! Er ist

eben ein Mensch. Aber sonst ganz okay.“ Die Ameise entschuldigt sich. Sie hat anderes zu tun.

Danielos: Und was ist mit Dir, Blattlaus?

Blattlaus: Ich befasse mich mehr mit der Philosophie des Saugens an Blattsäften von Urticarien.

Danielos: Urti... was?

Blattlaus: Brennesseln!

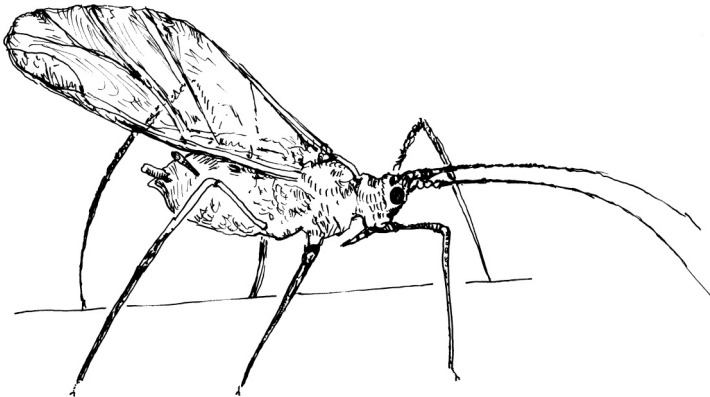
Danielos: Aber da, wo du sitzt, auf meinem Campingtisch, neben dem Papierbecher mit dem Weisswein, da ist keine Brennessel.

Blattlaus: Siehst Du: Es gibt gute Gründe darüber nachzudenken, was Elend heisst.

Danielos: Was heisst es denn?

Blattlaus: Eben, dass man "E lenti" ist. Das ist Althochdeutsch für: 'Ausser Landes', oder "Aus dem Lande"; nicht da, wo man hingehört. Verstehst Du?

Danielos: Okay, Philosophie-Blattlaus. Du kannst gehen.



Die grüne Pfirsichblattlaus (Myzus persicae)

Spieltheoretisch sind Spiele rasch durchschaubar. Gamedesign ist Kohlemacherei. Nicht viel mehr. Gewinnen kann nur der Spielehersteller. Sonst niemand. Alle anderen verlieren; verlieren Freizeit und verspielen mit ihrer Freizeit die Freiheit im wirklichen Leben an Aufbau und Strategie der Menschheit teilzunehmen. Sie werden weggelockt von der Realität der Entwicklung ihres eigenen Lebens und weg gerückt zur Entwicklung eines fiktiven Lebens; als vermeintliche Könige, in vermeintlichen Welten, die sie vermeintlich beherrscht, die aber in Wirklichkeit von den Regeln des Spiels beherrscht sind, die mit den Spielern gar nichts zu tun haben und die sie meist in der Tiefe nicht kennen. Der Spieler hat keine Ahnung, was er beim Spielen lernt. Und er kann nicht beurteilen, ob er das wirklich lernen möchte. Es sind subtile Lernziele, damit man nicht merkt, dass etwas Bestimmtes und Absichtsvolles gelehrt wird. Geheimdidaktik. Andere sagen dem Propaganda; scheinbar spielerisch fremde Inhalte und fremde Regeln eintrichtern.

Die Freiheit des Spielers ist keine Freiheit. Er ist mit Haut und Haar in seiner Rolle als Spieler gefangen, heimlich gesteuert vom göttlichen Programmcode des Computers. Die meisten finden diese selbstvergessenheit geil. Das ist ja auch in etwa das, was Transhumanisten heute als ihre Lebensrealität wahrnehmen. Sie behaupten eigentlich nur, dass es ausserhalb der programmierten Welt des globalen, kosmischen Computercodes gar nichts gibt. Kein Bewusstsein, keine Seele, Alles ist gesteuert. Alles kontrollier-, beherrsch- und herstellbar. Ein selbstreferentielles, geschlossenes System. Aber dennoch: Niemand lenkt. Denn auch der Gott der Annowelt lenkt nicht. Er ist nicht frei. Er ist hoffnungslos an seinen fixen Code geschmiedet. Er hat sich versklavt in seinen eigenen Regeln. Ist das nicht eine höchst spannende philosophische Ausgangslage für eine Spielbetrachtung? Aber dazu muss zuerst die Spieltheorie überwunden werden. Mit Spielpraxis.

Ich verabschiede mich von der resilient schweigenden Natur, steige in meinen Wohnwagen, setze mich an meinen Schreibtisch vor den Computer und starte voller Forscherdrang das Anno-Spiel. Ta-Tadaa! Musik. Der Vorhang meines Bildschirms öffnet sich und gibt die Bühne frei. Gesäusel von Wind und Wellen. Der Nebel verzieht sich. Da steht mein Kontor schon am Ufer einer jungfräulichen Insel. Ich werde dieses Mal alles etwas andres machen; alles viel schlauer angehen, um die Absichten der Programmierer und die Geheimnisse der fabrizierten Gebote des Herrgotts von Anno aufzudecken. Man macht das am besten, indem man bewusst nicht richtig mitmacht; antiautoritär, oder, wie man im Schulwesen modern sagt: verhaltensoriginell. Erwartungen aus Prinzip nicht erfüllen. Verweigerung als Kontrastmittel. Dann spürt man Widerstände und Absichten besser, als wenn man einfach vor dem göttlichen Spielcode kuscht und kollaboriert, denn beim kritiklosen Mitspielen und Mitschwänzeln wird man eingelullt und vergisst dabei, dass gar nicht wir spielen, sondern dass man mit uns spielt.

Um Gesetze und heilige Gebote des Spiels zu erkunden, weigere ich mich von Beginn weg, renitent und vorsätzlich, eine Kirche zu



Titelbild von Anno 1404. Mönche streunen missionierend durch die Lande.

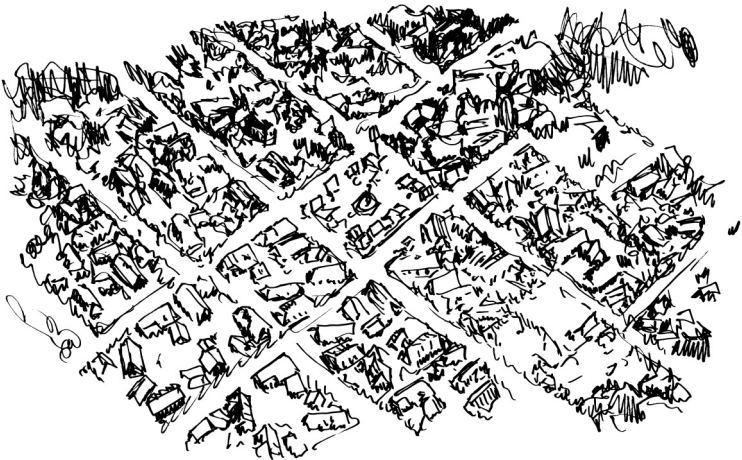
bauen. Und zwar genau deshalb, weil es mir vom Spiel mehrfach empfohlen wird und ich eindringlich ermahnt werde, dies zu tun, um vorwärts zu kommen. Ich ignoriere die aufsässige Drängerei standhaft. Immer wieder. Dadurch bleiben meine Bewohner zwar auf dem Niveau von Bauern stehen, aber sie haben auch nur wenige Bedürfnisse. Eigentlich nur zwei: Most und Fische, also Nahrung. Die beiden Holzfällerhütten zur Beschaffung von Baumaterial kann ich, nachdem das Dorf gebaut ist, wieder abreißen. Interessanterweise und völlig unerwartet blühte mein Dorf auf und die Steuereinnahmen sind so, dass sie deutlich über den Ausgaben liegen, sodass ich also Most und Fische sogar noch zukaufen kann. Die Frage ist nur: Wie lange?

In der Annowelt gibt es einen Händler, der alles besitzt was du nicht hast. Wie im richtigen Leben also. Der Händler lebt auf einer eigenen kleinen Insel und sendet ab und zu Schiffe zu dir, die gegen Bezahlung gewünschte Waren liefern. Der Händler residiert in einer hübschen Hafenstadt, wo natürlich viel mehr los ist als auf meinem rückständigen, heidnischen Eiland. Der Rest der Welt ist unerkundet und verborgen unter einer Wolkenschicht. Ich sehe aber durch ein Loch in der Wolkendecke ab und zu ein Schiff zum Hafen des Händlers fahren und wieder wegfahren. Aber bei mir meldet sich niemand anderer als der Händler.



So sieht ein Bauernhaus in Anno1404 aus. Es erinnert ein bisschen an den Stall von Betlehem. Der Ausbaustandard ähnelt den Dorfhütten im Kongo. Das gilt heute nicht als menschliche Behausung, sondern als Notunterkunft.

Um 23.13 Uhr leben bei mir schon 408 Bauern und ich besitze 97'000 Taler, das sind 17'000 mehr als zu Beginn des Spieles. Wunder der Geldschöpfung. Woher, frage ich mich, kommt und wie entsteht dieses Geld? Ja, klar, aus Steuern der Menschen. Aber woher haben sie es ihrerseits? Es muss ja von irgendwo her kommen. Auf meiner Insel gibt es aber nichts, wo Geld her kommen könnte. Nur Fischer und Mostbauern. Ihre Produkte werden auf der Insel verbraucht. Wir verkaufen nichts, also kommt auch vom Händler kein Geld rein. Irgendwo muss eine Bank sein. Aber ich finde keine. Gott ist die Bank? Das Geld kommt vom Schöpfer des Spiels. Offensichtlich. Aus dem Nichts. Das ist ja schon mal ein interessanter, clandestiner Lerneffekt. So bildet man heute die neuen Legionen unserer Volkswirtschaftler heran.



Mein heidnisches Bauerndorf sieht ein bisschen aus wie die ins Unendliche gewucherten Quartiere des afrikanischen Siedlungsmolochs von Kinshasa. Es fehlt das, was wir "Stadtkultur" nennen: Prunkbauten, Paradedstrassen, Denkmäler, Plätze, Sakralbauten, Verwaltungsgebäude.

Warum darf man nicht einfach Bauer bleiben in diesem Spiel? Ist Bauer zu sein ein dermassen mieser und primitiver Zustand des Menschen, dass es danach schreit ihn zu verlassen? Und was war denn vor den Bauern? Gab es da keine Ureinwohner auf der Insel? Jäger-Sammler. Oder ein paar ausgewilderte Schiffbrüchige? Robinson Crusoes und Freitags? Egal. Es gab einfach vorher keine Menschen hier. Und weil ich mich weigere eine Kirche zu bauen, gibt es jetzt nur Bauern. Sie sind alle artig und zufrieden mit ihrem Fisch und ihrem Most und ich kann das Spiel automatisch weiterlaufen lassen und so den Computer mit sich selber beschäftigen lassen, um dann morgen nach dem Schlaf des Gerechten zu schauen, was mit meinem Dorf geschehen ist. Ich bin schon gespannt.



Die Kirche im Anno-Spiel. Sie soll das Bedürfnis nach Glauben der Dorfbewohner stillen, sagen die Missionare und Pfaffen. Warum soll ich den heidnischen Trotzkopf spielen und diesen bescheidenen Sakralbau meinen Leuten vorenthalten? Sie verfallen sonst ja ganz ihrem paganen Aberglauben. Okay. Aber wo ist der Unterschied zwischen Kirche und Aberglauben?

Nächster Morgen. Acht Uhr. Die Vögel pfeiffen. Alle sind schon da. Das Bauerndorf steht noch. Jetzt habe ich schon über 300'000 Taler Vermögen. Über Nacht bin ich ein reicher Mann geworden; mit einem Bauernvolk. Aber nicht wahr: Geld zu haben, ohne dass man etwas damit machen kann; das ist genau so, wie wenn man kein Geld hat. Exakt gleich. Also juckt es einem unter den Nägeln, die Kohle sinnlos irgendwie aus dem Fenster zu schmeissen. Das wirklich geile Gefühl des Geldhabens kommt nämlich erst auf beim Ausgeben. Das ist etwas, worauf sich Frauen besser verstehen als Männer, weil sie sich das Mütterliche gönnen, das Materielle. Ich will aber nicht voreilig sein. Ich muss den Spielstand speichern und unterbrechen, weil ich den Computer andersweitig brauche. Unwichtiges Zeug. Arbeit eben.

Selber Tag. Neunzehn Uhr. Wiederbeginn von Anno. Ich entscheide, kraft meines absolutistischen Königtums, auf meiner Insel etwas Wald zu roden und zwei weitere Dörfer zu bauen; aber konsequent weiter auf den Heidentripp zu setzen und stur auf Kirchen zu verzichten. In einem Dorf haben 600 Bauern Platz. Für die Verpflegung der Bauern in den zwei zusätzlichen Dörfern baue ich je zwei Fischerhütten und zwei Mosthöfe. Ich kaufe Werkzeug ein. Ich sehe, dass es noch unbestellt Seile in meinem Kontor hat. Wozu dies? Wahrscheinlich will man mich dazu animieren, ein Schiff zu bauen. Aber dafür benötigt man zuerst eine Kirche. Darauf will ich jetzt auf meiner chronisch gottlosen Insel gezielt verzichten und schauen, was passiert ohne religiösen Überbau. Ich kann ja dann immer später noch meine Bauern mit einem Missionierungsfeldzug heimsuchen. Mir scheint die Welt ohne Pfaffen recht friedlich.

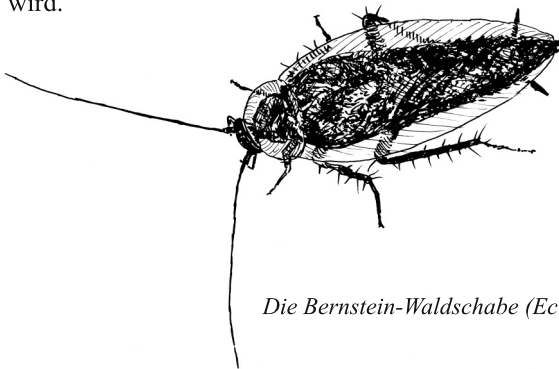
Ich habe einen Plan ausgeheckt: Wenn die ganze Insel voll gebaut ist und ich eine Million Taler auf meinem Konto habe, dann werde ich eine Kirche errichten, um huschhusch eine Werft und

Zack! ein Schiff zu bauen, um die Welt zu erkunden. Ich werde danach die Kirche gleich wieder abreißen. Ich will nur ein Schiff und keine Sektierer, die der wehrlosen, ruralen Bevölkerung den Kopf verdrehen. Mal schauen ob es gelingt. Das Programm muss bis morgen früh, also wieder die ganze Nacht hindurch laufen. Zum Glück muss ich dabei nicht immer vor dem Bildschirm hocken und glotzen wie die Pixel huschen, sonst wäre ich längst tot vor Langeweile. Das ist der Vorteil von Computern: Es ist komfortabel, wenn man für den langweiligen, repetitiven Quatsch eine solche teure Maschine besitzt, die ihre Bytes abrackert, hirnlos, sklavisch, auf keine kreativen Ideen kommt und keine blöden Fragen stellt. Der Computer macht das anstandslos, solange er Strom fressen kann. Es muss ein schrecklich trostloses Leben sein als Computer. Zu seinem Glück merkt er von seinem Elend nichts. Aber wer weiss, vielleicht erwacht dereinst die Maschinenempathie: Robotergewerkschaften setzen mit Streiks Arbeitszeitbeschränkungen für Gerät durch, Maschinen-Marxismus, Alters-Renten und Maschinenrechte für Roboter, Organ- und Ersatzteile-Spenderausweise für Apparate, Hilfslieferungen der UNO für an Schmierölmangel leidendes Roboterproletariat, politische Aufstände von Computerchips, Streiks von IC-Käfern in Waschmaschinen für mehr mehr was? egal: Einfach für mehr! Das reicht doch, oder?



Das protzige Schiff der Mitbewerber. Hübscher Kahn, nicht wahr? Es macht einen schon an, auch sowas zu besitzen und zu kommandieren. Aber wenn ich mir das nur leisten darf, wenn ich eine Kirche baue, dann eben nicht.

Bis jetzt ist in meinem Spiel kein Gegner aufgetaucht, der mein selbstgerechtes Dasein als atheistischer Regent eines abergläubischen Bauernreiches stören möchte. Vielleicht ändert sich dies, wenn ich ein Schiff besitze. Jedenfalls scheint der Programmiercode-Algorithmus des Gamegottes bisher keinen Anlass zu finden, wegen meinem querdenkerischen Regierungsstil strafend einzugreifen, nur weil ich dem Annogott die Kirche verweigere, und weil ich mich darum foutiere, weiter seinen für mich ausgewählten Karriereplänen zu folgen. 2504 Bauern leben nun in meinen drei Dörfern. Ich gehe trotzig und stolz als Fortschrittsleugner und Aufbauperweigerer schlafen. Ich bin im Taumel meiner pubertären Aufruhr gegen den Anno-Übervater von revolutionären Freiheitsgefühlen beflügelt. Der Computer darf weiter mit sich am Spiel arbeiten. Er wird nicht müde dabei. Das ist schade für ihn. Wie schön ist es doch, dass man müde werden darf. Schau: Mein armseliger Computer ist unfähig zu merken, dass er sinnlos ausgebeutet wird und kann nicht mal schlafen. Er kann nur schufteln für nichts und für etwas, wovon er selber keinen Ahnung hat. Träumen darf er auch nicht, denn dann könnte er ja erwachen. Der Computer kann dich nur heimlich ausspionieren, ohne dass du es merkst. Aber das ist ein anderes Spiel, das da abläuft, im Hintergrund. Eines, von dem du meist gar nicht wissen willst, und nicht wissen sollst, was mit Dir gespielt wird.



Die Bernstein-Waldschabe (Ectobius vittiventris)

Nächster Morgen: Schon wieder sind alle Vögel da. Wow! Schon 920'000 Talerchen in der Schatulle. Alle drei Dörfer voll intakt. Die ganze Welt ist noch immer von Wolken verdeckt. Beim Händler sehe ich, dass ab und zu das Schiff eines Mitspielers anlegt, der offenbar Handel betreibt. Ich habe aber keine Ahnung, wer der andere Spieler ist. Es interessiert mich nicht wirklich. Es ist eh nur ein fiktiver, ein vom Computer generierter Fake-Spieler. Soll ich so blöd sein anzunehmen, dass er, wie ich, in einem Wohnwagen sitzt und mit mir Anno spielt? Mein Mitspieler ist kein Spieler. Er gehört zum Spiel. Oder glaubst Du, dass Maschinen leben? Sagst Du deiner Kaffeemaschine: „Guten Morgen!«, oder deinem Handy: „Hallo wie gehts? Ist was reingekommen?“ Ich grüsse nur Lebewesen. Ich bleibe dabei. Transhumanisten hin oder her.

„Mich hast Du aber nicht gegrüsst“, reklamiert die Waldschabe, die gerade über meine Mausmatte krabbelt.

„Ich hab dich nicht gesehen, Waldschabe. Du musst blinken und tröten, wie es hier im Spiel üblich ist, dann wärst Du mir vielleicht aufgefallen.“

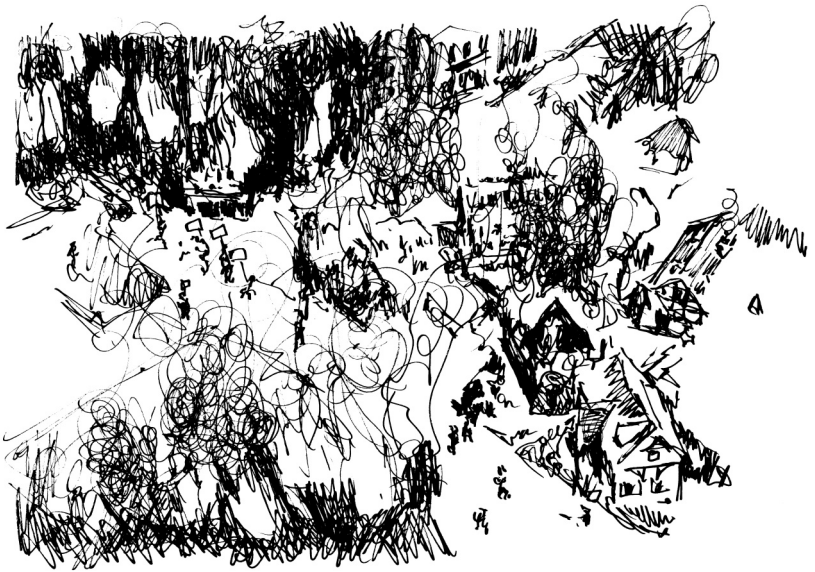
„Aber auch dem Rotkehlchen.“

„In meinem Wohnwagen hat es keine Rotkehlchen!“ Ich schaue mich um: „Noch nicht.“ Ich glaube wir regen uns über Ungeziefer nur auf, weil es uns grundlos von wichtiger Arbeit ablenkt.

Schnellgang. Vorwärts. Ich baue eine Kirche, erhalte ein Schiff, gehe zum Araber. Der schenkt mir noch ein orientalisches Schiff - ich erkunde die ganze Welt, die Piraten und meine vom Computer hergestellten fiktiven Mitspieler, die schon sehr weit fortgeschritten sind. Ich lasse mich aber von ihrem streberhaften Fortschrittsdrang und Gelbaffe nicht stressen. Ich besiedle in Seelenruhe eine zweite Insel, baue nochmals vier primitive, kirchenfreie Dörfer. Einskommadrei

Millionen auf dem Konto! Ich zerstöre meine Kirche, verkaufe mein Schiff an die Piraten. Doch dann werde ich plötzlich angegriffen von meinen Mitspielern. Jetzt haben sie offenbar vom Schöpfergott des Spieles den Auftrag erhalten den Zerstörer seiner eigener Kirchen auszulöschen. Sie haben die Nase voll von mir, dem atheistischen Geldsack. Mir egal. Ich gehe schlafen und lasse laufen.

Am Morgen haben mich meine Mitspieler vernichtend geschlagen. Ich besitze aber schon fast zwei Millionen Taler. Truppen der Feinde sind auf meinen Inseln gelandet und haben ein Bauernhaus und einen Stall nach dem anderen zerstört und die Bewohner massakriert. Es brennt und qualmt. Seuchen brechen aus. Das Infer-



Brennendes Dorf. Meine Bürger ziehen randalierend und demonstrierend durch ihr Ex-Habitat. Wenn die Staats-Schatulle voll ist, sehen brennende Dörfer aus wie knisternde Chemineefeuere beim Vier-Uhr-TEE im rosaroten Salon, wo gerade aus dem Casanova vorgelesen wird. Putzig.

no hat die ganze Nacht angedauert. Friedensangebote hatte ich nicht erhalten. Blöder Gott. Ich war doch völlig gewaltfrei. Ich habe nichts zur Gegenwehr unternommen. Es ist ein völkerrechtlich illegaler bewaffneter Überfall! Ich bin jedoch nach der Niederlage stinkreich. Ein König ohne Volk. Ein stinkreicher, konfessionsloser Versager.

Zwischenfazit meiner Anno-Gott Recherchen bisher: Dass man friedlich und selbstgenügsam lebt, wird nicht geduldet. Man muss sich weiterentwickeln. Klar: Es ist ja ein Aufbau Strategie Spiel und nicht ein Zuschau-Abhäng Spiel.

Gewaltfreiheit gilt nicht, wenigstens nicht, wenn man genügsam ist. Und selbst mit Geld allein kann man sich Schutz nicht kaufen, weil die Items nicht freigeschaltet sind, die man dazu brauchen würde. Geld allein nützt nichts. Du brauchst eine Bewilligung, um damit etwas kaufen zu dürfen. System DDR. Das erklärt teilweise, weshalb Anno ein Spiel deutscher Entwickler ist. Gewisse Deutsche sind voll masochistisch drauf. Und geben das gerne auch spielerisch weiter.

Was mach ich jetzt? Eine Antwort ist mir schon klar. Ich muss die ganze Entwicklung voll mitmachen, Marsch durch die Institutionen, alle Mitspieler besiegen und hab erst dann Frieden, wenn alle niedergemetzelt sind. Mit den Piraten kann man einen Friedenspakt schließen. Das kostet ein bisschen was. Oder man kann sie zerbomben, wenn sie lästig werden. Das wäre aber eine Variante mit Gewaltanwendung. Ganz klar. Gewalt ist gewollt. Ich stelle den Computer ab. Ich werde mir etwas zu Essen brutzeln auf meinem Holzkohlegrill, öffne die Wohnwagentüre:

Danielos: Ah! Herrlich! Diese frische Luft.

Spinne: Soso! Jetzt kommst Du wieder raus!

Die Spinne hat ein Radnetz in der Ecke des Vordaches des Wohnwagens gebaut. Sie sitzt wartend in der Mitte der strahlenden Fäden.

Spinne : Die Natur muss dich wieder trösten für Deine Niederlagen und Deinen Frust.

Danielos: Was verstehst Du davon, Spinne? Du hast ja keine Ahnung. Du hast ja selber gar keine Natur, die Dir gegenüber steht. Du hockst in ihr mitten drin, wie in deinem Netz. Du kannst Dir überhaupt nicht vorstellen, wie das ist, wenn man ausserhalb der Natur sich in einer fremden Welt als König abrackert, wie wild, und dann vernichtet wird von Gegnern, die nicht mal wirklich da sind...

Spinne: Aber Du bist ja gar nicht vernichtet. Du bist doch da?

Da realisierte ich, dass es schwierig werden würde, einer Spinne, einer Kellerassel, oder einer Schnirkelschnecke erklären zu wollen, was ein Spiel ist. Die werden das nicht kapieren. Oder doch?

Danielos: Hör mal zu Spinne. Ich möchte dich etwas fragen.

Die Spinne hält inne bei ihrer Beschäftigung eine kleine Fliege einzuwickeln, die sich soeben im Netz verheddert hat.

Spinne: Ich höre?

Danielos: Müsst ihr nicht üben, wie man ein Netz baut?

Spinne: Nein. Wieso? Wir sind Spinnen. Wir können das.

Danielos: Oder sagen wir es so: Müsst ihr nicht spielerisch erlernen, was es heisst, eine Spinne zu sein?

Spinne: Ich glaube, du redest besser wieder mit der Blattlaus.

Danielos: Ich sehe sie aber gerade nicht.

Fliege: (halb eingewickelt, leicht stöhnend) Die Larve eines Marienkäfers hat die Blattlaus gestern verspiesen.

Danielos: Das hat man vom Philosophieren.

Fliege: Es geht mich ja nichts an, aber ich hätte da noch eine Frage.

Die Fliege zappelt und zerrt an den Spinnfäden, in denen sie gefesselt ist.

Fliege: (zur Spinne): Hör mal kurz auf mich einzuwickeln, Spinne. Du kannst mich ja nachher aussaugen.

Spinne: Ist das so wichtig? Kann das nicht warten?

Fliege: Warten worauf?

Die Spinne hält inne und verschränkt ihre acht Arme und Beine.

Spinne: Okay, Fliege. Aber fass Dich kurz.

Fliege: Hör zu, Danielos. Was ist der Unterschied zwischen dem Leben und dem Spiel, von dem Du redest?

Spinne: Gute Frage. Auf sowas wäre ich nie gekommen.

Danielos: Wow! Da bin ich jetzt gerade ein wenig überfordert. Das kann ich nicht so spontan beantworten. Wielange habe ich Zeit zum Überlegen?

Spinne: Drei Minuten

Fliege: Fünf

Spinne: Vier.

Fünf Minuten später

Spinne: Du bist eine Minute zu spät.

Danielos: Sorry. Das Nachdenken hat sich verfädelt und in die Länge gezogen und verspätet.

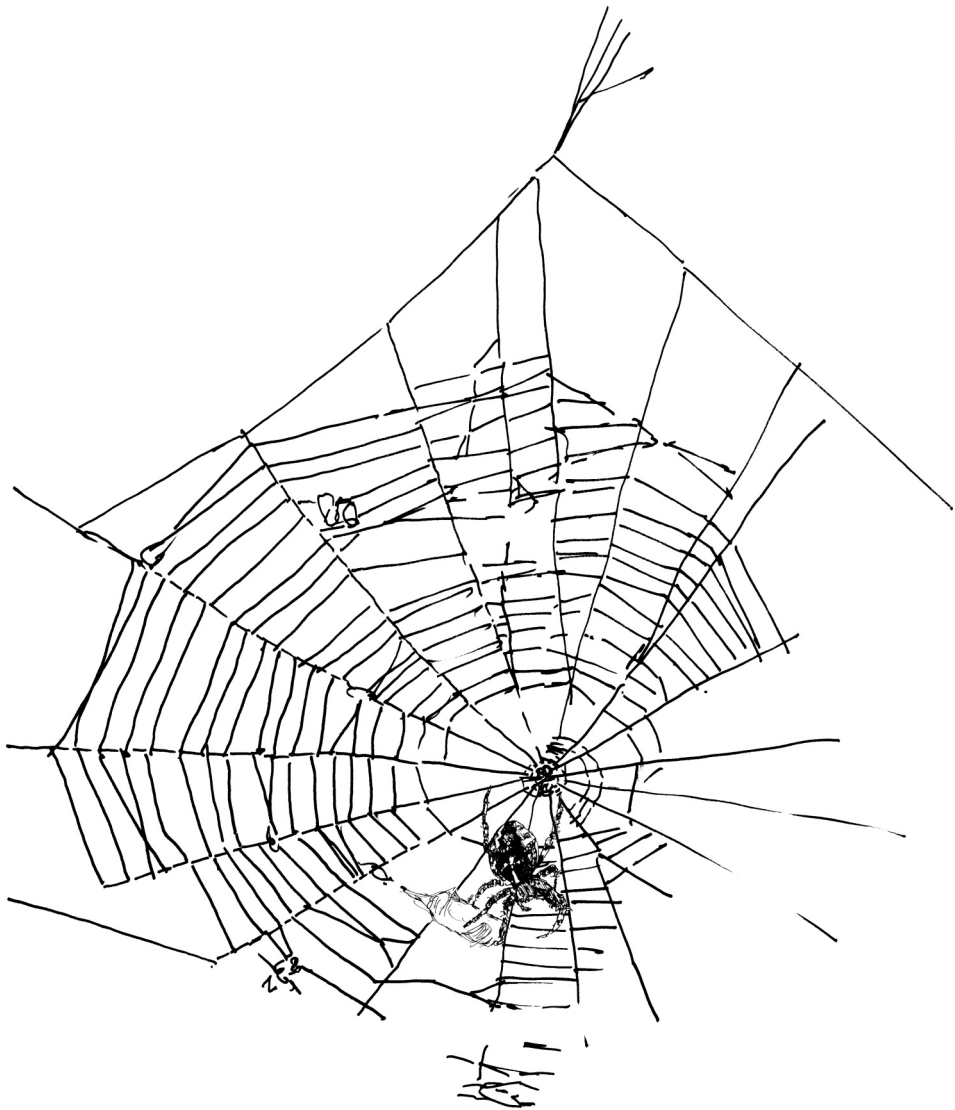
Fliege: Und?

Danielos: Überall da, wo man sagt, man könne nur gewinnen, wenn man mitmacht, da spielt man. Aber da, wo man auch gewinnt, wenn man nicht bei allem mitmacht, da lebt man.

Fliege: Das hast Du sicher irgendwo abgeschrieben. Stimmts?

Danielos: Spielt es eine Rolle?

Spinne: Danke Leute. Ich muss jetzt weitermachen. Manchmal lohnt es sich, mit dem Essen zu warten.



DER FÜHRER - TEIL 1

Der Führer erscheint in der Kanzlei seines Palastbunkers mit einem Koffer. Er hat sich in einen unauffälligen Strassenanzug gekleidet.

Sekretär: Guten Morgen, verehrter Führer. Keine Uniform heute?

Führer: Ich bin dann weg bis Montag.

Sekretär: Welcher Montag?

Führer: Irgendeiner der Kommenden.

Der Premierminister stürzt in den Raum. Er stellt sich ängstlich vor den Führer, der eben die Kanzlei verlassen will.

Premier: Unmöglich, verehrter Führer! Morgen kommt doch der WHO-Lobbyist, der Regent des Nachbarlandes und sie halten am Bankett der Rüstungsindustrie ihre Rede zum Sieg von Vernunft und Gehorsam. Die nächsten drei Wochen ist keine Stunde ihres Terminkalenders frei. Grosser Führer.

Führer: Egal. Ich bin weg. Ich geh nach Venedig.

Premier: Wie sagen wir das dem Volk. Und den Medien?

Führer: Erfinden sie etwas. Wie immer. Gehen sie mir nun aus dem Weg, Sekretär! Rufen sie ein normales Taxi. Nicht die Staatlimousine.

Premier: Aber, Grosser Führer! Sie sind der Führer, sie können nicht machen was sie wollen!

Führer: Egal. Ich bin weg.

Premier: Was machen sie denn in Venedig?

Führer: Geht sie nichts an.

Premier: Wie lange sind sie weg?

Führer: Weiss nicht.

Später am Tor des Führerhauptquartiers.

Pförtner: Guten Morgen, verehrter Führer.

Führer: Pförtner. Öffnen sie das Tor!

Pförtner: Ich kann sie nicht raus lassen ohne Passierschein.

Führer: Unerhört!

Pförtner: Es ist eine strikte Order, niemanden rauszulassen ohne Passierschein.

Führer: Ich, der Führer, habe diese Gesetze gemacht.

Pförtner: Wollen sie sich denn nicht an ihre eigenen Gesetze halten?

Führer: Heute nicht! Machen sie gefälligst auf, sonst rufe ich die Schutzbrigade.

In diesem Moment betritt ein unauffällig gekleideter Mann die Pförtnerloge. Hinter ihm ein Truppe von ebenso auffällig unauffälligen, gröberen Männern mit ausgebeulten Anzügen.

Agent Sie haben mich gerufen, Pförtner?

Führer: Unerhört. Wen haben sie da alarmiert?

Pförtner: Ihre Schutzbrigade. Wie sie es gewünscht haben.

Agent: Zu ihre Diensten, verehrter Führer. Ihre Schutzbrigade. Können wir etwas für sie tun an diesem wunderschönen, friedlichen Morgen?

Führer: Öffnen sie das Tor!

Agent: Wo ist denn ihr Sekretär, der normalerweise ihren Passierschein präsentiert.

Führer: Ach das macht er? Mein Sekretär?

Pförtner: Immer, wenn sie den Palast verlassen, verehrter Führer. Immer.

Agent: Wir müssen doch wissen, wann sie denn Palast verlassen, damit ihnen nichts geschieht.

Führer: Das heisst also, dass ich, der Führer dieser Nation, meinen eigenen Palast nicht verlassen kann, ohne dass mein Sekretär einen Passierschein präsentiert?

Pförtner: So ist es.

Agent: Sie haben das so bestimmt, Herr Führer, in ihrer unbestechlichen und weisen Voraussicht.

Führer: Aber habe ich denn bestimmt, dass es auch für mich gilt?

Mann: Für alle gilt das Gesetz.

Führer: Ich bin nicht alle. Ich bin der Führer.

Pförtner: Das ist ja auch kein Problem. Wir brauchen ja nur einen Passierschein und den kann ihr Sekretär beim Sicherheitsminister sofort holen, jederzeit.

Agent: Wir organisieren das gerade. Es dauert höchstens zwei Minuten.

Der Führer mit dem Koffer ist genervt. Der Pförtner und der Agent schauen beschämt vor sich zu Boden. Der Sicherheitsmann versucht die gespannte Lage etwas aufzuheitern:

Agent: Karneval in Venedig, verehrter Führer?

Führer: Woher wissen sie, dass ich nach Venedig will?

Agent: Wir sind der Geheimdienst.

Führer: Verstehe.

Ein Livrierter eilt herbei mit einem Zettel. Übergibt ihn dem Agenten. Dieser dem Führer.

Führer: Ist das mein Passierschein?

Agent: Korrekt!

Führer: Ich komme mir ja vor, wie wenn ich ein Gefängnis verlasse.

Pförtner: Es ist ihr Palast, verehrter Führer.

Führer: Kann man das nicht etwas Unauffälliger machen, dass ich mir nicht vorkomme wie ein Häftling?

Agent: Wir könnten kleine Badges machen, die sie an eine Kontaktstelle halten. Biips. Und offen.

Führer: Na also. Dann machen sie das so. Von jetzt an !

Der Führer reicht das Papier dem Pförtner. Das Tor geht auf. Der Führer besteigt sein Taxi, winkt den herbeigeeilten Polizeichef zu sich und bittet ihn im Taxi ebenfalls Platz zu nehmen. Während sie Richtung Stadt fahren:

Führer: Ich möchte, verehrter Polizeichef, diese Gelegenheit unserer Taxifahrt benutzen, um ihnen ein paar persönliche Fragen zu stellen.

Polizeichef: Ich bin geehrt.

Führer: Sie sind der Polizeichef hier?

Polizeichef: Seit 27 Jahren.

Führer: Wer ist der freiste Mensch in unserem Land?

Polizeichef: Der, der machen kann was er will.

Führer: Der also, der jeden Tag selber entscheidet was er machen will.

Polizeichef: (zeigt nach draussen auf einen Mann, der am Boden hockt): Vielleicht dieser Bettler da am Strassenrand.

Führer: Kaum. Er muss doch betteln. Er ist gezwungen zu betteln. Der kann doch nicht wie ich einfach abreisen nach Venedig.

Polizeichef: Wieso nicht. Kennen sie ihn denn? Es gibt auch stinkreiche Bettler. Die sitzen nur da, um sich in Ruhe die Leute anzuschauen.

Führer: Sie wollen mich verarschen, Polizeichef? Nicht wahr?

Polizeichef: Nein, wieso? Wir können den Bettler fragen.

Führer: Chauffeur! Halten sie an! Fahren sie zurück! Zu dem Bettler vor der U-Bahnstation.

Das Taxi wendet und hält vor der U-Bahnstation. Der Führer und sein Polizeichef steigen aus. Sie gehen auf den Bettler zu, der am Boden sitzt und auf einer Mundharmonika spielt. Es ist ein leicht zerknitterter, weisshaariger Greis in einem abgeschabten, löchrigen

Filzmantel. Neben sich ein Hut. Der Polizeichef ergreift die Initiative, beugt sich zu ihm herab.

Polizeichef: Entschuldigen sie, Bettler.

Der Bettler reagiert nicht. Er ist vertieft in seine süßliche Melodie, hält die Augen geschlossen. Der Führer gibt dem Polizeichef mit einem Wink zu verstehen, vorwärts zu machen. Dieser stößt den Bettler mit dem Fuss an. Der Bettler öffnet seine Augen. Schaut auf.

Bettler: Meine Herren. Darf ein Bettler nicht mal mehr seine Liedchen fertig spielen?

Polizeichef: Wir haben ein paar Fragen an sie?

Bettler: Ich bin Bettler, kein Auskunftsbüro.

Der Bettler beginnt wieder zu spielen.

Führer: Bettler! Ich bin der Führer. Erkennen sie mich nicht?

Der Bettler schaut auf, hebt die Augenbrauen während er weiterspielt und nickt zustimmend. Mit dem Kopf deutet er auf seinen Hut am Boden. Der Polizeichef versteht. Er kramt eine Münze aus seiner Hosentasche und wirft sie hinein.

Bettler: Ich mache es wie Charon, der Fährmann in der Unterwelt. Der braucht für seine Dienste einen Obulus. Worum geht's?

Polizeichef: Der Führer würde ihnen gerne ein paar Fragen stellen.

Bettler: Setzen sie sich zu mir.

Führer: Ich kann doch nicht einfach auf die Strasse sitzen. Was ist, wenn die Leute uns erkennen?

Bettler: Niemand erkennt einen Führer, der neben einem Bettler sitzt. Auch sie Polizeichef, setzen sie sich.

Polizeichef: Sie kennen mich?

Bettler: Nein, aber sie Sie sehen so aus.

Als der Bettler sich standhaft weigert zu sprechen, solange die beiden sich nicht zu ihm setzen, geben sie schliesslich nach. Der Taxifahrer bringt eine Decke, legt sie neben den Bettler auf den asphaltierten Boden und darauf setzen sich der Führer und sein Polizeichef. Es ist ihnen etwas unangenehm,, ja peinlich. Die Passanten lässt es kalt. Sie strömen vorbei wie immer.

Bettler: Jemand muss weiterhin Harmonika spielen, sonst kommt nichts rein. Ausserdem sind wir gut getarnt mit der kläglichen Musik. Es spielt keine Rolle was man spielt. Man muss nur Mitleid erwecken. Das reicht für die meisten Leute heute. Das könnte doch der Taxifahrer machen. Während wir uns unterhalten.

Der Taxifahrer weigert sich, in die Mundharmonika, die der Bettler im Mund hatte, zu blasen, aber mit etwas monetärer Motivation ist er schliesslich dazu bereit. Er setzt sich artig zu den anderen drei Herren auf den Boden und beginnt Töne von sich zu geben. Widerwillige. Manchmal wirft jemand im Vorbeigehen eine Münze in den Hut, und schüttelt den Kopf.

Führer: Der Polizeichef behauptet, dass sie möglicherweise der freiste Mann des Landes seien. Ich hielt dagegen

und sagte ihm, dass sie doch als Bettler gezwungen seien, da zu sitzen und zu spielen, damit jemand Geld in ihren Hut wirft; sie also deshalb unfrei sind. Wer von uns beiden hat recht?

Bettler: Ich bin nicht wirklich frei. Denn wenn ich wirklich frei wäre, dann könnte ich nicht frei hier rumsitzen und morgen vor dem Migros hocken, oder wenn's regnet bei mir bleiben, wie ich will. Weil ich frei bin, bin ich noch nicht ganz frei.

Polizeichef: Wenn das so ist, dann sind sie aber doch frei. Niemand sagt ihnen was sie tun müssen.

Bettler: Ja, schon. Aber in unserem Land sind die, die in Freiheit leben, nicht frei.

Führer: Das macht doch keinen Sinn!

Polizeichef: Ich glaube wir vertrödeln unsere Zeit.

Führer: Nein, Polizeichef. Er soll sich erklären. Er soll sagen, warum er nicht frei ist, weil er frei ist.

Bettler: Ich bin leider so dumm. Ich weiss nicht, ob ich dies erklären kann auf ihrem hohen intellektuellen Niveau. Sehen sie. Ich glaube, dass die freisten Leute diejenigen sind, die von der Regierung verfolgt und einsperrt und umbracht werden, weil der Staat vor deren Freiheit Angst hat.

Polizeichef: Du meinst die Schwerverbrecher im Gefängnis.

Bettler: Nein, das sind Schuldige. Ich meine die Unschuldigen die der Staat zum Schweigen bringen will, und die, die ihr zu Gesinnungsverbrechern erklärt.

Führer: Du meinst Staatsfeinde, Terroristen, Aufrührer, Verleumder, Querdenker. Du willst sagen, dass sie frei

sind, weil sie verfolgt und eingekerkert sind?

Bettler: Nein, die sind nicht frei, weil man sie eingesperrt, aber ihr Freiheitsgrad ist so gefährlich gross, dass ihr sie anketten müsst. Es beweist, dass ihre Freiheit für den Staat ein bedrohliches Ausmass angenommen hat, während ich selber als Bettler ja nur dasitze und etwas Mundharmonika spiele und etwas Geld sammle.

Führer: Können sie am Morgen aufstehen und sagen: Ich bin weg bis am Montag?

Bettler: Wem sollte ich es sagen? Ich bin allein. Ich steh einfach auf und geh weg. Ich muss es niemandem sagen.

Führer: Und können sie einfach nach Venedig fahren, wenn es ihnen danach beliebt.

Bettler: Ja klar.

Führer: Heute? Jetzt?

Bettler: Ja. Wenn ich nicht könnte, dann wollte ich es auch nicht. Verstehen sie?

Polizeichef: Sie meinen, wenn sie kein Geld haben, dann behaupten sie einfach, dass sie gar nicht nach Venedig wollen, weil sie es nicht vermögen?

Bettler: Ach was, vermögen! Geld braucht man nicht, um nach Venedig zu kommen. Man muss nur aufstehen und losgehen.

Führer: Okay: Aber sind sie denn so frei, mit mir nach Venedig zu kommen.

Bettler: Im Moment grad nicht. Ich reise lieber alleine, oder mit normalen, einfachen Leuten, so wie ich.

Polizeichef: Was ist denn an uns so abnor

In diesem Moment erscheint ein Polizist bei den vier Herren, die vor der U-Bahnstation auf dem Boden hocken.

Polizist: Meine Herren. Ich muss sie bitten diesen Platz zu verlassen. Das ist hier keine öffentliche Sitzbank und auch kein Versammlungsplatz für's Picknick. Hier hat es viele Passanten, die sie am freien Zugang zur U-Bahnstation hindern.

Bettler: Entschuldigen sie, Herr Oberpolizeirat, aber diese Herren sind auf meine Einladung zu mir gesessen, um meine Musik besser geniessen zu können. Ich werde sie auffordern mit mir in den Park zu gehen.

Führer: (Zum Bettler) Sie kennen diesen Polizisten?

Bettler: Ja, klar. Er ist immer hier. Er kommt auf die Minute genau um 11.15 Uhr hier vorbei auf seiner Patrouille.

Polizist: Also meine Herren. Hoppla. Aufstehen. Abmarsch!

Führer: Aha! Da endet jetzt also ihre angebliche Freiheit, Bettler.

Bettler: Das ist doch keine Freiheit, die begrenzt wird, wenn unsere Freiheit da endet, wo wir die Freiheit anderer begrenzen.

Polizist: Also? Vorwärts!

Der Führer steht auf. Stellt sich vor den Polizisten. Schaut ihm tief in die Augen.

Führer: Wissen sie wer ich bin?

Polizist: Nein.

Führer: Ich bin ihr Führer.

Polizist: Sie sehen ein bisschen so aus. Aber mein Führer hat Besseres zu tun. Er sitzt nicht mit Bettlern vor dem U-Bahneingang. Also Abmarsch.

Der Polizeichef stellt sich neben den Führer und schaut den Polizisten an.

Polizeichef: Kennen sie mich?

Polizist: Nein.

Polizeichef: Ich bin ihr Polizeichef.

Polizist: Das habe ich fast vermutet. Und aus welcher Klinik seid ihr ausgebrochen?

Der Bettler lacht und nimmt den Hut.

Bettler: Easy Leute. Deeskalieren! Lasst uns in den Park gehen. Ihr wollt doch nicht Streit mit der Ordnungsmacht. Folgt mir.

Im Park angekommen. Eine Bank im Schatten ist frei. Ein paar Frauen mit kleinen Hunden an der Leine und roten Doggybags spazieren vorbei. Ein Grünraumpfleger, vormals Strassenwischer, leert Abfallkübel.

Bettler: Ich hab's mir überlegt. Ich komme mit nach Venedig.

Führer: Ich habe nicht gesagt, dass ich sie mitnehmen werde.

Bettler: Ich komm trotzdem mit.

Polizeichef: Der Führer entscheidet das.

Bettler: Kann er ja. Ich geh trotzdem nach Venedig. Auch

wenn er nicht will.

Führer: Wie kommen sie dazu sich diese Freiheiten heraus zu nehmen.

Bettler: Ich habe ihnen ja versucht darzulegen, dass bei uns der Abschaum der Gesellschaft den grössten Freiheitsgrad hat. Ich komme dem ziemlich nahe.

Polizeichef: Und wenn ich sie einbuchte?

Bettler: Dann hole ich mir in der Gefängnisbibliothek ein Buch über Venedig und sie müssen rund um die Uhr für mich sorgen und sogar meine Toilette putzen.

Führer: Also Herr Bettler. Ich werde es mir überlegen sie mitzunehmen nach Venedig. Aber sagen sie: Von wem haben sie eigentlich ihre Idee über den grössten Freiheitsgrad des Abschaums.

Bettler: Hoppla! Da ist etwas hängen geblieben! Die Idee ist nicht von mir. Das haben sie gemerkt. Nicht wahr? Dass der Gedanke nicht von mir ist. Nicht wahr? Ich bin nur ein Bewunderer des Denkers dieser Idee. Er ist ein grosser Philosoph, also eigentlich ein kompletter Nichtnutz und Versager, und daher völlig ignoriert und sehr frei. Ich kann sie mit ihm bekannt machen.

Führer: Weshalb nicht?

Bettler: Ich muss gestehen, Führer. Es ist erstaunlich und sogar beängstigend, wie frei sie sind, anderen zuzuhören. Das hätte ich ihnen nicht zugetraut. Eigentlich halte ich es auch jetzt noch für unmöglich. Ist das ein Trickspiel? Ist das wirklich ehrlich gemeint, oder ein Falle, wie immer?

Führer: Es ist purer Eigennutz.

- Bettler: Wohl bekomm's.
- Führer: Nur noch eine Frage: Weshalb hat der Abschaum der Gesellschaft den grössten Freiheitsgrad?
- Bettler: Sie sind nicht eingebunden in ein Kontroll- und Sicherheitsnetz.
- Führer: Warum nicht?
- Bettler: Weil sie es nicht wollen. Sie möchten lieber frei sein.
- Führer: Und weshalb erlauben wir ihnen das? Sollte der Staat das nicht verhindern? Was machen sie, Polizeichef, mit solchen Vagabunden?
- Polizeichef: Wir stecken sie ins Gefängnis, weil wir ja nur diejenigen verfolgen und einsperren müssen, die frei sind. Diejenigen die schon unfrei sind, können wir getrost frei lassen.
- Führer: Wie? Was?
- Bettler: Genau! Bravo! Endlich hat er es verstanden!
- Polizeichef: Unfreie müssen wir nicht einbuchten, weil sie schon gefangen sind.

Sokrates im Gefängnis. Stahlstich von Johann Wilhelm Meil (1733-1805). Man beachte den Schmetterling über dem Schädel, Zeichen der Metempsychose, der Seelenwanderung und Reinkarnation bei den Griechen. Nach Epiktet war Sokrates kein Gefangener, weil er freiwillig einsass.



DER KNOCHEN

Erstaunliche und schmerzhaft Probleme tauchen auf. Wegen meiner gesundheitsschädigenden Schreib-Ergonomie kann ich weder stehen, noch gehen. Das kam so: Ich sass gestern den ganzen Tag lang in meinem Wohnwagen vor dem Computer-Bildschirm und schrieb. Dabei hatte ich meinen nackten, linken Fuss unter den Stuhl gezogen. Die scharf abgeknickten Zehen waren auf den Teppich gesetzt. Wahrscheinlich hatte sich dadurch mein Fuss verkrampft, ohne dass ich es merkte, weil ich abgelenkt war. Dazu kam ein kalter Luftzug, weil ich die Wohnwagentüre offen stehen liess. Kalten Luftzug war ich jedoch nicht gewohnt, weil ich gerade aus dem heissen Afrika zurück gekommen war. Nun habe ich mir eine böse Sehnenscheidenentzündung eingefangen. Den linken Fuss kann ich nicht auf den Boden setzen. Er schmerzt höllisch und ist zu einem pulsierenden Klumpen angeschwollen.

Dass man sich am Fuss verletzen kann, weil man schreibt, geht womöglich bei meiner Krankenversicherung nicht als Berufsunfall durch. Sonst könnte ich Taggelder beantragen wegen einer berufsbedingten Verletzung. Dann müsste ich allerdings belegen können, dass wegen dem schmerzhaften Fuss meine Gedanken verklemmt sind und ich nicht mehr schreiben kann, also arbeitsunfähig geworden bin. Solche abstrusen Zusammenhänge zu belegen würde mir sicher nicht schwer fallen. Schliesslich bin ich Schriftsteller. Aber ich will keine Zeit vertrödeln mit weinerlichen Texten über eine Sehnenscheidenentzündung. Die Versicherung wird mir cool raten besser anzugeben, dass die Schreibmaschine kaputt gegangen sei, oder dass man die Zehen des Fusses überdehnt habe in kaltem Luftzug. Weswegen ursächlich Missbill geschehen ist, interessiert genau

niemanden. Man kann letztendlich immer nur das begründen, was jemand verstehen will. Das ist in der Regel ziemlich wenig.

Mir kommt jetzt spontan ein ähnlich situiertes Unglück in den Sinn: Meine Camping-Nachbarin Kathrin hatte einst unerträglich stechende Nackenschmerzen; Verspannungen von Schulter zu Schulter und den Hals hinauf. Eine äusserst schmerzhaft Sache, manchmal wie eine Entzündung. Ihre Ärzte hatten alles probiert; Spritzen, das allseits beliebte Cortison, Salben, Massagen, Turnübungen. Nichts genutzt. Eines Tages kam Kathrin selber darauf, dass diese Schmerzen daher kommen, dass sie nicht mehr gut sieht. Ja, sie war kurzsichtig geworden. Sie hatte es ignoriert. Kathrin konnte ihre Umgebung nur mehr schemenhaft wahr nehmen. Dadurch starrte sie beim Gehen und Spazieren unsicher und verkrampt vor sich auf den stark verschwommenen Boden. Verkrampt. Hören sie das? Als sie eine Laserbehandlung der Augen gemacht hatte und wieder gut sah, waren die Nackenschmerzen wie weggeblasen. Würden sie deshalb Kurzsichtigkeit als Grund für Nackenschmerzen akzeptieren? Es ist nicht zielführend Ursachen da zu suchen, wo die Probleme sind. Vielleicht ist es ebensowenig zielführend sein Glück da zu suchen, wo die Wünsche sind.

Das Bahnbillet nach Venedig habe ich gekauft. Die Abfahrt ist in drei Tagen. Mal schauen, ob mein Fuss das mitmacht. Meine Schreibtechnik habe ich angepasst. Ich denke jetzt beim Schreiben immer an meine Fussstellung. Darunter leiden natürlich auch die Texte. Deshalb, liebe Lektorin, kann ich nicht auf jedes Komma acht geben. Schliesslich muss ich als Autor auch auf meine Gesundheit Rücksicht nehmen.

Ein weiteres Problem macht sich bemerkbar: Ich muss - das ist der menschlichen Biologie geschuldet - ab und zu zur Toilette. Die Toilette in meinem Wohnwagen habe ich jedoch stillgelegt und in

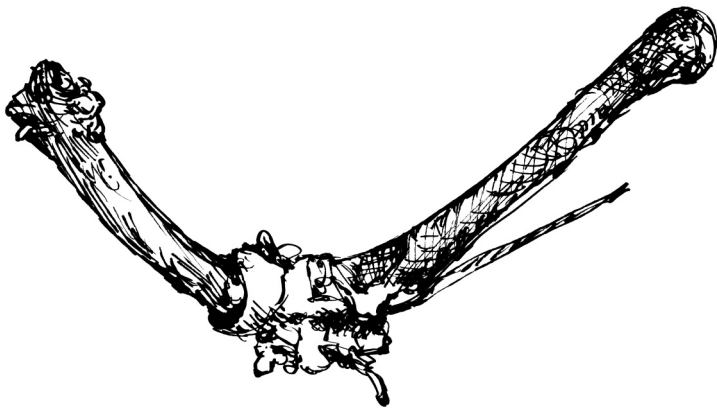
einen Kleiderschrank verwandelt. Pinkeln könnte ich zur Not noch im Wald, der meinen Caravan umgibt. Aber das grosse Geschäft? Mit diesem Fuss kann ich unmöglich die hundert Meter bis zur Toilettenanlage des Campingplatzes humpeln. Ich sterbe auf dem Kiesweg. Ich bin nicht wehleidig. Die ganze Nacht habe ich kein Auge zu getan, weil der Fuss so blödsinnig schmerzte, ohne dass er überhaupt belastet war.

Daher habe ich mir überlegt, ob ich einen Abfallsack in einen Wasserkessel drappieren soll und dann so mein Geschäft in den Abfallsack mache; Robidog System für Menschen. Ich weiss nicht ob sie den ausgezeichneten Film ‚Nomadland‘ gesehen haben? Sehr empfehlenswert. Ein tiefgründiges Kino-Bjoux. Darin gibt es eine Szene, in der die Hauptdarstellerin ihr Geschäft im Wohnmobil in einen alter Farbeimer verrichtet. Dies illustriert den Begriff Notdurft, den wir für die Entleerung des Darmes verwenden, ganz trefflich. Die Kübelmethode wollte ich aber nicht widerstandslos akzeptieren. Obwohl: Man ist sich als Schriftsteller und Künstler einige berufsbedingte Erniedrigungen gewohnt. Zum Beispiel die Frage: Wovon leben sie eigentlich? Wegen Kollateralschäden meines Schreibstils in einen Kessel zu kacken, soweit wollte ich jedoch derzeit noch nicht gehen.

Ich entschloss mich meine Schuhe anzuziehen. Der geschwollene Fuss passte aber nicht hinein. Nur mit brutalem Würgen und Drücken und unter stechenden Schmerzen gelang es schliesslich doch. Der Schuh gab etwas Halt. Ich klemmte mir zwei leere PET-Flaschen unter den Arm, um Wasser für Kaffee und zum Kochen zu holen. Ich ergriff eine grosse Artischokke, die ich vorgestern gekauft hatte, und die ich waschen wollte, um sie zuzubereiten mit brauner, gesalzener Butter. So humpelte ich wie ein elender Alter, mit von Schmerz verzerrtem Gesicht zur Toilettenanlage.

Auf der WC-Schüssel sitzend sprach ich so zu mir: „Vielleicht werde ich das nächste Mal jemanden bitten, für mich auf die Toilette zu gehen. Genau! Weshalb hat der Staat dies noch nicht übernommen? Die Krankenkasse, oder ein Startup? Wär doch ein toller Slogan: »Wir erledigen ihr Geschäft für sie!« Warum muss jeder selber scheissen? Das passt doch nicht in unser System. Wenn du keine Geld hast, dann gibt man dir eine Wohnung, zu Essen, medizinische Versorgung. Ich werde vielleicht einen Brief schreiben, ob der Staat, wenn er mich schon gegen meinen Willen maskieren und impfen will, auch wenigstens meine Notdurft für mich verrichtet. Vielleicht könnten wir dann einen Deal machen.“

Weil die Sonne scheint, werfe ich den Grill an. Poulet, Zucchetti und Paprika gibt's. Und die Artischokke. Die Wärme tut gut. Als ich fertig gegessen habe, schaue ich den abgenagten Knochen des Poulets an: Was soll ich mit dem Beingerüst des Huhnes machen? Normalerweise werfe ich Knochen ins nahe Unterholz, um die lokale Natur zu fördern und damit die Restnährstoffe in meinem Nkunku (in der Bantusprache der Ausdruck für den Gemeinschaftswald eines Clans) für mehr Leben einzusetzen. Aber vielleicht wäre interessant, einmal den Knochen zu fragen, was er will.



- Danielos: Entschuldige bitte, verehrter Knochen, die ungewöhnliche Störung. Ich frage mich gerade, was wohl ein abgenagter Knochen eines Poulets wünschen würde, wenn er die Freiheit hätte zu bestimmen, wohin man ihn wegwirft?
- Knochen: Eine interessante Frage. Darf ich zuvor bitte noch wissen, unter welchen Gesichtspunkten du diese Frage betrachten möchtest. Geht es um meine materiellen Stoffe, um meine Zeugenschaft als Überrest eines Tieres, oder sogar um mein Eigenleben als Knochen?
- Danielos: Du überforderst mich, lieber Knochen. Ich bin nicht auf differenziert philosophische Gegenfragen von Pouletknochen vorbereitet. Spontan würde ich aber meinen, dass der interessantere Aspekt dein Leben als Knochen ist.
- Knochen: Zuerst bin ich als Knochen ein Diener am Ganzen, in meinem Fall an dem Huhn. So, wie dein schmerzender Fuss auch Diener deines Ganzen ist, und somit auch an deinem Leben und auch an dem was du schreibst und an deinem Schreibstil Anteil hat. Es ist erstaunlich zutreffend, wenn du mit Blick auf deinen lädierten Fuss sagen kannst: Meine Schreibmaschine ist kaputt.
- Danielos: Gut, aber, unabhängig vom Huhn, das ja gestorben ist: Gibt es ein Leben als Knochen selber?
- Knochen: Wir erhalten unsere Lebensbestimmung von der Notwendigkeit des Ganzen.
- Danielos: Willst du damit sagen, dass Du nur ein funktionelles Partikelchen im Huhn bist, wie ein Zahnrädchen in einer Uhr?

- Knochen: Nein, das natürlich nicht. Wir Knochen haben auch eigene Bedürfnisse. Wir metabolisieren. Knochen formulieren als lebendige Dinge eigene Notwendigkeiten."
- Danielos: Und jetzt? Was soll das heissen? Wenn Du abgenagt bist und dein Huhn tot ist, zu dem Du einmal gehört hast. Wohin zieht es dich jetzt? Jetzt, wo du unbrauchbar und unnütz geworden bist?
- Knochen: Eine gute Frage: Irgendwie scheint mir, dass mein Leben abgeschlossen ist mit dem Ableben des Ganzen.
- Danielos: Ich versuche es nochmals anders, lieber Hühnerbeinknochen: Worauf ich hinaus will: Wenn ich dich jetzt wegwerfe, da ins Unterholz schleudere, dann kommen Amseln, Schmeissfliegen, dann Meisen, Ameisen und ein paar Mäuse, vielleicht ein Fuchs oder der Hund von Kathrin und zerbröseln dich. Sie alle können dich gebrauchen. Im Gegensatz zu mir. Verstehst Du? Ich habe keine Verwendung für all die Knochen der Tieren, die ich verspiesen habe.
- Knochen: Ja, das verstehe ich.
- Danielos: Also was jetzt? In den Abfallsack oder in den Wald?
- Knochen: Du könntest mich als Reliquie aufbewahren, so wie die Gebeine der Heiligen Hildegard von Bingen in Eibingen, die Brustrippe des Heiligen Korbinian in Freising, der Arm Karls des Grossen in Aachen, der linke Eckzahn von Buddha in Kandy, oder das Gerippe von Evangelist Markus in Venedig.
- Danielos: Ist das Dein Ernst, Knochen?
- Knochen: Wenn dir das Huhn etwas bedeutet hat, wäre es naheliegend. Nicht wahr? Du hast dem Huhn doch etwas zu

verdanken. Etwas, das dich am Leben erhält.

Danielos: Aha. Und du, Knochen, wärest dann das Denkmal für das lebensspendende, dahingeschiedene Huhn, das sich für mich geopfert hat?

Knochen: Etwa so. Richtig.

Danielos: Ist das nicht egoistisch von Dir, Knochen? Vielleicht will das Huhn dieses Knochenreliquiar als Andenken gar nicht. Jedefalls nicht von dem, der es getötet und aufgefressen hat.

Knochen: Wenn du das wissen willst, dann frag doch das Huhn!

Danielos: Mein Gott, Knochen! Wie soll das gehen? Ein Huhn befragen, dessen Beinknochen ich in der Hand halte?

Knochen: Du schaffst das, Danielos. Mit mir, mit den Amseln und den Glühwürmchen hat es gleichfalls geklappt.

Danielos: Also gut. Aber vorher will ich noch eine Antwort zu meiner Ausgangsfrage: Wohin soll ich dich werfen?

Knochen: Ich schäme mich ein bisschen. Ich bin überfordert. Ich bin als Beinknochen nicht gewohnt zu entscheiden, wo ich selber hingehe. Das hat bisher immer das Huhn entschieden. Mach doch bitte einfach das, was Du für richtig hältst"

Danielos: Und Tschüss.

Mit Schwung werfe ich den Knochen über den ovalen Campingtisch, über meine Wäscheleine hinweg, die zwischen zwei Bäumen gespannt ist, in ein schattiges Dickicht neben einer Schwarzkiefer und einem Tannenbäumchen, in das Laub im Unterholz der Linden- und Mehlbeerbäume. Mein Fuss tut immer noch fürchterlich weh.

Sollte ich nicht besser auf mein eigenes Knochengerüst hören, als mit anderen herumzuplappern? Mein eigener Fussknochen würde dann sicher sagen: »Hör endlich auf zu tippen? Du wirst dich noch zum Krüppel schreiben?«

„Ja, lieber Körper. Ich werde dich noch einmal einsalben mit Olivenöl und Artemisia-Tee. Und ja, heiliger Fussknochen des Danielos, ich verspreche Dir, mehr Rücksicht auf Dich zu nehmen. Okay? Aber wir müssen einen Kompromiss machen. Verstehst du? Ich rede kurz mit dem Huhn und dann mache ich ein bisschen Pause. Einverstanden?“

Danielos: Liebes Huhn. Darf ich kurz mit Dir reden?

Huhn: Kein Problem, ich habe Zeit und habe alles mitgehört.

Danielos: Wie mitgehört?

Huhn: Es war mein Knochen, mit dem Du geredet hast.

Danielos: Ach so. Verstehe.

Huhn: Ich finde es tröstlich, dass mein Knochen im Wald liegt. Sowas Romantisches kannte ich nicht zu Lebzeiten. Wir Hühner lebten in Chromstahl-Gitterkästchen, mit blitzsauberen Tränkestellen, drei Tagesrythmen in zwei Tagen, resilientem Lichtmanagement, ärztlich überwacht, optimal biologisch gefüttert. Bis uns auffiel: Einen solchen Luxus erlebt man nur dann gratis, wenn man nachher geschlachtet und gefressen wird.

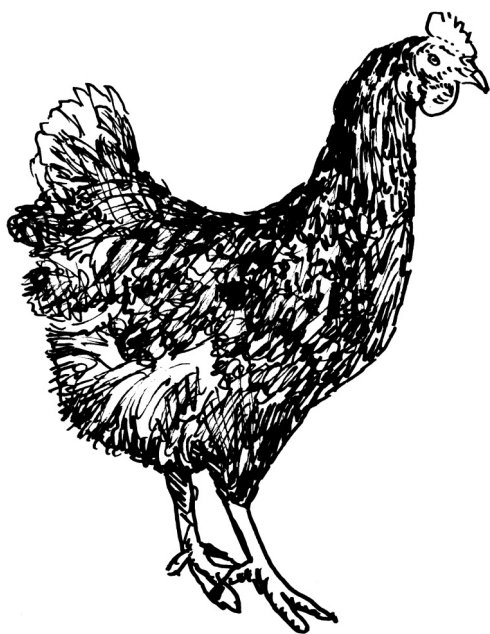
Danielos: Leider wahr.

Huhn: Es gab ein Philosophenhuhn auf der vierten Etage der Legehennen-Batterieanlage, das Vorlesungen gegackert hat über das Wesen der Hühner; weshalb wir Federn

haben, Flügel, Schnäbel und weshalb die Männer rote Kämme besitzen und was ihr 'Kikerikii' bedeutet. Aber Männer gab es, wie du weisst, keine. Sie wurden alle bei Geburt geschreddert. Item Das Philosophiehuhn hat uns erzählt, dass früher Hühner selber ihre Nahrung suchen mussten, aber dafür frei waren. Frei? Ein Wort, das ich bis heute nicht verstehen kann. Gemeint war damit vermutlich, dass man auch ausserhalb der Gitter leben konnte, zum Beispiel auf einer Wiese und in einem Wald. Die meisten von uns Hühnern waren der Ansicht, dass das Philosophiehuhn krank ist, geistesgestört oder genetisch verändert. Oder unter dem Einfluss von Drogen. Ein paar wenige meinten jedoch, dass sie sich selber auch schon gefragt hätten, wozu man Flügel habe, ohne dass man irgendwohin fliegen kann.

Danielos: Weshalb habt ihr euch denn nicht zusammen gerettet? Weshalb habt ihr nicht versucht auszubrechen?

Huhn: Du verstehst nichts davon, was es heisst, eingesperrt zu sein. Wir vergnügten uns mit unseren inneren Welten und Träumen und redeten uns ein, unser Habitat sei zu unserem Guten so sauber und gesund eingerichtet.



REISENDE KNOCHEN



Der Raubs des Leichnams von Apostel Markus, nach einem Gemälde des berühmten, venezianischen Malers Jacopo Tintoretto (1518-1594). Das Bild zeigt eine Gewitternacht, in der die Leiche von Markus auf dem Scheiterhaufen hätte verbrannt werden sollen.

Weil der zornige Sturm mit Blitzen und Donner die Gaffer der Verbrennungsshow verscheuchte, und das Gerumpel den Himmel verfinsterte, konnte der Leichnam von Apostel Markus gestohlen und heimlich beerdigt werden. Seine Knochen fanden jedoch keine Ruhe. Sie wurden 829 aus einer Kirche in Alexandria geklaut, angeblich, um sie vor dem Ansturm der Muslims zu schützen. Von venezianischen Kaufleuten wurde die christliche Topreliquie nach Venedig geschmuggelt. Damit der Diebstahl bei den islamistischen Hafenbehörden nicht auffiel, wurden die Gebeine unter eingepöckeltem Schweinefleisch versteckt, weil man annahm, dass gläubige Muslims dort nicht nachbuddeln würden. Was sie auch nicht taten. Dem Bau des Markusdoms und dem Narrativ, dass Apostel Markus selber den Platz für den Dom und für die Stadt Venedig in der Lagune ausgewählt hatte, stand nichts mehr im Weg. Nach einem verheerenden Brand des Markusdoms im Jahre 1094, wurden die Knochen auf wundersame Weise gerettet und in einem Pfeiler wieder gefunden.

Der linke Teil der Leinwand wurde auf Befehl des katholischen Zensurklerus weg geschnitten, weil sich da Heiden um den Mantel des Apostels streiten. Diese Heiden, das sind die Kopten, die ägyptischen Christen, als deren erster Papst Apostel Markus gilt. Päpste der Kopten wurden im Mantel des Apostels Markus geweiht. Den Hinweis auf mehrere Päpste fanden katholische Propagandisten nicht so sexy und haben diesen Bildteil aus dem Narrativ entfernt. Erst 1996 gab Venedig den Kopten die geklauten Knochen ihres Ex-Papstes Markus wieder zurück. Das Bild von Tintoretto jedoch bleibt für immer kastriert. Wir wissen nur, wie es einst ausgesehen hat wegen Kopien des Gemäldes, die vor 1800 entstanden sind.



Ein Junge aus dem kongolesischen Savannen-Dorf Kilueka mit zwei Kaba-Raupen. Wer wird domestiziert? Warum und wie?

DER JUNGE UND DIE RAUPEN

Ein Junge aus dem Dorf Kilueka präsentiert zwei Raupen, die man in der Kikongo Bantusprache Kaba nennt. Diese Insekten sind hochgeschätzte Delikatessen nicht nur in der Demokratischen Republik Kongo, sondern fast überall im ländlichen Afrika. Kabas sind knutschgrün und bis zu dreissig Gramm schwer. Der Nachtfalter, der daraus entsteht heisst mit wissenschaftlichem Namen *Lobobunaea phaedusa*. Mit zwanzig Zentimetern Spannweite zählt er zu den grössten und spektakulärsten Schmetterlingen der Welt. Man sieht ihn aber nie, weil er nur nachts, am frühen Morgen, zwischen drei und fünf Uhr fliegt, wenn dichter Nebel über der Savanne liegt. Dann schlafen die Menschen. Es gibt keinen Strom in Kilueka.

Kaba Raupen entdeckt man nur, weil an den Orten, wo sie hoch in den Baumenkronen fressen, ihre Kotkugeln auf dem Boden liegen. Kinder sind darauf spezialisiert, solche verräterischen Spuren von Kabas zu entdecken. Der abgebildete Junge präsentiert die beiden Raupen, weil er sie mir verkaufen will. Er weiss, dass ich pro Raupe 500 FCC bezahlen - das sind 20 Rappen. Damit kann er in der Bäckerei, die wir im Dorf gebaut haben, ein kleines Brot kaufen, etwas Fisch in Tomatensauce dazu. Damit ist sein Hunger für heute befriedigt. Ich kaufe ihm die beiden Raupen deshalb ab, weil ich mit meinen Freunden im Projekt Mbinzo die Lebenszyklen von afrikanischen Speiseraupen studiere. Wir möchten heraus finden, welche der vielen Arten essbarer Raupen sich eventuell als neue landwirtschaftliche Nutztiere, also für die Domestizierung eignen.

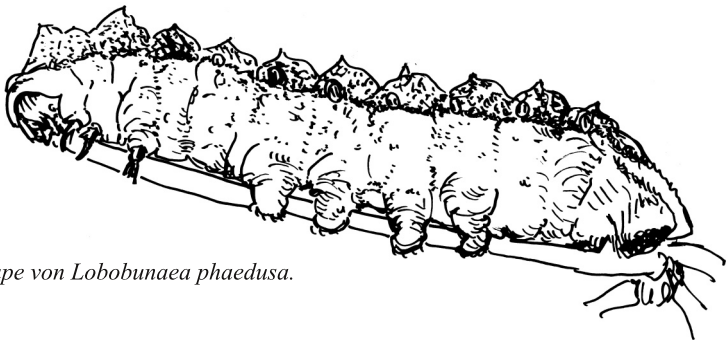
Die Lebensbedingungen von Kindern und ihrer Familien in den Dörfern im Hinterland des Bas-Kongo haben sich in den letzten fünfzig Jahren verschlechtert. Schleichend wurde ihr Lebensraum verändert, die Kulturwälder, die sogenannten Nkunkus zerstört, um Holzkohle zu produzieren für den Millionenmoloch Kinshasa. Damit

gingen die Habitate vieler Speiseraupen verloren und es fehlen Pilze, Wildgemüse, Früchte, Kräuter, Kleintiere und allerlei Baumaterialien, die in den Nkunkus früher im Überflus vorhanden waren. Mangelernährung ist ein akutes Problem. Die Kindersterblichkeit beträgt Zwanzig Prozent in den ersten fünf Lebensjahren.

Insekten sind in Afrika seit jeher eine wichtige Säule der Nahrungsversorgung der Menschen. Wäre es nicht toll, wenn wir Kabas züchten könnten wie Fische, Ziegen, Schafe, Schweine und Hühner? Aber nachhaltig, das heisst, mit Futter, das nicht in Nahrungskonkurrenz zum Menschen steht. Wie machen wir das? Wie bringt man Tieren bei, auf ihr Leben in freier Natur zu verzichten und in Ställen zu leben? Ist es nicht fast dieselbe Frage wie diese: Wie bringt man dem Menschen bei als Sklave auf einer Plantage zu schuften für gar nichts und dabei an Jesus zu glauben? Oder auf seine Selbstversorgung auf dem Bauernhof zu verzichten und in einen Wolkenkratzer zu ziehen, oder in einen Slum im Moloch Kinshasa?

Wie hilft mandem Jungen mit den Kabas, sich in seiner rasch verändernden Umgebung zurecht zu finden, anzupassen und sich mit seiner Eigenart in einem neuen Habitat häuslich einzurichten? Es bedeutet für ihn, auf ein Leben in einer versinkenden Kultur zu verzichten und neue, unsichere Wege gehen zu müssen? Schafft er dies, ohne dass er dabei das Wesentliche seines Daseins als Mensch und Person aufgeben muss? Ist es für diesen Jungen sinnvoller und schwieriger so zu werden wie wir Europäer, als es für den Homo oeconomicus sinnvoll und schwierig wäre, so zu werden wie er? Hat Domestizierung eine Richtung? Statt nachzudenken, wie man den Jungen zum westlich, urbanen Weltbürger machen kann, sollten wir uns vielleicht mit der Frage befassen, wie wir selber uns wieder in eine selbstbestimmte Existenz wie die dieses Jungen zurückdomestizieren können. Wer hat wohl die besseren Chancen? Für wen ist es eher ein Weg ins Glück? Seien wir ehrlich.

Wie dem auch sei. Bei der Raupe ist es mit der Domestizierung jedenfalls so: Damit sie sich eignet für eine Zucht in der Obhut von Menschen, müssen günstige ethologische Prädispositionen vorhanden sein. Ich weiss, dies ist ein fürchterliches Wort. Es ist das Fachwort für das Vorhandensein von Verhaltensmustern, die für die Zucht günstig sind. Tierarten, die Einzelgänger sind, die bei Dichtstress eingehen sind wenig geeignet. Raupen, die in grossen Gruppen leben schon eher. Insekten, die zehn Monate als Puppen im Boden ruhen, sind keine effizienten Zuchtobjekte. Solche Arten hingegen mit ununterbrochenen, kurzen Generationen eher. Dann gibt es Raupen die schreckhaft sind und sich sofort zu Boden fallen lassen. Oder solche die hektisch nach Futter suchen. Andere fressen nur in der Nacht und verstecken sich am Tag in Bodennähe usw. Gewisse Verhaltensmuster können einen Zuchtbetrieb erschweren und gar verunmöglichen. Das heisst: Eine Zucht von Speiseraupen kann nur gelingen mit Arten, die sich einen Zuchtbetrieb weitgehend gefallen lassen, oder diesem mit einem Nutzen für ihre Eigenart entgegen kommen. Wir glauben zum Beispiel heute, dass Kaba, *Lobobunaea phaedusa*, ein gutes Insekten-Nutztierinsekt ist, weil es ruhig am Ort frisst, viele verschiedene Pflanzen als Futter annimmt, gross wird und erst kurz vor der Verpuppung sich verfärbt und zum Boden herabsteigt. Ausserdem sind Kabas bei der Bevölkerung äusserst beliebt und identitätsstiftender Teil der Bantu-Kultur.



Raupe von Lobobunaea phaedusa.

Das grösste Hindernis bei der Domestizierung der Kabas ist: Sie kommen in der Natur nicht in grossen Gruppen zusammen vor. Eine wichtige Hürde, die es zu nehmen gilt ist demnach die Frage, wie man den Tieren das Gefühl geben kann, allein zu sein, obwohl sie zu Zehntausenden eng beeinander in einem Stall leben. Das ist ein Teil des Fragenspektrums, wenn es um die Domestizierung von Speiseraupen geht. Das Wort Domestizieren hat den Stamm ‚domus‘, lateinisch für Haus. Und es bedeutet eigentlich wörtlich: ‚Ins Haus nehmen‘, häuslich machen.



Klassische, europäische Weihnachtskrippe. Um 1900. Das ländlich - idyllisch - bäuerliche Design zeigt deutlich, was in den Wohnkasernen der industriell domestizierten Städte fehlte.

Der Stall von Bethlehem ist ein archetypische Bild, um den Begriff der Domestizierung im Weitwinkelmodus zu illustrieren. Maria und Josef mussten wegen der Volkszählung der Römer nach Bethlehem gehen. Maria war schwanger. Es war schon spät als sie ankamen. Das Paar klopfte an die Haustüren von Dorfbewohnern. Entweder machte niemand auf, oder man wies sie ab; bis zuletzt jemand auf einen Stall zeigte. Dort dürfen sich die Zwei für die Nacht aufhalten. Im Stall hatte es domestizierte Tiere: Einen Ochsen und einen Esel. Die domestizierten Schafe waren mit dem Hirten auf dem Feld. Ein domestizierter Hund war sicher auch dabei. Im Stall gab es eine Futterkrippe für die Tiere. Das war also Landwirtschaft mit Tierzucht und mit Tierkraft durch Esel und Ochsen. Die Menschen waren sesshaft, bauten Häuser aus Stein, Dörfer, Städte. Bethlehem war ein kleines, rurales Nest. Der Name bedeutet: ‚Haus des Brotes‘. Beth ist hebräisch für Haus, Lechem = Brot. Es gab also Getreidebau, Mühlen und Bäckereien.

Das Narrativ von Bethlehem ist nicht nur ein landwirtschaftliches, sondern auch ein spirituelles: Im vergessenen Hinterland wird der neue König geboren. Unterwegs. Nicht im Palast der Stadt. Das Neue wird in die Futterkrippe der Tiere gelegt. Und mit diesem Jesus und dem Bruch mit seinen jüdischen Vorfahren, beginnt sozusagen eine neue Phase der Domestizierung des Menschen. Er baut sich ein neues Haus, einen neuen Tempel, ein neues Gedanken- und ein neues Glaubensgebäude, konstruiert ein neues Narrativ, mit neuen, anderen Regeln und die Frage lautet: Wer bringt die ethologische Prädisposition mit, um diese neuen, christlichen Bedingungen nicht nur auszuhalten, sondern in ihnen freier, ‚besser‘ und ungehinderter als menschliches Individuum gedeihen zu können? Die ersten neu Domestizierten des Christentums waren die Apostel, Sendboten und Multiplikatoren des neuen Narratives, sowie die Evangelisten, die das alles aufgeschrieben haben; unter anderem der Dolmetscher von Petrus und Paulus,

genannt Markus, oder Markos. Sie sind Autoren des neuen Narratives, der frohen Botschaft von der Erlösung des Menschen. Great Reset. Dank der Liebe des Gottessohnes kann jeder christ das göttliche Kernpotential seiner Lebensgestalt ohne Schuld entfalten.

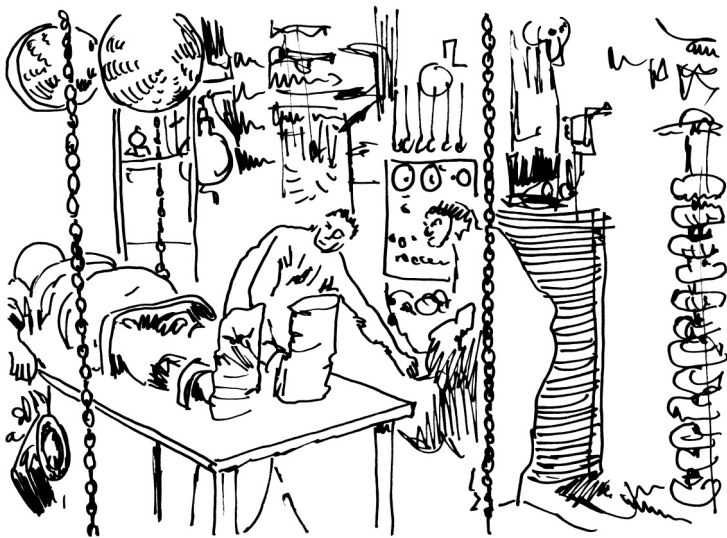
Beim Menschen ist es so: Um sich zu eignen für einen Übergang in eine neue Ordnung der Lebensverhältnisse und in eine neue Lebensweise mit neuen Regeln, müssen ähnlich wie bei den Kaba-Raupen, ähnlich wie bei Esel, Ochse und den Schafen mit dem Hirtenhund auf dem Feld ethologische Prädispositionen vorhanden sein. Von der seelischen Grundkonstellation und dem Verhalten her (Ethologie) muss bereits etwas angelegt sein in einem Menschen, der in eine neue Lebensweise hinüber geleitet wird, oder selber seinen Lebensstil ändern will, oder muss. Das Neue muss ihm schon in die Krippe gelegt sein. Der Wunsch allein reicht nicht. Die Taufe allein reicht nicht. Es müssen in der Seele der Person Knospen des Neuen spriessen. Diese Reifung zum Neuen ist eine Kulturfrage. Ein geschichtlicher Vorgang. Man wird nicht grüner Nachhaltigkeitsmensch, indem man sich einen Tesla kauft. Weil man dann vom Verhalten her eben so programmiert ist, dass man sich Übergänge anschafft, oder sich Übergänge umhängt; wie Orden, Diplome, die man hübsch gerahmt an die Wand nagelt, oder wie Goldketten von Hipphoppers.

Man wird kein Global Leader, indem man in Davos mit anderen Schiffswürmern abschleimt. Auch ein Atheist kann sich taufen und beschneiden lassen. Worauf es ankommt ist das Vertrauen auf die spirituelle Kraft in sich selber. Jemand, der seine Bedürfnisse radikal reduzieren kann, ohne auf Wichtiges für sein Seelenheil verzichten zu müssen, wird weniger leiden in einer grüneren Welt, wo Verzicht auf Konsum und Reduktion von Energieverbrauch belohnt werden mit mehr Umgebungsqualität. Eine Garantie dafür gibt es nicht.

Sollen wir wagen, auf uns zu hören? Obschon wir empfinden, dass sich bequeme und geliebte Gewohnheiten dagegen sträuben und, dass der Geist willig, aber das Fleisch schwach ist, wie es heisst. Ein Ausspruch, der zu dem Narrativ gehört, dass die Natur träge ist und dem guten Willen immer im Wege steht. Das Materielle sträubt sich gegen den Fortschritt. Dieses Bild des Weibes (Materielles), das dem Mann (Geistiges) den Durchbruch seines Führungswillens (Patriarchat) stets mit Trägheit und Hexerei vereitelt, wird im Narrativ der Bibel durchs Band weg aufgetischt als Soulfood. eine solche Grundhaltung war aber schon bei den Griechen da. Daher interessiert sich Johann Jakob Bachofen für die Geschichte des komplementären Narratives, des Matriarchats, das mit der Erscheinung von Schrift und Buch in der Menschheitsgeschichte verschwand, oder an Geltung verlor, wie man heute bei den mütterrechtlichen Clans in Afrika sieht.

Gibt es zwischen Patriarchat und Matriarchat einen dritten Weg? Es scheint, dass wir gegenwärtig auf ein drittes Gender-Narrativ zuzusteuern, in welchem Geschlechtliches als Hindernis auf dem Weg zum transhumanistischen Übermenschen betrachtet wird? Werden nicht Zeichen immer deutlicher, dass der sogenannte "zivilisierte Stadtmensch" sich Heil für die Menschheit verspricht nicht mehr durch Sexualität, also Nachkommenschaft, sondern durch synthetische Biologie und Genmanipulation; sich der Mensch also zutraut selber zu entscheiden wie der gottgleiche Mensch auszusehen hat. Die Zeit ist vorbei, in der der Mensch sich seinen Gott schuf (Feuerbach), sondern jetzt naht die Zeit, wo der Mensch sich so selbst überwindet, dass er, weil Gott ja tot ist (Nietzsche), selber den Gottesjob übernimmt und endlich den richtig guten selbstvergötterten Menschen schafft. Dieser Wille zur Erschaffung des neuen Menschen ist so alt wie die Menschheitsgeschichte. Die meisten versuchten das berech-

tigte Unbehagen in der urbanen Kultur und die mit Verstärkung einher gehenden Triebunterdrückungen und Schuldgefühle - um bei Freud zu bleiben - aufzuheben mit neuen, meist immer schlimmeren Narrativen. Bisher kamen vor allem Stalins, Maos, Polpots, Hitlers, Frankensteins, Golems und Homunkulus aus solchen Laboratorien der ideologischen Zwangshumanisierung.



Berühmte Szene aus ‚Frankenstein‘, 1931, die erste Tonverfilmung von James Whale. Der aus Leichenteilen von Hingerichteten und einem Mörderhirn aus einer Präparatensammlung zusammengebastelte Körper des Monsters, wird von Dr. Frankenstein mit Elektrizität, dem Blitz eine Gewitters, zum Leben erweckt. Der Wissenschaftler fühlt sich danach göttlich. Im Film überlebt Frankenstein den Kampf mit seinem Monster. In Wikipedia heisst es dazu : „In der ursprünglichen Fassung stirbt Frankenstein bei seinem Sturz von der Mühle. Testvorführungen des Films ergaben jedoch, dass die Zuschauer mit diesem Ende nicht einverstanden waren, weshalb das bekannte Ende mit dem schwerverletzten, aber noch lebenden Frankenstein nachgedreht wurde.“ Das Publikum wird zum Autor und definiert die Moral.

Grosse Fragen haben uns in den vergangenen Jahren umgetrieben. Wohin sollen wir uns entwickeln? Als einzelner Mensch. Als Gesellschaft. Alle unsere sozialen Gebilde drehen sich um die doppelte Nutzbarmachung des Menschen: Die Nutzbarmachung für die Gesellschaft, den Staat, das Militär, die Wirtschaft, die Anderen. Und/oder die Nutzbarmachung zur Entfaltung der eigenen Person und des Menschlichen, das jeder lebendig trägt. Auf der einen Seite verlangt die Nutzbarmachung für die herrschende Macht Disziplin, Folgsamkeit, Pflicht, Übernahme äusserer Werte, Versklavung unter das Über-Ich mit seinem repressiven Narrativ. Oder die Lebensenergie steht den ureigenen, anarchischen, personalen Antrieben des Menschen zur Verfügung, sein Leben in Freiheit, Selbstverantwortung und Selbstermächtigung zu führen. Es sind diese beiden Eltern, die jeder Mensch hat. Um es mit Erich Fromm zu sagen: „Der Vater der will, dass die Kinder ihm gehorchen. Und die Mutter, die ihre Kinder bedingungslos liebt.“ Wir können uns noch so stark auf eine Seite schlagen. Immer bleibt jedes Menschenkind Spross von beiden, von Mutter und Vater.

Es scheint, dass der Mensch sich unablässig neu domestizieren will und muss. Domestizierung ist eine rastlose Bewegung; kein Zustand. Domestizierung ist eine spirituelle, innere Lebensbewegung des Menschen, eine Gerichtetheit auf das Ziel hin, in sich selber heimisch zu werden und in sich zuhause zu sein. Ernst Bloch bezeichnet diesen Urantrieb als Sehnsucht:

„Die Sehnsucht nach einem anderen, angemesseneren Leben ist die einzige, ehrliche Eigenschaft, die wir Menschen haben.“

Die Dynamik des sich stets erneuernden Behausens war als Nomade noch Lebensrhythmus. Man bricht sein Haus ab, zieht weiter, stellt sein Zelt wieder auf, oder die Lehmhütte mit Schilfdach wie bei den Bantus in Afrika. Man zieht immer wieder neu aus und neu ein. Aber als sesshafter Städter? Was, wenn die Welt klein und die Men-

schenzahl gross wird? Was, wenn es kaum Platz hat, um sich zu bewegen? Nicht nur in Slums, sondern auch in Villen, Lagerhäusern und Palästen? Das ist ein Problem.



Eine flüchtig skizzierte Kopie des Gemäldes 'Die Freiheit führt das Volk', 1830 vom französischen Pinselvirtuosen Eugène Delacroix gemalt, 2,6 Meter mal 3,5 Meter, also mit lebensgrossen Figuren. Original im Louvre Museum, Paris.

Das ikonische Bild einer Revolution. Ein gewalttätig entzündeter Versuch der Neudomestizierung. Explosiver Habitatwechsel. Mit entblösster Brust führt die Freiheit eine Schar bewaffneter Bürger aller Schichten gegen einen Feind, den man nicht sieht. Leichen pflastern den Weg hinter den Barrikaden. Rauch und Pulverdampf bilden eine Gloriole um die Todesmutigen. Und zuoberst, vom Himmel her, weht eine Fahne, egal was da gerade drauf steht. Der Wind kann wechseln.

Im Evangelium nach Markus heisst es in 13.1 und 13.2 :

„Als Jesus den Tempel verließ, sagte einer von seinen Jüngern zu ihm: Meister, sieh, was für Steine und was für Bauten!“ Jesus sagte zu ihm: Siehst du diese großen Bauten? Kein Stein wird auf dem andern bleiben, alles wird niedergerissen.“

Wie bei den Raupen werden nicht alle Menschen sich neu domestizieren lassen wollen und es werden es nicht alle können. Von den drei Dutzend Arten von Raupen und ihren Nischen und Verhaltenseigenheiten, sind vielleicht nur zwei oder drei Spezies geeignet zur Domestizierung. Die anderen werden sich in ihren angestammten Habitaten in der Natur weiterhin selber erhalten, solange wir ihre Lebensräume respektieren. Auch mit den Menschen ist es so. Von Hundert werden sich vielleicht fünf eignen für ein Leben in einer neuen, anderen Ära des Menschseins. Klar ist, dass Freiheitsdrang eine ungünstige ethologische Disposition ist für militärisch kontrollierte Kasernen-Zuchtsysteme. Dafür sind eher Leute geeignet, die aus „Angst vor dem Abgetrenntsein“ (E.Fromm) die Zugehörigkeit suchen. Ich sage denen hier Schwarmmenschen. Für Autoritätskritische ist vielleicht eher eine nomadische Lebensführung angebracht. Für alle bleibt jedoch eine Sache gemeinsam: Im menschlichen Rahmen bleiben wir nur, wenn wir sadistische und masochistische Triebe vermeiden. Die zentrale Frage wird sein, ob wir darauf bestehen, dass unser Körper kein Solidargut der Gesellschaft ist, oder ob wir eine neue Leibeigenschaft für den faschistoiden Staat unterschreiben. Dieses Darauf-Bestehen kostet Energie. Domestizierung ist nicht freiwillig. Das geht wie Geburt nur unter Schmerzen, äusseren, und inneren und muss Widerstände überwinden, innere und äussere. Mutter und Kind sind in diesem Schmerz , der zur Freude wird, ewig verbunden.

Nachteile von Domestizierungen verschweigt man gerne. Zum Beispiele die Nachteile der Landwirtschaft für die Kultur des Men-

schen. Die Leistung der Agrikultur wird gemeinhin glorifiziert als Höchste der Kulturleistungen des Menschen. Ach ja? Wieso denn? Ist es nicht eigentlich ein Frust, dass wir selber unser Futter herstellen müssen im Schweiße unseres Angesichts, wie der Schuldfluch im alten Testament heisst, während wir früher traumhaft versunken von den Gaben aus dem Füllhorn der Natur leben durften - als chronische Säuglinge am Busen von Mutter Natur.



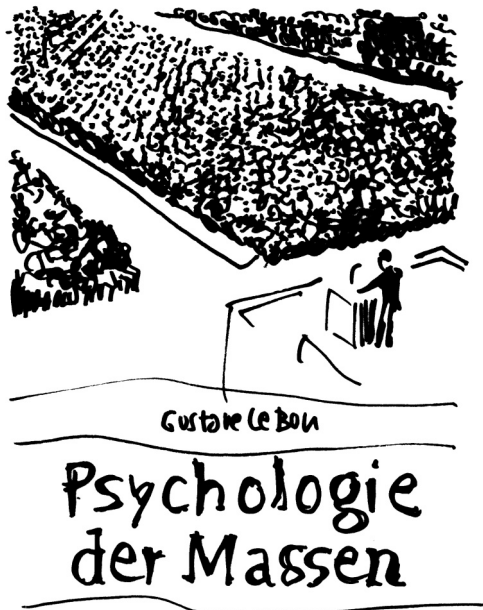
Dass die Vertreibung aus dem Paradies mit dem Übergang zur Landwirtschaft etwas zu tun hat, und damit mit unserer eigenen schmerzlichen Domestizierung zu Landwirten und später weiteren Fortschritts-Domestizierungen zu landlosen Lohnarbeitern und weiteren Nutzbarmachungen des Menschen als Soldaten, Handwerker, Fabrikanten, Büroangestellte, geldabhängige Lohnarbeiter, Sozialhilfeempfänger, Nutzloser Bürger usw. Das alles wird gerne zugekleistert mit den historischen Narrativen der Bewunderung für die

„Kultur“-Leistungen, die durch die Nutzbarmachung der Menschen in den neuen Zuchtssystemen der Landwirtschaft möglich wurden. Die Pyramiden am Nil, zum Beispiel, wo auch Maria und Josef mit ihrem Jesuskind hinflüchten mussten; ins grossartige urbane Paradies von Schweiss und Geburtschmerz. Ob wir da hingehören, ist eine Sache. Wer will sich zum Ägypter domestizieren lassen? Sind wir nicht lieber mit Esel und Ochse im Stall geboren? Oder mit Specht und Kleiber im Wald. Entkommen wir dem Fluch des Schweisses mit Robotern, oder gibt es einen Fortschritt zu einem neuem Hightech-Jäger-Sammlertum?

Domestizierung wird begrenzt durch die Natur. Natur ist auf Beständigkeit und Stabilität durch Ausgleich und Vielfalt angelegt. Die Natur setzt den Veränderungsmöglichkeiten lebendiger Individuen Grenzen. Intern und extern. Das Verhalten einer Kaba-Raupe, oder eines Menschen kann nicht einfach umprogrammiert werden, wie viele Politiker*Innen glauben möchten. Verhalten ist ein identitärer Charakterzug eines Lebewesens. Zugegeben: Mit Bestechung, Brainwashing und Hypnose kann man vieles verdrehen, verbiegen und den Einzelnen von sich weg führen. In dieser Hinsicht ist der Mensch, der in der Sprache lebt, anfälliger als die Kaba-Raupe, weil der Mensch den Narrativen der entpersonifizierten Medien ausgeliefert ist. Die Botschaft geht nicht mehr von Mensch zu Mensch. Die Medien-Botschaft ist heute ein anonymisiertes, zweckmässiges Konstrukt.

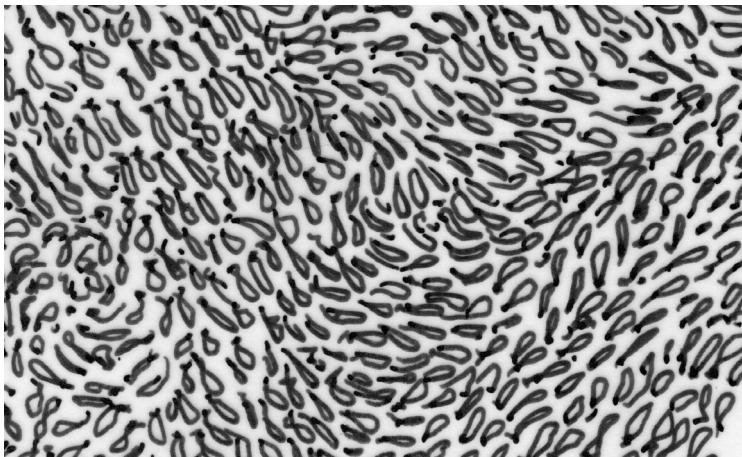
Wenn der Mensch Dialoge führen will, muss er der Verbindlichkeit der Worte des Gegenübers vertrauen. Sonst kann Sprache nicht gelingen. Misstrauen ist keine Basis für Kommunikation. Oder wie Max Frisch es einmal sagte: „Literatur kann nur mit dem Wohlwollen des Lesers gelingen.“ Der Glaube an die Wahrhaftigkeit von Worten ist die verletzlichste Seite des Menschen. Da gibt es keine Haut. Da greift man direkt ins Fleisch. In dieser Schwäche setzen Schädlinge

und Krankheiten an, die das Menschsein als das Sein eines Sprachgläubigen bedrohen. Man weiss, dass der durch Narrative ferngesteuerte Mensch seine selbstbestimmte Existenz aufgibt. Er wird zu einem Roboter, einer Maschine, einem Nutztier. Und manche solcherart Robo-Domestizierte meinen gar im Weihrauchnebel ihres Stall-Narratives, dass sich das für sie lohnt.



Typischer Einband einer Ausgabe von 'Psychologie der Massen' von Gustave Le Bon. Das Buch erschien erstmals 1895. Es beschreibt Mechanismen der Herrschaft in Gesellschaften, die von Massen bestimmt werden. Mit dem Titelbild soll die Grundstruktur verdeutlicht werden: Hier oben der Führer. Da unten die Masse. Der Schwarm sitzt ordentlich und stumm im ebenerdigen Saal. Der Führer kommandiert erhöht vom Rednerpult herab. Bildet dies unsere heutige Realität ab? Wäre das Bild nicht besser, wenn der Führer mit den anderen Schwarmfischen im Publikum sässe und die Kanzel leer bliebe?

Immer wirken im Menschen Kräfte, die versuchen, die schmerzhaften und krankmachenden Widersprüche zwischen dem, was er ist und dem, was er gezwungen wird zu tun, oder was er sich selber zwingt zu tun, aufzuheben. Er sucht neue Life-Work-Balancing-Techniken, Sport, Freizeitbeschäftigungen sagt man diesen Spagaten, oder er driftet ab in andere Welten bis er meint, lieber der Spielwelt angehören zu wollen. Sucht und Flucht aus dem realen Leben; hin zur sauberen, virtuellen, entmaterialisierten und damit entsexualisierten Existenz als wählbarer Avatar mit definierbarem Schicksal. Der Mensch der sich vor klärenden Träumen fürchtet, flüchtet in die Schlaflosigkeit. Das Narrativ ersetzt seinen Traum. Er verbirgt sich in einen Schwarm, in welchem er untertauchen und sich vergessen kann; in einer Aktivität als Passivität. Freiheit heisst dann nur noch Befreiung von Geschichte und Auflösung des Individuums im Gattungshaf-ten. Das ist der stumme Fisch im Wasser, im Nur-Zeitlichen, Nur-Äusseren.



Ein Schwarm besitzt ein simples Immunsystem. Er spuckt jeden Fisch aus, der sich nicht an die Regeln des Mitschwänzeln hält

AFRIKATAGEBUCH - HINREISE

Abreise in die Demokratische Republik Kongo am 20. Dezember 2021, Waldcamping Landquart, Schweiz.

Aufräumen, packen, Checkliste. Letzte Emails 11.30 Uhr. Wohnwagen für die nächsten zwei Monate sichern. Vordach einziehen. Abschliessen. 11.50 Uhr. Taxi kommt. Landquart Bahnhof. Schleppen der Koffer und des grossen Paketes mit dem Honigabfüllkessel für Augustin. Mit Rucksack zu Gleis 4. Da fährt der Zug direkt zum Flughafen ZRH. Ohne Umsteigen. Ich bin leer, aber zufrieden und warm und bei mir. Alles vor mir ist offen. Es ist kalt aber sonnig. Gefrorene Pfützen glänzen im grünen Wiesengras. Schnee lässt die Schatten der Häuser himmelblau leuchten. Ich packe im Abteil mein Frühstück aus. Der Zug ist fast für mich alleine da. Das Rheintal hinab: Buchs, St. Margrethen, St.Gallen, Wil, Winterthur, ZRH. 26 Franken. Es ist niemand draussen; nur Einzelne verpackt in Autos, in Häusern. Felder leer, Parkplätze leer. Wo sind die Menschen? Maulwurfshaufen da, wo nicht gepflügt wird. Erde schwarz, Bäume schwarz. Eine Schafherde eingezäunt. Eine Frau mit Hund. Vorweihnacht. Die Häuser stehen wie abgelaufene Joghurts im Kühlschrank der Schweiz.

ZRH – Flughafen. Übergabe der Pilzbrut für Afrika, die Benjamin mir aus Deutschland mitgebracht hat. Wir diskutieren über die Papierqualität seines neuen Buches über die Käferzucht. Dann muss er zurück in sein Homeoffice. Ich gehe Einchecken. PCR, Impfpass, Visum, Reisepass. Es fehlt aber, sagt die nette Dame am Check-In-Schalter von Turkish Airlines, der PLF für Kinshasa. PLF? Wo stand etwas von einem PLF? Niemand hat informiert; weder die Botschaft, noch Turkish. Nobody. Man muss Hellseher sein, wenn man reisen will. Man schickt mich mit einem Url , den die Checkin-

Dame auf einen Zettel gekritzelt hat (<https://www.inrbccovid.com>) zu einem Service Schalter. Da soll man den gewünschten PLF erhalten. Das kostet 90.- Franken für einen PCR Test, den ich bei Ankunft in Kinshasa verabreicht erhalten soll. Prepaid sozusagen. Welche Idioten haben dies wieder ersonnen? Ich brauchte ja schon einen PCR Test, um das Visum zu erhalten, dann noch einen, um hier in Zürich einzuchecken und jetzt muss ich noch einen weiteren im Voraus bezahlen für die Ankunft in Kinshasa? Die Corona-Mafia hat alles durchwuchert. Die Abzocke kann nicht offensichtlich genug sein. Sie schämt sich nicht mal mehr. Sie macht sich geradezu hämisch lustig über die Betrogenen und Beschissenen.

Am Schalter, wo der PLF ausgefüllt wird, bemüht sich ein junger Mann redlich, das Papier zu erzeugen. Das dauert eine halbe Stunde, bis er soweit ist, dass er mir 90.- Franken in Cash abnehmen kann und dann einen PLF mit QR Code rauslässt für den Test in Kinshasa. Interessanter Transfer. Wie funktioniert dieser Geldfluss? In der Schweiz wird Geld Cash eingezogen für die Abzockergeneräle auf dem Rollfeld in Kinshasa? Das heisst doch: Die arbeiten ganz offensichtlich vertrauensvoll zusammen. Vielleicht sind sie ein und das gleiche Geschwür. Es ist erschreckend. Einen solchen kriminellen Drall kann man sich gar nicht ausdenken. Mir fehlt die Fantasie. Ich bin immer wieder erstaunt, wie Gauner ihre Geldwäsche schamlos unter den Augen von Polizei und Staat praktizieren. Als stünden sie über dem, Staat, in einem rechtsfreien Raum. Genau so wird es achselzuckend kommentiert: »Die haben mit uns nichts zu tun«, sagt die Frau am Turkish-Schalter entschuldigend. Mit dem Staat haben sie offenbar ebenfalls nichts zu tun. Die machen was sie wollen. Es gibt keine Verträge, keine ABGs, keine Garantien, keine Verantwortlichen; Nichts. Bin mal gespannt wie die Erpressungsmasche weiter gestrickt wird. Ich betrachte dies jedenfalls als Zustand von Verwesung. Es stinkt. Nach den Latrinen einer Schweizerischen Bananenrepublik.

Als ich endlich den Zettel habe, gehe ich wieder zum Eincheck-schalter. Da steht vor mir ein Mann, der via Istanbul nach Bangkok fliegt. Er hat PCR-Test, Impfpass und alles brav dabei und sagt, er müsse bei Ankunft einen Test machen und einen Tag in einem Hotel verbringen, wo man dann sehen werde, was nachher passiert. So zeigt man dem Gästevieh, dass man mit ihnen willkürlich machen kann, was man will. Die Impfmafia ist ein globaler Krebstumor geworden. Er ist überall mit seinen Metastasen in staatliche Organe eingedrungen, hat die Immunabwehr ausgeschaltet. Dieser Coronakrebs hat sich verselbständigt. Ich bin kein Arzt aber das ist vermutlich das Endstadium. Ob Chemotherapie und Geldinfusion noch nützen? Vielleicht ist es besser, den Patienten ab zu schreiben. Er hat sich selber aufgegeben. Die Maden und Würmer der Gesundheitskriminellen haben die Oberhand. Sollen sie mit ihrer geplünderten Leiche zusammen verrecken. Möglichst rasch bitte.

Ankunft in Istanbul gegen 22 Uhr. Der Weiterflug ist erst morgen um 17h. Ich habe überlegt, die Nacht in der Lounge zu verbringen. Das kostet aber 100 Dollars, bis 12 Uhr mittags, allerdings mit Essen und Trinken a diskretion und sauberen Toiletten und Wifi. Ich stelle meinen NUC auf, den kleinen Bildschirm dazu, und beginne mit dem Schreiben des Tagebuchs.

In der weitläufigen Lounge hat es erstaunlicherweise viele Leute. Auf einer Newswand laufen gleichzeitig nebeneinander sechs TV-Bildschirme mit verschiedenen Programmen; inklusive Ton. Dazu noch Hintergrundmusik, Oldies der 90-er. Eine Gruppe junger Männer holt sich unentwegt Alkoholikas. Sie reden laut und und lümmeln in den Fifties-Schalenstühlen. Das Buffet wird ohne Unterbruch gefüllt mit billigen Häppchen. Vier Kaffeemaschinen werden im Dauerturnus repariert/befüllt. Es riecht nach Putzmittel.

2.30 Uhr: Ich bin müde. Die Flimmerwelt des Flughafenhabitats fadet aus. Sie wird aus den Gedanken weg gerückt wie ein störendes Möbelstück, das sich vergeblich wehrt, mit Angebot lockt, angstvoll, mit Glitzer, Pailletten, Floskeln und billiger Lametta bekleidet. Das Zuviel verscheucht die Nachfrage.

Ich sehe Paare, die in der Lounge stundenlang beieinander sitzen und keinen Ansatz finden zu einem Wort, das zum anderen hinüberragen könnte. Wie wenn man auf einer Rolle Klebeband den Anfang sucht, die Rolle in der Hand dreht und dreht und dreht und doch nirgends einen Beginn zu fassen kriegt. Einfacher ist es dann auf die Uhr zu schauen. Sie tröstet. Darüber einig zu sein, dass es schon spät ist, ist irgendwie erlösend. Vorübergehend. Wenigstens hat es keinen Streit gegeben. Irgendwie ist es friedlich geblieben. Oder ist nur der Krieg in Feigheit verstummt und in betörender Gleichgültigkeit stecken geblieben? Der Wille, wach zu bleiben, erschläft. Der Schlaf kreist wie ein Geier über ihm. Er holt sich die bleichen Knochen des Traumflüchtlings. Der Song dazu heisst: „Seit wir nicht mehr zusammen sind, fühl' ich mich nicht mehr so allein.“

Der Weiterflug nach Kinshasa beginnt um 16.30 Uhr mit dem Boarding. Erneut endlose Kontrollen von Papieren. Das Einsteigen in ein Flugzeug nach Afrika ist ein würziges Abenteuer. Das Publikum ist die Haute Volée der Gesellschaft. Turkish hat seinen Flugplan geändert. Statt Libreville geht es diesmal nach dem ersten Touchdown in Kinshasa noch nach Ndjamena. Es hat also weitere Ethnien im Flugzeug, unter anderem eine Gruppe von völlig schwarz gekleideten Frauen, die mit einer älteren Frau, die krank ist, in Istanbul waren. Eine grosse Entourage begleitet die kranke Greisin, die wie ein Kind, zusammengesackt, völlig abgemagert und in schwarze Tücher gehüllt in einem Rollstuhl geparkt ist. Das Flugzeug ist voll. Ich sitze auf einem B-Platz, obschon ich schon gestern eingecheckt hatte.

Dienstag, 21. Dezember 2021. Touchdown gegen 23.30 Uhr in Kinshasa. Ich versuche möglichst als Erster raus zu kommen aus dem Flieger. Ausgestiegen wird über eine Treppe auf das Rollfeld. Ein Bus lädt uns vor dem berühmten Corona Testschuppen ab. Ich weiss, was jetzt kommt, denn ich war ja vor einem halben Jahr schon einmal in diesem Konzentrationslagerromantik-Verdauungsapparat. Ich steche als Erster mit Schwung und langen Schritten zielstrebig und schnell in die gekalkte Baracke, wo ein halbes Dutzend Männer warten. Sie sind schläfrig und etwas überrascht von meinem Tempo. Sie haben kaum Zeit mich zu grüssen, schon bin ich im zweiten Raum. Ich zeige meine Papier aus Zürich, für die ich 90.- bezahlt habe. Einer schaut sie an, gibt sie einem anderen, der einen Zettel schreibt, etwas drauf klebt und ich steuere durch die Pförtnertüre in den Plastikfrauenkanal, wo die Testnischen sind.

Diesmal sind die Frauen nicht in Blau, sondern in Weiss plastifiziert. Ich gehe zu einer hin, einer kleineren Person die etwas burschikos und grob wirkt. Ich sage ihr freundlich und langsam, dass ich für sie hier meinen PCR Test habe, den ich machen musste für das Einchecken und dass ich eine wichtige, medizinische Information für sie hätte. Sie winkt aber schon ab, ich solle mich hinsetzen auf einen Plastikstuhl und beginnt ihre Folterinstrumente auszupacken, ein Röhrchen und die lange Stäbchen für den PCR Test. Die wollen also hier in dieser Theaterstrasse tatsächlich einen PCR Tests machen? Ich setze mich hin und erzähle, dass ich eine psychische Krankheit hätte bedingt durch ein Trauma und es könne sein, dass ich hier alle kurz und klein schlage, wenn mir jemand ein solches PCR Test-Stäbchen in die Nase halten wolle, oder mir damit zu Nahe kommt. Sie scheint es zu ignorieren. Sie hantiert weiter ohne zuzuhören. Ich stehe auf und wiederhole laut:

»Haben sie gehört, Madame, was ich gesagt habe?«

Sie sagt stattdessen nur nochmals, ich solle mich hinsetzen. Wahrscheinlich hat sie nichts verstanden. Ich bleibe stehen und wiederhole ein drittes Mal:

»Haben sie das verstanden, was ich ihnen gesagt habe?«

Als sie unbeeindruckt weiter rumhantiert mit Etiketten habe ich genug. Ich bin einen Kopf grösser als die pummelige Frau:

»Ich will ihren Chef sprechen! Sofort!« rufe ich schallend: »Wo ist der Chef hier? «

Als sie wieder nicht reagiert, mache ich ihr klar, dass ich die Polizei rufen werde. Dann verlasse ich schnurstraks die Box, die nur mit zwei Gipskarton-Trennwänden gegen die anderen sechs Verrichtungsboxen abgetrennt ist und strebe entschieden zum Ende des fensterlosen Tunnels, wo der Tisch des Chefs steht, wie ich vom letzten Jahr weiss. Der Tisch ist tatsächlich noch dort. Aber es sitzt kein Chef da. Niemand. Was soll ich jetzt tun? Jedenfalls will ich mir von solchen angelehrten, gehörlosen Putzfrauen keinen Test verabreichen lassen. Ich schaue mich um. Niemand ist da. Alle sind mit sich beschäftigt in den Verrichtungsboxen der Corona-Melkstation. Um mich scheint sich niemand kümmern zu wollen. So sei es. Ich nehme die Klinke zur Ausgangstüre in die Hand. Sie ist offen und ich verlasse den Mengele-Lager-Bau und marschiere zügig zur Passkontrolle. Eine Frau erledigt alles rasch und ohne überflüssige Fragen.

Dann weiter zum Gesundheitscheck, wo der Impfpass der WHO wegen Gelbfieber gecheckt wird. Ein weiterer Zettel für Corona wird ausgefüllt. Es geht um den Wohnort. Ich sage dem anständigen, älteren Herren im weissen Kittel, dass ich in Kilueka wohne, in der Savanne. Aha. Madimba. Ja, weit weg. Und die Telefonnummer gebe ich wie immer leicht legasthenisch an. Dann zur Gepäckausgabe. Ich bin der erste am Band. Aber das nützt mir nichts. Ich habe viel Zeit, um runterzukommen von meinem Adrenalinschub. Ich wundere mich

selber, dass ich nun schon das zweite Mal einfach durchmarschiert bin und niemand mir folgt. Ob jetzt die Polizei kommt? Das glaube ich nicht. Finden würden sie mich zweifellos sofort. Ich bin der einzige Weisse weit und breit. Erst noch mit der roten Kappe, dem weissen Bart. Wahrscheinlich kennen mich einige schon. Die Leute hier haben ein geniales Gedächtnis.

Es passiert gar nichts. Ich schliesse daraus dass die Abzockbaracke mit dem Rest des Flugbetriebs nicht kooperiert. Die arbeiten auf eigene Rechnung. Und wenn ein Stück des Schlachtviehs abhaut: Es hat noch genug andere. Und bezahlt hat er ja. Das ist der einzige Zweck der Sache. Sowas ist in Europa unmöglich. Da ist der Faschismus viel weiter vorgerückt und besser durchorganisiert. Truppen stehen bereit, uniformiert und anonymisiert in Habsburger Rüstungen. Und Polizisten hat es seit zwei Jahren in Massen. Ich weiss gar nicht woher die alle kommen. Auch irgendwelche Söldner und Securities ohne Ausbildung.

Jeder halbschlaue Türsteher von Mafiadiscos ist jetzt in den Staatsdienst eingerückt. Bei Problemen schlägt man zuerst mal drauf und schaut dann nachher, wer es war, und ob sich noch was regt. Das ist hier in Kinshasa offenbar anders. Zivilisierter. Hier ist die Angst den Job zu verlieren viel zu gross. Man legt sich nicht so leicht mit einem Unbekannten an. Dschungelweisheit. Mit einem Weissen mit Bart und roter Kappe schon gar nicht. Das ist vielleicht ein Makuaku (ungeniessbare Raupe). Diesen klugen Respekt vor den Menschen hat man in Deutschland und der Schweiz und in Frankreich längst über Bord geworfen. Im Einsatz sind nur noch geölig schmierte Roboter, Maschinenpolizisten; hirnlos, herzlos, gesetzlos. Mit Vorurteilen rücksichtslos programmiert und algorith-misch abgerichtet wie geile Bluthunde.

Die Warterei auf das Gepäck dauert eine geschlagene Stunde. Wahrscheinlich musste man mehrmals Container im Flugzeug verschieben, weil der Airbus noch nach Ndjamena weiter fliegt. Ich habe Zeit, um mit Mitpassagieren die nun aus dem Impfkanal tröpfeln, etwas zu sprechen. Sie haben alle einen PCR test gemacht. Weiteres teilen sie nicht mit. Weder, ob sie, bei welchem Resultat auch immer, in Quarantäne gehen sollen, oder so. Viele scheinen fröhlich unbekümmert, haben einfach alles fatalistisch über sich ergehen lassen. Schliesslich war man ja im Ausland. Welch Privileg! Den PCR-Gauern scheint zu reichen wenn man bezahlt und die Nase hingehalten hat. Der Rest ist viel zu mühsam. Man weiss, dass in dieser Stadt Kontrollen nicht funktionieren. Man taucht ab in den zwanzig Millionen und das war's dann.

Es ist schon nach Mitternacht. Man scannt endlich mein Gepäck, keine Kontrolle, raus aus dem Flughafengebäude. Da erkennt mich Guelord nicht auf Anhieb, wegen dem Bart, dann aber doch. Schon drängt sich ein Schwarm von Trägern um meinen Gepäckwagen und ich erzähle zum hundertsten Mal, dass mich meine Freunde erwarten und ich kein Taxi und keinen Porter brauche. Freundlich. Die Jungs tun mir leid. Sie sind ganz anständig.

Wiedersehen mit Augustin. Er will mich nicht umarmen, Er sagt er habe Grippe. Er würde mich anstecken. Ich sage nur, während ich ihn umarme: „Das wird so einfach nicht gehen.“ Auch Blaise ist da. Mit dem braunen, neuen Toyota.

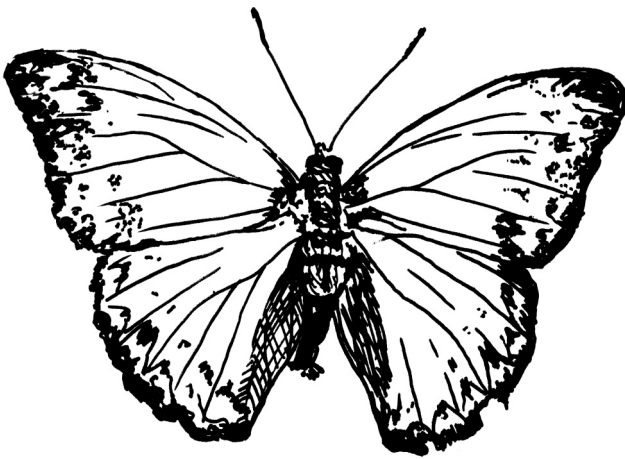
Das Parkieren vor dem Flughafen hat zwanzig Dollars gekostete. Aber da hat man keine Wahl. Da wird man einfach brutal erpresst, wie mit dem PCR Test. Es gibt keine Alternative. Das Parkabzockbusiness ist fest in der Hand von organisierter Kriminalität, Leuten der Regierung, Polizei und Armee.

Die Fahrt zum Hotel in der Innenstadt ist eine Geisterfahrt auf finsternen, leeren Strassen. Im Abstand von 500 Metern sind Barrikaden errichtet. Es brennen Feuer in Fässern. Polizisten stehen an den Strassensperren und gebückte Frauen und Männer, die demonstrativ beginnen die Strasse zu wischen mit kleinen, kurzen Besen, sobald sich ein Fahrzeug nähert. Die meist jungen Polizisten grüssen, fragen woher und wohin und dann ob man nicht eine Spende machen könne für Kaffee für die Polizei an Weihnachten. Augustin gibt nichts. Es kommen ja noch zehn weitere solche Spendersammelposten. Wenn man überall gäbe, wäre man im Nu bankrott. Augustin ist nicht hart. Nur defensiv, anständig zuhörend, aber nichts anrührend; nimmt zur Kenntnis, ohne Handlungsbedarf.

An den Strassenlampenpfosten entlang des geteerten Korridors vom Flughafen bis ins Stadtzentrum sind Weihnachtsdekorationen montiert; Schmetterlinge und andere Tiere in LED mit Glocken und Sternen gemischt. Ein Chinasortiment würde ich sagen. Grell leuchtend. Während der Rest des Zwanzig-Millionenmolochs pechschwarz und lichterlos im Koma liegt. Strommangel scheint sehr selektiv hergestellt zu werden. Für die hiesigen Energiefachleute ist das Stromsparen um ein Uhr nachts, wenn niemand die Joyeux-Noel-Illuminationen sieht, kein Thema. Man kann ja am Tag wieder sparen, wenn die Bewohner wach sind. Das ist praktische Intelligenz nicht nur hier, sondern genau so auch bei uns in Europa. Nur sieht es bei uns etwas anders aus. Der Schuss Voodoo, der in Afrika dazu kommt, wird bei uns durch Wissenschafts-BlahBlah und esoterische, grüne Rethorik von Klimaschutz, Energieeffizienz, Kompetenz- und Nachhaltigkeitsgeschwafel ersetzt.

Augustin ist schweigsam auf der Fahrt durch die Schwärze der Slumstadt, die nach verbranntem Plastik riecht. Er hat kein Fieber, sagt er, aber er sei krank, nehme Medikamente. Er sieht aber gesund

aus, nur seine Augen sind ein bisschen trüb. Kinshasa ist menschenleer. Um 1.30 Uhr kommen wir vor dem unbeleuchteten Durchgang an, der zum Hotel führt. Er ist vergittert und verschlossen. Doch nach zwei Minuten Gerüttel erscheint ein Security der aufschliesst. Auch die Türe zum Hotel ist verriegelt. Wir klopfen. Nach zehn Minuten erscheint der schlaftrunkene Receptionist. Es ist derselbe festere, freundliche Mann der letztes Jahr schon hier war.



Cymothoe caenis, einer der wenigen Tagfalter, die in Afrika zu den Mbinzo, den hochgeschätzten Speiseraupen, zählen. Im Kongo heisst die Raupe dieses Schmetterlings N'sani. An gewissen Tagen hüpfen die schwarzweissen Tiere in Scharen wie Schneeflocken über die Savanne.

Am nächsten Morgen kommen Blaize und Guelord zu mir, mit dem Wechselgeld für die hundert Dollars, die ich ihnen gegeben habe und mit der DRC-Simkarte in meinem Handy. Augustin lacht mich aus wegen meinem primitiven Muscheltelefon: „Du brauchst ein richtiges Handy“, sagt er, „nicht dieses Spielzeug.“ Es ist schwierig, ihm zu erklären, warum ich kein richtiges Handy will. Man hat noch nicht realisiert, dass man meint man behielte mit einem Handy die Kontrolle über sein Leben. In Wirklichkeit haben andere die Kontrolle über dein Leben. Der globale Kontrollwille ist auffällig stark geworden, sodass man jedem, auch dem Hinterletzten in der Savanne des Kongo, wo es nicht mal ein Telefonnetz gibt, ein solches Gerät aufschwätzt. Man weiss, wer am Schluss profitiert.

Mein Hotelzimmer scheint mir diesmal etwas sauberer zu sein als letztes Mal. Vielleicht ist es aber nur einfach dunkel. Die Klimaanlage läuft. Die Pilzbrut, die ich in schwarzen Abfallsäcken verpackt im blauen Koffer mitgebracht habe, packe ich aus und gebe den Lungenseitling, *Pleurotus pulmonarius*, in den Kühlschrank während ich den tropischen Flamingoseitling, *Pleurotus djamor*, auf den Boden des Hotelzimmers lege. Da sollte es kühl genug sein, dass die Brut nicht vergammelt bis wir in Kilueka sind.

Augustin sagt, er wolle erst nach Weihnachten fahren. Das heisst, wir werden noch zwei oder drei Tage in Kinshasa bleiben und Proviant und dergleichen einkaufen.



Varianten des Sterns von Bethlehem. A: Ägyptisch, antropomorph (5-zackig). B: Jüdisch, Davidstern, zwei Dreiecke ineinander (6-zackig). C: Christlich, kreuzförmig (4-, oder 8-zackig)

AFRIKATAGEBUCH - RÜCKREISE

Zeitsprung. Rückreise am 18. Februar 2022 nach zwei Monaten Arbeit in der Savanne der Demokratischen Republik Kongo

Um 20 Uhr fahren wir los Richtung Flughafen N'Djili , Kinshasa. Es ist Freitagnacht. Entlang der Strasse reihen sich lärmige Schmutz-Disco-Baracken, die in die schwitzige Finsternis plärren. Um 20.40 Uhr sind wir auf dem schütterten Flugplatz. Es hat viel Volk. Wir verabschieden uns. Ich komme mit meinen Photoshop-Covid-Test-Fabrikaten problemlos durch das Kontrolltheater. Man fragt zwar wo ich den Test gemacht hätte. „Im Hotel“, sage ich. Man hätte mir heute morgen das Resultat gebracht. Sie schlucken es. Es gehen noch Flieger nach Paris, Südafrika, Brüssel. Mein Flug ist erst um 1.15 Uhr. Alles läuft flüssig.

Um zwölf Uhr mittags bin ich in Istanbul. Beim Abflug nach Zürich sehe ich am Gate auf einem Newsbildschirm ein bekanntes Gesicht: Ist das nicht Ignazio Cassis, unser Schweizer Bundespräsident? Was macht denn mein Führer da auf der Hochglanz-News-Werbesäule in Istanbuls ultramodernem neuem Airhub? Der Text zum Bild sagt, dass die Schweiz die Coronamassnahmen beendet habe, dass aber der Bundespräsident an Corona erkrankt sei. „Das hat man davon!“, lautet der hämische Subtext. Cassis wird geframet wie ein kleiner Schulbube. Die wirklich wichtigen Fragen, die man dringend klären müsste, werden hingegen mit stupender Selbstverständlichkeit übergangen: War er nicht doppelt geimpft und geboostert? Und wie kann er dann krank werden mit dieser genialen Impfung?

Bei Turkish ist noch immer Maskenpflicht. Im Flugzeug sitze ich auf Platz 17B. Auf 17A, am Fenster, sitzt eine Frau. Etwa 50 schätze ich sie, leicht angegraut, Jeans, Pullover. Sie nestelt nervös. Als das Essen kommt benimmt sie sich zuerst gierig, als ob sie Angst hätte,

übergangen und vergessen zu werden auf dem Fensterplatz. Das Es-
senstablett will sie von mir aber nicht annehmen, als ich es ihr hin-
über reiche. Dann nimmt sie es aber doch, aber nur direkt von der
Stewardess. Und nun plötzlich sucht sie umständlich das Gespräch
mit mir. Zuerst auf französisch. Ich kapiere beim besten Willen
nicht, was sie mir mitteilen will. Dann fragt sie, ob ich auch englisch
spreche. Ja, sage ich, auch deutsch, italienisch und ein bisschen la-
teinisch. „Gut“, sagt sie und klärt mich dann auf. Es sei so, dass sie
jetzt warten werde, bis ich fertig gegessen habe. Aha! Von mir aus.
Noch was? Ja, sie werde erst dann selber mit dem Essen beginnen,
wenn ich fertig sei. Hm, hab ich nichts dagegen.

Erst jetzt kapiere ich es: Ich hatte ja zum Essen meine Maske
ausgezogen und auf den heruntergeklappten Tisch des leeren Platzes
17C neben mir gelegt. Das hat die Dame auf 17 A offenbar in den
Panikmodus geworfen. Sie wird erst ihre Maske abziehen, wenn ich
meine Maske wieder angezogen habe. Das darf sie ja alles. Geht
mich nichts an. Aber warum sagt sie mir das? Soll das heißen ich
müsse mich beim Futtern beeilen, oder was? Ich sage ihr, dass ich
persönlich diese Covid-Idiotie für komplett sinnlos halte. Ausserdem
sei ich PCR negativ getestet und doppelt geimpft. Sonst käme man
mit dem Flieger ja gar nicht mit, oder? Wie kann ich Sie denn anste-
cken? Oder sie mich? Können sie mir das erklären? Sie sagt re-
flexartig: „Es geht eben doch! Man kann sich anstecken!“ Ich seuf-
ze und sage zu mir selber, aber laut genug, sodass man es auch in
der Reihe auf der anderen Seite des Ganges hören kann: „People are
stupid“. Dann beginne ich ganz ruhig und gemütlich zu Essen. Man
hat ja sonst nichts anderes zu tun im Flieger.

Auf Platz 17A wird es zuerst ruhig. Ein Ruhe unter der es zap-
pelt und brodeln. Mit verschränkten Armen, trötlich, sitzt die er-
wachsene Frau maskiert und wie ein verstopfter Vulkan vor ihrem
Foodtablett und rührt nichts an. Als ich dann noch mein Fläschchen

mit Rotwein öffne und genussvoll einen Schluck trinke, ist es ihr zuviel. Sie greift zur Decke und klingelt der Stewardess. Da bin ich jetzt aber gespannt was passiert, denke ich. Aber die Angeklingelte hat offenbar grad Gescheiteres zu tun. Die Stewardess kommt nur, um die Klingellampe abzulöschen. 17A schliesst das Fenster. Wahrscheinlich wollte sich die Dame auf Platz 17A bei der Flugbegleiterin beschweren über die unsolidarische Verträdelung meines Essvorganges. Hat sie wirklich das Gefühl mir ihre Angst und Panik überstülpen zu dürfen? Mein stilles Mitleid kann sie nicht zu befriedigen. Sie will Befehlsgewalt und Unterwerfung unter ihre Psychose. Ich werde ihr lieber nicht berichten, dass in der Schweiz die Coronamassnahmen aufgehoben sind, sonst steigt sie eventuell in Zürich nicht aus. Arme Menschen im Schwarmmodus. Ein Fall für die Sammelklage wegen Schreckung der Bevölkerung. Die am schwersten Betroffenen werden sich einer Sammelklage jedoch mit Sicherheit nicht anschliessen. Sie haben Angst, dass man sich dabei ansteckt.



Zeichnung nach einem autorisierten Pressebild des Vatikans: Der schwarz maskierte Erzbischof von Neapel, Domenico Battaglia, präsentiert am 19. September 2021 in der Kathedrale von Neapel das Blutwunder des Heiligen San Januarius (enthauptet um 306). Der Lebenssaft des Märtyrers soll sich miraculös gelegentlich verflüssigen. Damit nicht gemogelt wird, wird die Verflüssigung von einem katholischen "Wunderfaktenchecker" (rechts mit weisser Maske) überprüft, damit nur evidenzbasierte Wunder stattfinden.

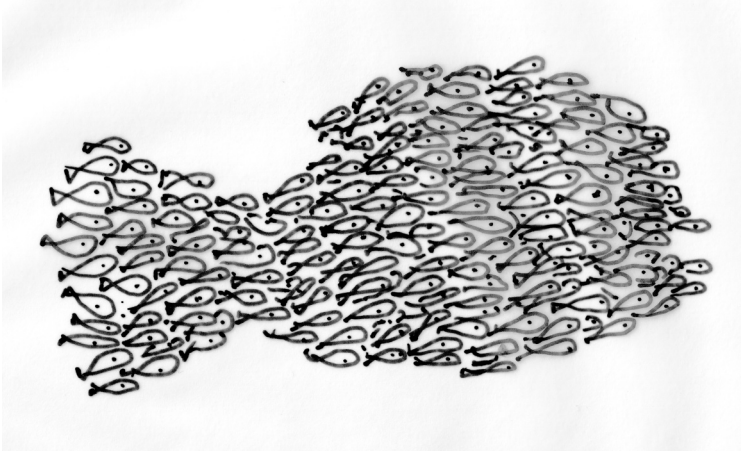
EIN SCHWARM-MODELL

Stürmische Zeiten sind apokalyptisch; wegen dem Schleier, der vom Wind zerrissen wird, was dem Wortlaut nach Apokalypse bedeutet, nämlich Entschleierung. Dann herrscht Klarsicht, die man würdigen kann, wenn man sich ihr öffnet.

In fiktiven Pandemiezeiten ist deutlich zu erkennen, wie sich ein Schwarm bildet. Zunächst benötigt ein Schwarm zu seiner Schwarmbildung einen Raum, in welchem sich der einzelne Fisch nicht verstecken kann. Also das offene Meer, oder im übertragenen Sinne: Gnadenlose Öffentlichkeit, lückenlose Kontrolle, Rundum-Überwachung, totale Exponiertheit. Wenn in einem solchen ungeschützten Raum, in welchem sich niemand verstecken und verbergen kann, eine Gefahr auftaucht, ein Haifisch zum Beispiel, ein paar Schwertfische, Delfine oder ein Wal, der Hunger hat, dann bildet sich der Schwarm, also ein aus zusammengedrängten Einzelfischen gebildeter Überfisch, ein Gebilde, das gemacht ist aus Schutzlosigkeit und Bedrohung; Ein Skulptur der Angst, welche das Schicksal des Einzelfisches dem Überleben der Art zwanghaft unterordnet.

Der einzelne Fisch löst sich im Schwarm als Zelle eines Superorganismus auf, als Schuppe eines Überfisches, der aus der Masse gleichgeschalteter Unterfische besteht. Es sieht so aus, als verschwänden die einzelnen Fische und als sei etwas Grösseres entstanden; eine Illusion von Macht in einer Situation, in der es nichts zu gewinnen gibt. Mit dem Schwarm entsteht keine Kraft, die gegen die Gefahr vorgeht. Sie weicht ihr nur aus. Der Schwarm akzeptiert, dass er den Wal oder den Haifisch nicht besiegen kann, sondern dass es umgekehrt ist. Der Grund weshalb sich der Schwarm in dieser Ausweglosigkeit nicht auflöst und jeder Fisch sein eigenes Glück sucht, ist die Angst. Es gibt kein Versteck im offenen Meer. Nur die

Zugehörigkeit zum Schwarm scheint ein Versteck zu bieten, das dem Einzelnen beim Mitschwänzeln das Gefühl gibt, in Sicherheit zu sein. Es ist stets allen Schwarmfischen klar, wer wen frisst. Sonst gibt es keinen Schwarm. Wenn nicht klar wäre, wer der Stärkere ist, dann gäbe es eine Auseinandersetzung, einen Kampf. Ein solcher findet aber nicht statt.



Die Regeln, die für die Teilnahme eines einzelnen Fisches im Schwarm gelten und eingehalten werden müssen, sind primitiv. Der individuelle Wille als Einzelfisch zählt absolut nichts. Jeder orientiert sich ausschliesslich an seinen Nachbarfischen. Und diese orientieren sich ihrerseits an ihren Nachbarfischen. Für diese Orientierung ist keine Bewusstheit nötig, nein, sie ist sogar gefährlich, weil Reflexionen Reaktionen verzögern. Im Schwarm funktioniert alles in unmittelbarsten Reflexabläufen von Spiegelneuronen. Wenn einer der Schwärmer nachdenken und selber entscheiden will, fliegt er aus dem Schwarm, wird entdeckt und gefressen. Jeder eigene, innere Antrieb und die Selbstbestimmung jedes Schwarmfisches muss solidarisch zu gunsten des Überfisches unterdrückt werden. Jeder Fisch orientiert

sich ausschliesslich an den Meinungen seiner sieben nächsten Fische und bildet seine Meinung aus den Meinungen der anderen. Der Überfisch des Leviathan (Hobbes) entsteht.

Wo bleibt im Schwarmmodell die Dialektik zwischen Masse und Führer, die in fast allen bisherigen Betrachtungen von Massephänomenen betont wird; bei LeBon, Canetti, Adorno, y Gasset, Horkheimer bis zu den tausenden Autoren, die sich ab 1900 mit dem Thema befasst haben? Ich halte Führer-Masse Modelle zur Beschreibungen gesellschaftlicher Dynamik für überkommen. Das Volk-und-Leader-Schema erweist sich bei genauerem Hinsehen als ein affirmatives historisches Konstrukt, um Führung, Disziplin und Selbstverleugnung zu zementieren; ein opportunistischer Macht-Positivismus der Mächtigen.



Dass sich Lemminge alljährlich über Klippen in den Tod stürzen ist Fake-News, verbreitet und inszeniert von Walt Disney, 1958, für den Film "White fear", ein Dokumentarfilm über die Grausamkeit der Natur im finsternen, kalten Norden. Hollywood, die grosse Influencerin, erfindet in diesem Film propagandistische Narrative und Metaphern für den Gegner des Kalten Krieges. Mit Lemmingen hat das nichts zu tun.

Ein Schwarm hat und braucht keinen Führer. Der Schwarm führt sich scheinbar selber. Manchmal flüchtend, wie bei einer Panik, über Klippen, oder inneren Zwängen folgend, wie die Lemminge, oder in krokodilverseuchte Sümpfe hinein, wie bei Gnus und Zebras. Schwarmunfälle eben. Es ist niemand schuld. Der Schwarm schwärmt. Dass es dabei ‚Führer‘ gibt, ist ein vom Menschen erfundenes Narrativ; eine kurzschlüssige Verschwörungstheorie.

Wer der Lemminge seine Mitlemminge über die Klippe in den Abgrund und Tod gedrängt hat, ist nicht eruierbar. Der Schwarm hat keinen Anführer. Deshalb sind Verschwörungstheorien zwar verständlich - in Pandemiezeiten wurde heftig über Schuldige gemutmasst, weil man wissen will, wer diesen Blödsinn des Schwarmverhaltens angezettelt hat - aber man kann keinen einzelnen Fisch im Schwarm haftbar machen. Es hat sich ja jeder nur am anderen orientiert und das gilt sogar für die sogenannten Anführer, Schwabler, Politiker, Wissenschaftler usw. Sie sind Teil des Schwarmes. Genauso wie jeder der kleinen Fische darin. Eine Einzelschuld löst sich durch das bloße Mitmachen im gemeinsamen Schicksal des Schwarmes scheinbar auf. Jeder ist bloss kollektiv bestraft dadurch, dass er sich von seiner eigenen Angst ins Nichts treiben lässt. Im Schwarm gibt es keine Täter und Opfer, weil unmenschliche Taten mit aller Macht und List anonymisiert werden. Täter werden als Solidaritäts-Helden geheiligt, als edle Ritter von Disziplin, Treue und Kadavergehorsam gelobt. Opfer werden abgebucht unter Schädlingsbekämpfung, Beseitigung gefährlicher Keime, Entsorgung von Abschaum.

Jeder der Schwarmfische hat nur gemacht, was man im Schwarm machen muss. Solidarisch. Hirn aus. Individualität aus. Nachdenken aus. Nur blind gehorchen ist sakrosankt, Gottesdienst am Kleinhirn-Synapsenfeuer, oder, wie alle im Koma ablaufenden Automatismen des Körpers heissen, die nur deshalb mit faschistoider Präzision ab-

laufen können, weil Bewusstsein nicht reinfunkeln kann. Maschinelles Dasein. Beim Nachdenken stolpert man. Ein Fisch im Schwarm ist während seines Reflexschwänzeln vollständig in seinem Nichtbewussten versunken und folgt wie ein Hirntoter dem Narrativ des Überfisches, der ihn zu retten verspricht, indem er ihm ein Versteck bietet, da, wo es kein Versteck gibt: virtuelle Sicherheit da, wo er alleine dem offenen Meer und seinen Gefahren ausgesetzt ist.

Im Schwarm gibt es keine lokalisierbare Führungsstruktur. Führung ist das, was die einzelnen Fische zusammen durch ihre einvernehmliche Sklaverein unter dem Zwang des Algorithmus als verabsolutiertes "Grosses Ganzes" kreieren, im Schwarm eben, ein Schein-Organismus mit einem Schein-Willen: Eine Täuschung.

Mir kommt das wunderbare Bild des Scheinriesen in den Sinn, wie er von Michael Ende in "Jim Knopf und Lukas der Lokomotivführer" beschrieben wird. Der Scheinriese, Herr Turtur, sieht in der Wüste, aus der Ferne betrachtet, riesig und gefährlich aus und überragt alle Gebirge und Dünen. Je näher man ihm aber kommt, desto kleiner und harmloser wird er. Würde man ihn berühren, zerfiele er zu Nichts. So verwandelt sich, wenn man sich verkleinert, um in etwas Grösserem aufzugehen, die Grösse zu einem Scheinriesen.

Der Schwarm hat keinen Willen. Er flüchtet vor einer Bedrohung in eine Zwangssozietät und ist darin selbstreferentiell an sich selber orientiert. Ist der Schwarm einmal durch eine äussere Gefahr - oder nur Angst vor einer solchen - installiert, hört der einzelne Schwarmfisch auf, rational zu überlegen. Das heisst, dass das Verhalten der Menschen im Panikmodus weder extern gesteuert, noch von aussen gestoppt werden kann. Nur die Unterbindung der Zufuhr von Angst und Schrecken, die diese zellulär-hermetisch-animalische Reaktion der Schwarmbildung auslöst, kann Linderung bringen.

Deshalb gibt es in unserer Schweizer Bundesverfassung den Artikel "Schreckung der Bevölkerung". Genau deshalb. Man weiss, dass man mit Schreckung und Panikmache den Einzelnen in den Schwarmmodus treiben kann, wo nur Folgsamkeit, Kritiklosigkeit und Aufgabe jeder individuellen Freiheit herrscht. Mündigkeit wird verboten. Der Einzelne verstummt. Man weiss, dass es immer kriminelle Kräfte gibt, die sich genau dies zu Nutze machen. Schwarmgewinnler. Da verwischt sich die Grenze zwischen Verschwörern und Nutzniessern einer Panik. Denn Nutzniesser sind immer auch Fische im Schwarm. Solche die um jeden Preis den Schwarm aufrecht erhalten wollen, weil sie meinen, dass damit ihre Schuld kollektiviert wird. Solche inneren Parasiten des Schwarmes sind vermutlich die wirklichen Verschwörer. Sie können aber nur zur Rechenschaft gezogen werden, im Masse wie sich das Kollektiv von ihnen distanziert. Dies wird aber in einem Schwarm nicht geschehen.



Ein Vogelschwarm (Möven vor der Küste Kretas) ist kein Schwarm, sondern eine zielgerichtete Flugformation.

Art. 258.1 Schweizerisches Strafgesetzbuch

Schreckung der Bevölkerung

„Wer die Bevölkerung durch Androhen oder Vorspiegeln einer Gefahr für Leib, Leben oder Eigentum in Schrecken versetzt, wird mit Freiheitsstrafe bis zu drei Jahren oder Geldstrafe bestraft.“

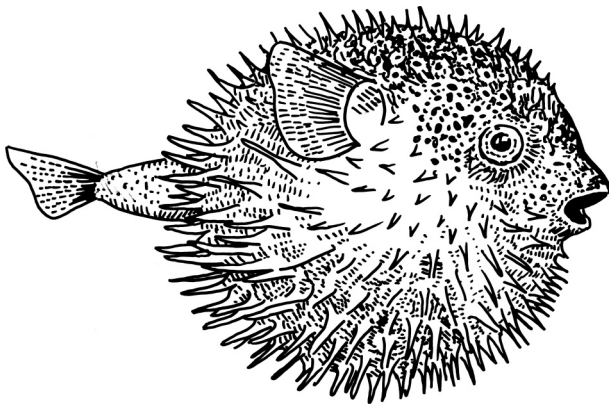
Indem ich den Nutzniessern die Führerschaft der Masse abspreche, will ich nicht behaupten es gäbe keine Verschwörer. Es gibt immer Demagogen und gewissenlose PR-Fuzzies, die Schwarm-Mechanismen sehr gut kennen und ausnutzen für irgendwelche obskuren und paranoiden Interessen. Versagt hat bei der Schwarmbildung der Schutz der Bevölkerung vor solchen Übergriffen durch Schreckung. Das ist das Problem, das wir gemeinsam aktiv lösen können und lösen müssen. Mit politischer Arbeit, Bildung zu Mündigkeit und kritischem Denken. Aufarbeitung der begangenen Verbrechen. Mit Arbeit an der Verfassung. Arbeit an den Gesetzen. Aussen. Nach dem zweiten Weltkrieg hat es eine solche Aufarbeitung, teilweise aber ungenügend, gegeben, nicht nur mit den plakativen Nürnberger Prozessen, sondern auch intellektuell, seelisch, philosophisch, z. B. in der ersten Vorlesung von Karl Jaspers: ‚Zur Schuldfrage‘, 1946. Es gibt auch eine Schuld des Schwarmes und des Schwärmers; nicht nur diejenige der Täter, denen die Schwärmer zugeschwänzelt und die Verantwortung zugeschoben haben. Weshalb hat Victor Frankl sich dennoch klar gegen kollektive Schuld ausgesprochen? Gerade er, der so gelitten hat unter des Gräueln des Nationalsozialismus. Vielleicht einfach deshalb, weil Sippenhaftung immer auch die Unschuldigen in der Sippe bestraft und damit begangenes Unrecht nur vergrössert wird. Wir müssen Taten auf den mühsamen Wegen im Einzelnen beurteilen. Vom Kopf des stinkenden Überfisches her.

Und Innen? Ein Fisch im Schwarmmodus ist nicht getröstet und erleichtert wenn man ihm nach hundert falschen Alarmen zuruft: „Ha, Ha! War alles nur ein Scherz. Es war kein Haifisch da. Es war nur eine weggeschmissene PET-Flasche.“ Selbst ohne Bedrohung verschwindet die Angst nicht. Mit Härtefallzahlungen und Kurzarbeitsentschädigungen kannst du die Schreckung nicht abgelden. Im Gegenteil. Das Trauma der Schwarm-Mobilisierung und der Lähmung der Selbstbestimmung bleibt installiert. Und nun gesellt sich noch Unbehagen und Unwohlsein im Schwarm dazu, wenn plötzlich das Nachdenken wieder beginnt, wenn Gefühle auftauchen, missbraucht, schutzlos und ausgeliefert zu sein, sogar im Schwarm, sogar in der vermeintlich letzten, sicheren Zuflucht.

Das Böse aus der Welt zu schaffen, da draussen im offenen Meer, und die Unmenschlichkeit in der äusseren Welt endgültig zu besiegen, das ist nicht in unserer Macht. Darum muss jeder mit sich selber ringen. Wenn er es Ernst meint. Aber den Schutz der Bevölkerung wieder zu installieren. Das müssen wir schaffen, wenn wir uns in einem neuen Habitat neu domestizieren wollen nach der Corona-Krise. Und dazu gehört auch wie nach WW2, dass wir die Schuldigen benennen und bestrafen. Auch wenn dies, wie Erfahrungen der Entnazifizierung zeigen, für die Betroffenen und die Opfer manchmal ein grössere Schmerz ist als für die uneinsichtigen Täter.

Ich weiss, dass viele der bewundernswerten, kämpferischen und aufrichtigen Juristen und Streiter für Rechtsstaatlichkeit und Menschenwürde, dieses Schwarm-Modell nicht mögen. Reiner Füllmich sagte einmal in einem ähnlichen Zusammenhang, dass es nicht sein dürfe, dass man die Urheber versteckt hinter einem philosophisch-psychologischen Konstrukt von anonymisierter Verantwortlichkeit, mit der Behauptung, dass es gar keinen Anlass und keine Urheber gebe für diese faschistoide Corona- Bewegung in Europa und der Welt.

Das kann ich aus der Sicht eines Juristen verstehen. Man kann in einem Prozess ja nicht die ganze Menschheit anklagen, sondern muss gezielt einzelne Täter und Urheber anklagen. Der Schwarm bildet ein kollektives Schicksal. Die Schuldfrage verschwindet darin nicht, sie ist darin festgemacht, als kollektive Schuld des Mitschwänzels. Die Selbstaufgabe des Menschen können wir nicht bestrafen. Wir können nur versuchen sie zu verhindern mit Bildung zu Mündigkeit und kritischem Denken. Benennen müssen wir diejenigen, die gegen die gültige Verfassung, gegen gültige Gesetze und Menschenrechte verstossen haben, die Unmenschliches taten, oder als Verantwortliche Unmenschliches zulassen oder sich eigennützig und oportunistisch als Sprachrohre und Alarmsirenen instrumentalisieren liessen. Dafür bildet das Schwarmmodell kein Hindernis. Das haben die Nürnberger Prozesse gezeigt, auch wenn danach viele kriminelle Mitschwänzler anderswo untertauchten, oder in Subschwärmen der Nazis protegirt wurden.



Kugelfisch (Fugu) mit Spike-Proteinen nach einer mRNA-Impfung.

SCHWARMINTELLIGENZ

Gerne entschuldigt man kollektiv ‚solidarisches‘ Versagen mit dem Argument der demokratischen Legitimation. Alle waren für den Irrsinn. Also ist Irrsinn legitim. Fehler sind Fehler der Demokratie. Vielleicht seien andere Systeme daher besser. Das halte ich für grundfalsch. Ein Grossteil der üblen Nachrede und Verleumdung der Demokratie geht auf den perversen Gebrauch des Begriffes der Schwarmintelligenz zurück.

Schwarmintelligenz ist eine pervide, diabolische Fehlbezeichnung. Genau so wie auch das Wort Impfdurchbruch. Da findet kein Durchbruch statt. Das ursprüngliche Wort hiess Impfversagen. Und genau darum geht es; dass nämlich die Impfung versagt hat und nicht, dass sie ein Durchbruch ist. So werden wir in der Sprache verarscht. Oder anders gesagt; So führen wir uns selber in die Irre, weil wir solche Fehlbegriffe unbedacht annehmen und reinbeissen. Wie das naive Schneewittchen in den Giftapfel. Noch deutlicher sind selbstbetrügerische, toxische Wortpflästerchen in den Wirtschaftsnachrichten, wo man gerne von ‚steigenden Verlusten‘ redet, oder von ‚klar gestärkter Zunahme von Gewinnrückgängen‘. Alles steigt, nimmt sprachlich zu und gewinnt, während in Tat und Wahrheit die Kurse crashen.

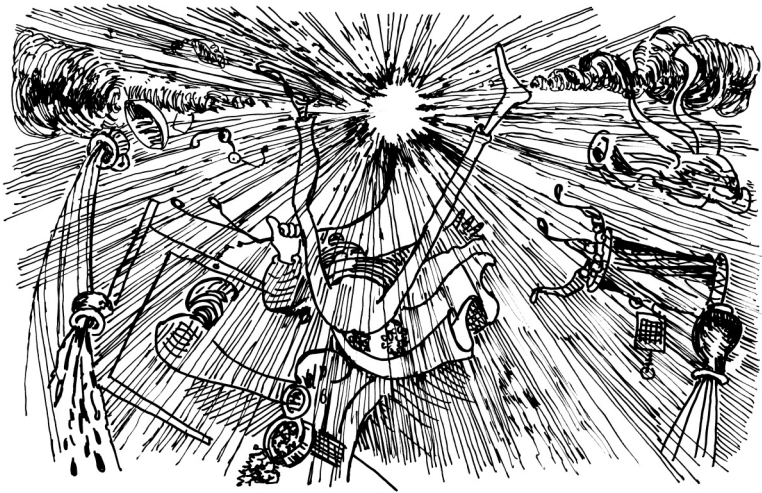
Der Sachverhalt, den man ursprünglich mit Schwarmintelligenz bezeichnen wollte, ist das exakte Gegenteil von dem, was wir im vorausgehenden Traktat als Schwarmverhalten beschrieben haben. Genau genommen hat Schwarmintelligenz weder mit einem Schwarm etwas zu tun noch mit Intelligenz. Es wird lediglich suggeriert, dass der Schwarm etwas Gutes sei, weil er zu mehr Intelligenz führt. Ein katastrophales linguistisches Eigentor. Dieses tödliche Sprachversagen möchte ich etwas vertiefender untersuchen und bitte um etwas Geduld und Beharrlichkeit beim Nachdenken über meine Darlegungen.

Der Begriff ‚Schwarmintelligenz‘ meint, dass in einer Gruppe von selbständigen, frei entscheidenden Individuen, die Antwort der Gruppe auf eine Bedrohung, oder eine Fragestellung intelligenter ist als eine beliebige, einzelne Stimme eines Individuums der Gruppe. Man meint damit, dass Entscheide einer Gruppe freier Individuen übers Ganze gesehen stets vernünftiger sind als die Stimmen beliebiger Individuen. Dies heisst jedoch nicht, dass es kein Individuum geben kann, das nicht vernünftiger antworten kann als der Durchschnitt der Gruppe. Schwarmintelligenz ist eine statistische, mathematische Berechnung des Nutzens von Demokratie. Sie folgt dem Narrativ, dass die Gesamtheit der Bürger einer Demokratie für den Erhalt ihrer Demokratie besser urteilen können als ein beliebiger Einzelner dieser Bürger. Schwarmintelligenz ist also zunächst einfach abstrakte Theorie und deshalb ein klassisches abstraktes Vorstellungs-, oder Idealisten-Narrativ, Ideologie, und nicht einfach Wahrheit, weil nämlich die Bedingtheiten der lebendigen Teilnehmer darin nicht berücksichtigt sind. Schwarmintelligenz ist ein Modell, um Demokratie als Staatsform zu verstehen und ihre Chancen und Vorteile gegenüber anderen Staatsformen darzulegen.

‚Gruppenintelligenz‘, das sicher treffendere Wort als Schwarmintelligenz, funktioniert nur dann, wenn jeder Einzelne frei und unabhängig entscheiden kann und wenn jeder nicht darauf schaut, was die anderen Bürger und Mitfische meinen. Diese Bedingung ist zentral. Die Einschränkung auf freie, autonome Entscheide der Bürger für das Funktionieren einer ‚Schwarmintelligenz‘ sind genau das Gegenteil von den Bedingungen für das Funktionieren eines Schwarmes. Im Schwarm gibt es weder freie Meinungen, noch unabhängige Entscheide. Ein Schwarm funktioniert per definitionem nur, wenn das freie, kritische, unabhängige Reflektieren und Entscheiden des Einzelnen vollständig ausgeschaltet ist und nur die Orientierung an den sieben nächsten Mitfischen alternativlos und

mechanisch zwingend herrscht. Deshalb ist der Ausdruck ‚Schwarmintelligenz‘ geradezu idiotisch, pervers, und krank. Er sagt das Gegenteil von dem, was er meint.

Die Autorität der Demokratie fusst auf der Autonomie ihrer Bürger. Wo Autonomie nicht besteht, hat sich auch die Autorität eines demokratischen Systems verflüchtigt in Beliebigkeit und Willkür. Daher ist Mündigkeit der Bürger, also kritisches, autonomes Nachdenken, das Ziel der Volksschule in Demokratien, leider aber weitgehend erstickt in plumpem Konsumismus, selbstgefälligem Konformismus, faschistoidem Kasernendrilla und primitivster Förderung des Mitschwänzeln.



Aus Max und Moritz. Lehrer Lämpels Backpfeife explodiert. Wilhelm Busch illustriert die Sprengkraft eines anarchischen, antiautoritären Geistes gegen die Unterwerfung der Volksschule unter nur äussere, funktionalistische Zwecke und unter die narzisstischen Bedürfnisse der Herrschenden. Die Bombe, die hier hoch geht, beendet die Gemütlichkeit eines affirmativen didaktische Systems der Zähmung von Tieren. Die Schule, als Stall von nützlichem Jungvieh, fliegt Lämpel um die Ohren.

DEMOKRATIE

Was mit Gruppenintelligenz gemeint ist, ist unschwer vorstellbar. Nämlich, dass eine Vielzahl von Biografien, Gesichtspunkten und Meinungen zu einem Thema einen besseren und umfassenderen – man sagt ja heute auch gerne ganzheitlicheren - Begriff einer Sache ergibt, als irgend eine Einzelbetrachtung. Dies ist das theoretische Begründungsnarrativ der Demokratie. Der Führungswille einer Gruppe freier Bürger wird ermittelt durch das Prozedere der verfassungsmässigen Ordnung; mit Wahlen, Abstimmungen, aktives und passives Wahlrecht, Parlamente, Regierungen, Föderalismus usw.. Soweit die Organisationsstruktur zur Ermittlung von Gruppenintelligenz. Ob dies tatsächlich Intelligenz ist, oder Intelligenz vermehrt und befördert, ist eine ganz andere Frage. Oder vielmehr: Eine blosse Behauptung. Denn mit Intelligenz verbinden wir gemeinhin positive, vernünftige, logische, richtige, gute Entscheidungen. Intelligenz ist gut. Je mehr Intelligenz, desto besser. Wer aber bewertet dies? Wäre es nicht ehrlicher, statt Gruppenintelligenz, einfach Gruppenentscheid zu sagen?

Das Problematische der sogenannten ‚Schwarmintelligenz‘ besteht darin, dass sie ausdrücken will, dass in einer Gruppe ein besserer, richtigerer Entscheid gefällt wird, also eigentlich eine Bewertung stattfindet, ohne dass deren Masstäbe bekannt gegeben werden.

Was sind geeignete Kriterien, um zu belegen, dass Gruppenverhalten besser, oder schlechter ist? Vielleicht führt das Gruppenverhalten nur dazu, dass die Gruppe erhalten bleibt. Ob dies schon per se ein Nutzen darstellt und ein positiver Wert ist, ist diskutabel. Vielleicht wäre es besser, zu grosse, unübersichtliche Gruppen aufzuteilen in kleinere, übersichtlichere, autonomere Subgruppen.

Eine vertiefte Kritik des Begriffes ‚Schwarmintelligenz‘ weist uns noch auf Anderes und sehr viel Gravierenderes hin. Gruppenintelligenz funktioniert nur, wenn sich jedes Teil der Gruppe ausschliesslich an sich selber orientiert. Zu sich und für sich steht. Sobald der Einzelne in der Gruppe beginnt sich an Anderen zu orientieren, oder Andere zu beeinflussen, fällt der Intelligenzgewinn dahin und verdreht sich sogar ins Gegenteil; in eine Schwarmverblödung. Dies ist nicht weiter verwunderlich, denn wenn jeder sich an anderen orientiert sind wir wieder im Schwarm. Die Intelligenz des Schwarmes ist dann entlarvt als der Illusionstrick des Überfisches, den der Schwarm bildet, um angeblich einer Gefahr auszuweichen in einem Raum wo man sich nicht verstecken kann. Dies hat mit dem, was wir mit Schwarmintelligenz meinen, nämlich dem Gewinn durch Diversität von Biografien und Meinungen, nichts zu tun. Intelligent nennt man im Schwarm nur den, der im Schwarm mitschwärmt und damit äussert, dass es zur ‚Intelligenz‘ des Schwärmens keine Alternative gibt.

Ein lupenreines Beispiel für erzwungene Alternativlosigkeit im Schwarm illustriert ein erschreckender und bemerkenswerter Ausspruch, den der Chef des Berliner Robert-Koch-Institutes, der Veterinärmediziner Lothar Wieler, gemacht hat. In Bezug zu den von ihm diktierten Verhaltensregeln zur Bekämpfung der Corona-Pandemie sagte er wörtlich: „Diese Regeln dürfen nicht hinterfragt werden!“ Klarer kann man nicht erkennen, dass er zu einem Schwarm redet. Es darf nur mitgeschwänzelt werden.

Was nun? Welche Wege sind offen für Fische die dem Schwarm nicht trauen, weil sie vermuten, dass der Befehl zum Zusammenbleiben von den Haifischen stammt, die es lieben, wenn das Futter kompakt und übersichtlich am Ort bleibt? Das ist wieder eine klassische Verschwörungstheorie. Für einen Schwarm braucht es gar keine wirklichen Bedrohungen. Es reichen Ängste, damit sich Schwärme

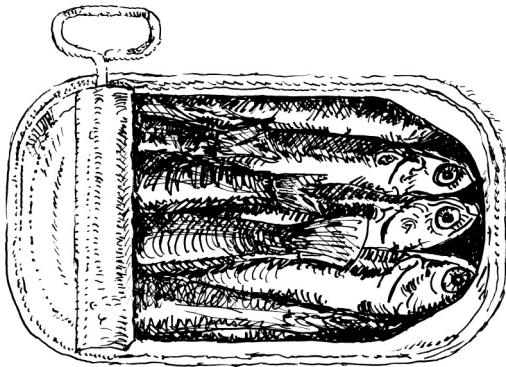
bilden. Vielleicht ist es ja gar kein Haifisch, sondern ein Taucher, der ein paar Fotos machen will, oder ein Cluster von PET-Flaschen, Plastiktüten und FFP2-Masken.

Wer aus dem Schwarm flieht, der braucht etwas anderes, um sich zu verstecken, wenn er die Masse der Selbstlosen verlässt. Noch viel dringender benötigt er aber eine ethologische Prädisposition, die ihm überhaupt erlaubt, einen Schwarm zu verlassen. Angstfreiheit. Mut. Die meisten der realen Schwarmfische in der Natur sind von ihrem Verhalten her strikt determiniert in einem Schwarm zu bleiben. Es gibt für sie keinen Freiheitsgrad eigener Bewegung. Sie sind nicht in der Lage ihren Schwarmtrieb zu überwinden. Sie können nicht einfach von heute auf morgen sagen, ich mach da nicht mehr mit. Mir reicht's. Und vielleicht ist es mit Menschen ähnlich. Wer immer schon nur in Zugehörigkeiten Erfüllung fand und sich alleine ängstigt, wird dem Schwarm nicht so leicht entkommen. Vielleicht ein Stück weit sogar zu seinem eigenen Glück.

Weit verbreitet ist in allen totalitären Öffentlichkeiten das warnende Narrativ, dass keiner dem Schwarm entkommt. Du kannst Dich nicht verstecken. Die Haie finden dich. Schau zum Beispiel Osama bin Laden, Saddam Hussein, Julian Assange, Michael Ballweg, Bhakdi, Schiffmann Wir schnappen euch. Nur Satoshi, der angebliche Gründer von Bitcoin hat es vielleicht besser gemacht. Auch so ein Narrativ. Der Schöpfer zieht sich gottgleich aus der Welt zurück. Deshalb ist Bitcoin die perfekte Schwarmwährung. Sie bleibt erhalten, auch wenn du einen Einzelnen raustreibst, einbuchtest und auffrisst, falls du Strom hast und Internetanschluss. Das heisst: Die wirkliche Kunst, die einer beherrschen muss, wenn er aus dem Schwarm abhaut, besteht darin, sich vernünftig zu verstecken.

Ergiebiger und fruchtbarer als die Erörterung des irregeleiteten Begriffs der ‚Schwarmintelligenz‘, ist die beharrliche konstruktive Kritik von Schwarmintelligenz. Sie zeigt, dass die Gleichschaltung einzelner Gruppenmitglieder durch äussere Narrative, gleichgeschaltete Medien beispielweise, den, zumindest theoretisch unbestrittenen Effekt der sogenannten ‚Schwarmintelligenz‘ vernichtet. Die Unterdrückung von Eigenheit und Meinungsvielfalt zerstört die Konsensermittlung in der Demokratie.

Das Wort Schwarmintelligenz ist eine pervide, absichtsvolle sprachliche Fehlkonstruktion. Sie besteht aus der hohlen Drohung an den Schwarm, er müsse bedingungslos weiter solidarisch mitschwänzeln. Der Hintergedanke ist offensichtlich einzig, dass das schuppige Wahlsubstrat in die richtige Richtung flösselt. Meist in eine Art von Reuse hinein, oder in den Verdauungskanal eines Raubfisches.



Oelsardinen in einer Rolldeckel-Büchse. Ordnung, platzsparende Effizienz und Nützlichkeiit eines Schwarmes stummer Fische. Idealbild einer schwarmintelligenten Stadt der Hochkultur.

DIE HERDE

Es gibt zahllose Lebens-Modelle für Menschen, die nicht im Schwarmmodus leben wollen. Es gibt zum Beispiel die Herde. Man kann mit diesem Bild einer Gruppe als Herde ein paar wichtige Unterscheidungen zum Schwarm sichtbar machen. Allerdings muss klar sein, dass eine Stampede von Gnus, Bisons, Wasserbüffeln oder Zebras nicht als Herde angesehen werden sollen, es sind Massen in Bewegung, die wie ein Schwarm reagieren. So wie auch eine Masse von Menschen in Panik keine Herde ist, sondern ein Schwarm, also von mechanischen Reflexen geleitet.

Hingegen meine ich hier mit Herde eine selbstbewusste, familiäre Gruppe. Eine Gruppe, in der alle miteinander vertraut sind und sich kennen und damit nicht eine Gesellschaft bilden, sondern eine Gemeinschaft. Das muss nicht heißen, dass sich alle mögen, noch, dass sie sich in allem einig sind, nur, dass sich alle kennen. Herde bedeutet strukturiertes Zusammensein. In einer Bedrohungssituation reagiert eine Herde völlig anders als der Schwarm. In der Herde sind die stärksten Tiere aussen. Sie bilden einen Kreis um die Schwachen, die in der Mitte geschützt werden; Alte, Kranke, Mütter, Kinder. Hier findet eine andere Begegnung mit Gefahr statt. Niemand versteckt sich. Jeder kennt seine Funktion und seine Begabungen in der Gruppe und stellt sich aufgrund seiner individuellen Möglichkeiten auf.



Bisons beschützen Muttertiere und Kälber mit einer Aufstellung, bei der sich die Tiere an der Bedrohung orientieren und ihr als Herde begegnen mit einem Schutzschild der stärksten Individuen.

HABITAT UND MODELL

In diesem Buch verwende ich den Begriff Habitat da, wo andere Umwelt sagen würden, Gesellschaft, soziales Gefüge, Mitwelt, Biotope, Biosphäre und dergleichen. Dies scheint mir alles zu eng. Ich verstehe unter Habitat, was dem Wortstamm nach Wohnraum bedeutet, den Wirkraum eines Lebewesens, einer Pflanze, Bakterie, von Tier und Mensch. Beim Menschen ist Habitat sein äusserer und innerer Lebensraum. Er umfasst nicht nur Materielles, sondern auch Geistiges, Seelisches, Gefühle, das ganze Leben. Es ist der geschützte Raum, in welchem sich ein Lebewesen eingerichtet hat und worin es sich seinem Wesen gemäss entfalten kann.

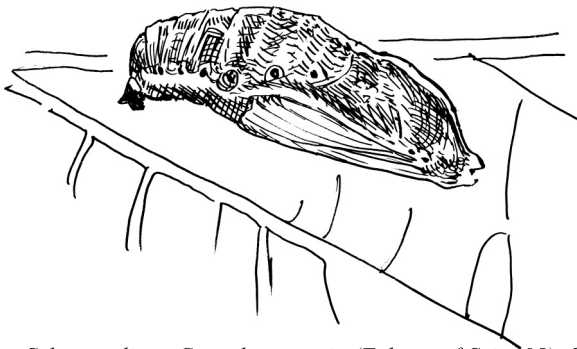
Das Habitat ist ein Raum, der in steter Veränderung begriffen ist. Um Abläufe und Vorgänge in unserem Habitat zu verstehen, benötigen wir Modelle. Wir können Dinge an sich nicht verstehen, sondern können uns ihnen intellektuell nur nähern, indem wir von ihnen geistige Abbilder erzeugen, Modelle eben, an und in denen wir über Gegenstände nachdenken. Solche archaischen Modelle sind die Sprache, die Musik, die Bilder, Astrologie, die Mathematik, Geometrie, der Kalender usw. Modelle sind Konstrukte unseres Bewusstseins, gebaut in Sprache. Diese Modelle haben mit Beweisen, Wahrheit oder Richtigkeit zunächst nichts zu tun. Es sind Gerüste des Denkens.

Über einen Gegenstand kann man mit unzähligen Modellen nachdenken; religiösen, biologischen, chemischen, marktwirtschaftlichen, juristischen usw. Oft sind bestimmte Betrachtungsmodelle der Weltgegebenheiten aktuell gerade günstig und vorherrschend. Aber Ansichtsweisen und Formen des Nachdenkens über Gegenstände und Entwicklungen verändern sich ebenfalls. Vor allem in Umbruchzeiten, in denen die herrschenden Betrachtungsweisen der Dinge umgestürzt werden, also die Modelle, in denen wir über Gegenstände

nachdenken, morsch werden und zerfallen. Es sieht dann so aus, als würden die Gegenstände ihren Modellen entgleiten. Als hätten sich die Gegenstände verändert und dem Zugriff der Modelle entzogen, sich aus ihnen befreit. Man könnte auch sagen, dass sich eben unser Bewusstsein verfeinert und anpasst und deshalb die Modelle plötzlich nicht mehr zu den Gegenständen passen, weil unsere Vorstellungen von ihnen zu eng geworden sind, sich der Gegenstand aus seinen Modellen entfernt, wie die Schlange, die aus ihrer alten Haut schlüpft. Aber vielleicht ist es gar nicht das Bewusstsein das sich verändert, sondern das was wir bei aller Unbeholfenheit die Seele nennen. Könnte es sein, dass so, wie wir in unserem Bewusstsein unsere Seele wahrnehmen, auch sie von Zeit zu Zeit aus unserem Bewusstsein neu auschlüpft, das alte Bewusstsein hinter sich lässt und wir versuchen, ein neues Bewusstsein zu finden, das uns mehr Platz gibt aber uns gleichzeitig auch näher kommt. Immer näher kommt zu dem geheimnisvollen Kern unserer einzig wahren Gewissheit, dass wir wir sind. Jetzt. Hier. Immerdar, seit sich unser Bewusstsein erinnern mag. Und vielleicht noch darüber hinaus.

Wir können über den Kosmos in vielfältiger Weise nachdenken. In jeder Kultur und in jeder geschichtlichen und biografischen Phase des Menschen werden stets neue Modelle entwickelt, neue Narrative erfunden, die eine bestimmte Weltsicht zum Identitätskern einer Gemeinschaft erheben, aus dem sich ihr Zusammenhalt konstituiert und um deren Idole sie sich versammelt. Genauso verhält es sich mit der Betrachtung von Natur, Staat, Göttern, dem Menschen. Die Modelle in denen sie begriffen werden, sind dabei immer starrer als ihre Gegenstände. Modelle sind dazu gemacht eine Sache festzuhalten, um sie ausserhalb des Zeitlichen, in Ruhe, zu betrachten. Deshalb scheint es manchmal so, also ob sich Dinge gleichsam aus ihren Modellen weg schleichen, befreien und ausbre-

chen, weil Gegenstände sich weiter entwickeln und in bisherigen Modellen plötzlich nicht mehr fassbar sind. Modelle müssen angepasst werden. Begriffe ändern sich so. Der Begriff des Bürgers, der Begriff von Gesundheit, Wohlstand, Frieden, Geschlecht, Freiheit und Begriffe der Tugenden, die bei den alten Griechen so leidenschaftlich diskutiert wurden. Im Kontext des Heute ringen wir stets von Neuem darum, unsere Begriffe der Welt und unseres Habitates a jour zu halten. Ich will dies nicht werten. Wer in alten Modellen sich wohl und geborgen fühlt, der darf das. Wer sich findet mit dem Gedanken, dass in seiner Welt etwas nicht stimmt, der ist aufgerufen nachzudenken, ob die bisherigen Modelle nicht mehr zur eigenen Seele passen. Dabei kann es vorkommen, dass man jüngste Modelle ablegt, wie überholte Mode, und sich älterer Modelle, alte Jeans, wieder anzieht, die einem angemessen scheinen und in denen man sich wohler fühlt. In welche Richtung der sogenannte Fortschritt geht, sagt einzig die Seele. Das äusserliche Geplapper darüber dürfen wir als Verunsicherung der Umgebung ignorieren. Vielleicht ist stehen zu bleiben fortschrittlicher als vorwärts zu stürmen..



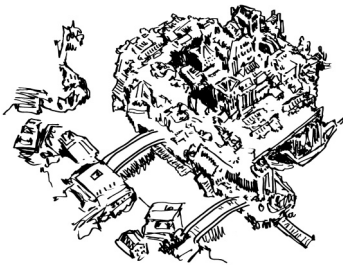
*Puppe des Schmetterlings *Cymothoe caenis* (Falter auf Seite 95). Sie sieht ein bisschen aus wie ein Schiff; eine Arche Noah, in der wir uns einkapseln, wenn wir unterwegs sind zu neuen Gefilden, zu neuen Habitaten, wo wir erneuert ausschlüpfen mit einer anderen Weltsicht.*

SPIELBERICHT - ANNO 1404

Zweiter Anlauf

In zwei Tagen habe ich ein Riesenreich gebaut, musste aber dazu eine Insel im Orient besiedeln. Nun sehe ich meinen Computermitspieler. Er ist friedlich. Um aufzusteigen musste ich viel unnützes Zeug beschaffen, was nicht nachhaltig ist. Geld habe ich genug; über drei Millionen. Ich könnte versuchen, meine Städte zurückzubauen, respektive deren Bewohner verhungern zu lassen und dann schauen, wie mein Mitspieler reagiert, wenn ich Schwäche zeige: Wird er angreifen? Damit wäre ein weiteres Konzept des Systems aufgedeckt. Es muss immer einen Sieger geben. Ruhe hat man erst, wenn alle anderen ausgelöscht sind. Erlösung heisst: Alle tot ausser ich.

Vielleicht werde ich vor dem Rückbau eine kleine, aber schlagkräftige Armee aufstellen. Für alle Fälle. Falls mein Mitspieler angreift. Sobald er es tut, ist ja schon klar, dass das Spielprinzip darauf baut. Ich kann ihn dann auslöschen und bin alleiniger Herrscher der Welt und dann sollte es keine Gegner mehr geben, die einen Rückbau meiner urbanen Welt verhindern, ausser vielleicht die Piraten, aber die haben einen grossen Vorteil. Sie bauen keine Städte, sind nicht expansiv, einfach nur lästig und störend. Aber ich bin bereits verbrüdet mit dem Piraten, also wird das korsarische Grossmaul Said Ben Huffiduffi, oder wie er heisst, vielleicht still halten.



Mehr Virtual als Reality: Wenn dieses Objekt nicht angeschrieben wäre, käme kaum jemand auf die Idee, dass dies es Venedig ist, wie es uns im Spiel Anno 1404 angeboten wird.

Klar ist jedenfalls, dass Fortschritt im Anno 1404-Modus bedeutet: Bürger aufsteigen zu lassen vom Bauern zu Adeligen. Und dass diese Aufstiege durch Kirchen ausgelöst werden, also religiöse Gebilde, gefolgt von Alkohol Most/Bier und einer Nahrungskette Fisch-Brot-Fleisch. Und schon früh Gewürze. Auch bei den Kleidern sind die Bauern noch Selbstversorger erst nachher werden Leinenkutton, Lederwämse und Pelzmäntel verlangt und am Schluss Brokatgewänder mit Goldfirlefanz von Prada.

Am nächsten Tag. Ich bin frustriert. Beim Spielen bin ich wie ein gehetzter Hase, der versucht, die Bedürfnisse der Leute zu befriedigen, während diese zum Dank immer neue Bedürfnisse erfinden, wegen denen sie unglücklich und unbefriedigt sein können und meinen mich mit neuen Vorwürfen nerven zu dürfen. Man verdrängt die Frage: Weshalb soll ich als König immer nur dafür sorgen dass die Anderen glücklich sind? Vor allem diejenigen, die schon am meisten haben, und die am lautesten rumbrüllen? Die Spielabsicht dahinter muss demnach sein: Herrschern soll das Volk soviel Stress machen, dass gekrönte Häupter immer nahe daran sind hinzuschmeissen und aufzuhören, sie es aber doch nicht tun, und aus nacktem Trotz dabei bleiben. Warum? Weil nur im Spiel bleiben darf, wer gewinnen will. Das ist das Fiese an diesem Spiel. Wenn Du gar nicht gewinnen willst, hast Du das Spiel nicht begriffen und fliegst raus. Dies wäre ein durchaus lobenswerter Lerneffekt, der aber unter geht angesichts der Tatsache dass man ja ein Spiel teuer gekauft hat, um zu spielen. Nicht einmal um zu siegen, nein, einfach um zu spielen. Aber nein, man darf alles , nur nicht verlieren. Ein völlig falscher Lernerreiz, wie ich finde. Es wäre es doch ganz klug zu lernen, im richtigen Moment nicht mehr mit zumachen. Im richtigen Moment zu verlieren. Es gibt im richtigen Leben zu viele Leute, die nicht blöd sind, nicht faul, nicht unehrlich, nicht unaufrichtig, Menschen, die sich alle erdenkliche Mühe geben, aber einfach zu ungeschickt sind, um im richtigen

Moment zu verlieren. Weil sie zu lange und zu verkrampft mitspielen wollen, haben sie den Moment verpasst wo zu verlieren noch ertragbar gewesen wäre. Ich kenn das. Es ist ein stumpfsinniger selbstverzehrender Ehrgeiz, ein falscher Stolz nicht zugeben zu wollen, dass man gegen eine leblose, blöde Maschine mit einem Intel i7 Chip klein begeben muss. Oder gegen einen irregehenden Transportpolizisten der SBB mit IQ 87. Stattdessen hofft man billig, dass man mit der eigenen mediokren Klugheit diesen Mist überwinden kann, Unrecht beseitigen, Gemütlichkeit wieder herstellen und Frieden kriegen kann, um am Schluss eine grosse Belohnung abzusahnen. Die Frage ist nur: Was für eine Belohnung?

Weil ich schon mehrmals gespielt habe bis zum Ende, weiss ich, dass am Ende eigentlich nur Langeweile lauert; der Frust des Siegers. Wie der Frust des Monopolysiegers, dass alle Kollegen bankrott sind, und der Sieger damit ja irgendwie auch, weil er keine Geschäfte mehr macht.

Man erwacht nach solchem Adrenalinschub des Schlachtgetümmels in die nüchterne Erkenntnis hinein, dass dieses Spiel eigentlich sehr beschränkt ist, unwürdig, um sich selber darin wie ein Held zu fühlen. Man müsste doch dazu ein gebührend neueres, grösseres Spielfeld vorfinden: Die ganze Welt. Die grosse Bühne. Dann ist man bei Bezos, Gates, Musk und Konsorten. Kurzum: Die Herausforderung des Spieles ist nicht das Spielen, sondern das Nachher; dann, wenn man wieder auf sich selber landet, auf seinem kleinen, mickrigen, einsamen, zerknitterten Dasein, nachdem man im Spiel wirklich jemand war mit einer Riesenflotte und Kohle bis zum Abwinken. Das ist der Schmerz der Sieger und der Grund weshalb neurotische Charaktere dann oft durchdrehen in einem Strudel von immer grösseren Idiotien, die sie sich selber als Spiele ausdenken, um ja nie bei sich landen zu müssen. Nur das nicht!

Vielleicht sollte ich jetzt versuchen, aus Protest die Bedürfnisse der Bürger nicht mehr zu befriedigen, alle Produktionen einzustellen, die Bewohner in den Lockdown zu schicken und nur noch mit einer Flotte von Kriegsschiffen und einer Armee zu patrouillieren und zu beobachten, wie lange dies dauert. Und zwar ganz emotionslos, etwa so wie man eine Kolonie von Plankton in einem Tropfen Wasser unter dem Mikroskop anschaut. Ich werde zuerst die Armee aufbauen und dann eine nach der anderen die eigenen Produktionsstätten zerstören, Weizenfelder, Hanf, Most, Bierproduktion alles einstampfen und einstellen, Eisenerz, Stahlwerk alles einfach abbrechen, abfackeln, um Kosten zu reduzieren. Dann werde ich beobachten wie lange das Geld reicht in dieser Bonzenwelt ohne Produktion. Leben von angehäufter Kohle und danach trachten wie meine Computerspieler reagieren. Aber jetzt ist noch früh am Morgen und draussen vor dem Wohnwagen schauen die Amseln vorbei.



„Und?“, fragen sie: „Bist Du mit Deiner Aufbaustrategie schon weiter gekommen?“

„Ich arbeite noch daran. Scharrt noch ein wenig weiter. Morgen kann ich euch vielleicht mehr erzählen.“

Am nächsten Morgen regnet es. Ich reisse die Türe des Wohnwagens auf:

„Vögel!“, rufe ich, „es ist etwas Furchtbares geschehen. Wir müssen reden!“

„Wegen dem bisschen Regen im Wald so ein Theater zu machen!“, lästert der Spatz.

„Was ist denn los?“, ergänzt die Amsel.

„Ich muss morgen weg. Ich muss nach Venedig.“

„Und warum?“

„Ich habe gesehen dass es im Anno-Spiel einen venezianischen Händler gibt, Giacomo Garibaldi mit Namen, der in Venedig wohnt. Ich werde ihn besuchen.“

„Ja, dann mach das doch!“

„Das hab ich ja gemacht. Ich war bei ihm mit meinem Schiff und habe dieses Venedig gesehen und dachte: Ich werde jetzt einmal so tun, als würde ich das Spiel ganz ernst nehmen... und ...“



*Giacomo Garibaldi,
Venezianischer Händler;
aus dem Anno 1404 Spiel.*

„Und dann was?“

„Da sagte der Venezianer Garibaldi, genau in diesem Moment:
»Besuche mich doch einfach mal wieder.«“

„Ja, aber das ist ja nur ein Spiel!“

„Eben nicht! Meine Eltern waren in Venedig auf Hochzeitsreise 1956. Und ich habe das Globibuch: ‚Globi in Venedig‘ auswendig gelernt, etwa 1963. Es ist doch super, dass der Druide mich eingeladen hat ihn zu besuchen.“

„Doge heisst das.“

„Von mir aus Doge.“

„Das ist doch nur ein Computerprogramm!“, pfeift die Meise.

„Ja, das behauptest du einfach so, Meise. Was wisst ihr Vögel schon von Computerprogrammen? Soll ich auf euch hören, die ihr nicht einmal einen Taschenrechner bedienen könnt? Die Transhumanisten sagen, dass die Computerspiele die reale Realität sind. Die ganze Welt sei programmiert und niemand sei frei und ich glaube sie haben Recht und ich werde jetzt, weil man mich eingeladen hat, nach Venedig reisen.“

*Haubenmeise,
Lophophanes cristatus,
aus dem Wald von Landquart.*



REISE NACH VENEDIG

28. Februar 2022

Vier Uhr. Aufstehen. Anziehen. Sofort beginne ich zu packen. Ich nehme den kleinsten Rollkoffer. Aber mein Bildschirm passt nicht hinein, also nehme ich den kleineren Screen mit; packe ein paar Kleider um ihn herum, um die Elektronik zu schützen und mein Sitzkissen, weil Stühle in Hotelzimmern meist unbequem sind. Um 4.30 rufe ich, wie verabredet, Hossam an, meinen Taxifahrer. Er nimmt nicht ab. Seltsam. Der Anruf wechselt zu einem anderen Telefon. Da nimmt auch niemand ab. Komisch. Das kam noch nie vor. Ich versuche es nochmals. Dasselbe. Was jetzt? Wir hatten das doch so verabredet. Mein Zug fährt um 5.18 Uhr. Zu Fuss schaff ich das jetzt nicht mehr bis zum Bahnhof. Mit diesem lädierten Klumpen sowieso nicht. Um vier Uhr jemanden auf dem Campingplatz zu wecken, gleicht einem Überfall. Ich packe weiter. Um 4.40 Uhr rufe ich nochmals an. Immer noch nichts. Ein anderes Taxi kann ich grad auch nicht suchen, weil ich meinen Computer schon eingepackt habe. Also starte ich meinen zweiten Computer. Dieser will aber Updates machen, merkt jedoch, dass er keinen WIFI-Anschluss hat vom Wohnwagen aus und sagt, dass er alle Updates wieder rückgängig machen muss Das dauert!

Um 4.45 Uhr startet der PC endlich auf. Ins Internet. Google. Taxi Landquart. Erste Telefonnummer: Auch nichts. Niemand nimmt ab. Dann zweite Nummer. Da endlich. Ein Taxifahrer aus Igis meldet sich. Er fahre sofort los. Ich humple mit meinem Rucksack und dem Kleinkoffer durch die stockfinstere Nacht aus meinem Wäldchen zur Rezeption des Campingplatzes., gehe noch husch zur Toilette. Aber um 4.55 Uhr ist der Taxi noch nicht da. Ich rufe an. Aha! Er wartet auf einem anderen Parkplatz, auf dem vor dem Tennisplatz. Nun ist er da. Uff! Das reicht gerade knapp.

Der erste Zug ab Landquart nach Zürich ist gut besucht. In Zürich brauche ich bloss auf der anderen Seite des Perrons einsteigen zu Vorderst im Wagen 1 Platz 55. Direkt nach Venedig. Zum ersten Mal fahre ich durch den Gotthard Basistunnel. Die Schweiz ist begnadet mit Infrastruktur. In Chiasso heisst es man brauche eine FFP 2 Maske. Die habe ich glücklicherweise dabei. PLF und PCR auch. Ich Trottel habe aber meinen Impfausweis vergessen. Der ist aber nicht gefragt. Mein PCR ab Photoshop reicht. Das Zollkontroll-Theater ist ultrakurz. Erst nach Brescia meldet sich mein Taxifahrer Hossam. Er entschuldigt sich per SMS. Er kann es nur damit erklären, dass er kurz tot gewesen sei. Er leidet. Ich schreibe: "Kein Problem! Ich bin ja unterwegs."

Kurz nach 12 Uhr mittags; Ankunft in Venedig bei strahlendem Sonnenschein. Der Zug war seit Verona bis zum letzten Platz besetzt. Eine grosse Menschenmenge wimmelt. Raus von den Perrons auf die weite Terrasse vor dem Bahnhof Santa Lucia. Alles voll Konfetti. Aufgeräumte Stimmung, viele Kinder in Kostümen, junges Volk. Gedränge vor dem Ticketschalter an der Bootsanlegestelle. Die Fahrt mit dem Boot durch den Canale Grande ist wie jedes Mal eindrücklich. Das ging alles so schnell.

Die Ponte della Scaglia, von der aus man die Seufzerbrücke sieht, ist überfüllt. Kaum durchzukommen. Überall Federn, Konfettis, Karnevals Masken, Musik, Rummel. Einerseits 100% Disneyland, andererseits 100% echtes Venedig. Das war's dann, um in Ruhe Venedig zu versenken. Ha, Ha, Schicksal: Gut gemacht! Man schickt den Dichtstressmenschen Danielos in den Karneval von Venedig. Ich steche in ein hübsches Restaurant mit Namen AeRasse und bestelle etwas Feines. Der Kellner sagt, dass es gestern noch viel mehr Leute hatte. Es scheint dass viele diese Gelegenheit nutzen, um wenigstens ein Mal aus einem vernünftigen Grund eine Maske zu tragen.

Venedig überquillt von einheimischen Touristen. Das hätte ich nicht gedacht. Man sieht viele ältere Frauen in klassischen venezianischen Kostüms. Manche aber auch zivil, nur mit Maske, mit ein paar Federn; andere, auch Paare, völlig durchgestylt von den hochhakigen Schnallenschuhen, weissen Männerstrümpfen bis zur seidigen Kraushaar-Perücke. Ein prächtiger Vorfrühlingstag. Europäische Gesichter. Keine Japaner. Keine Chinesen. Aber viel graues Haare.

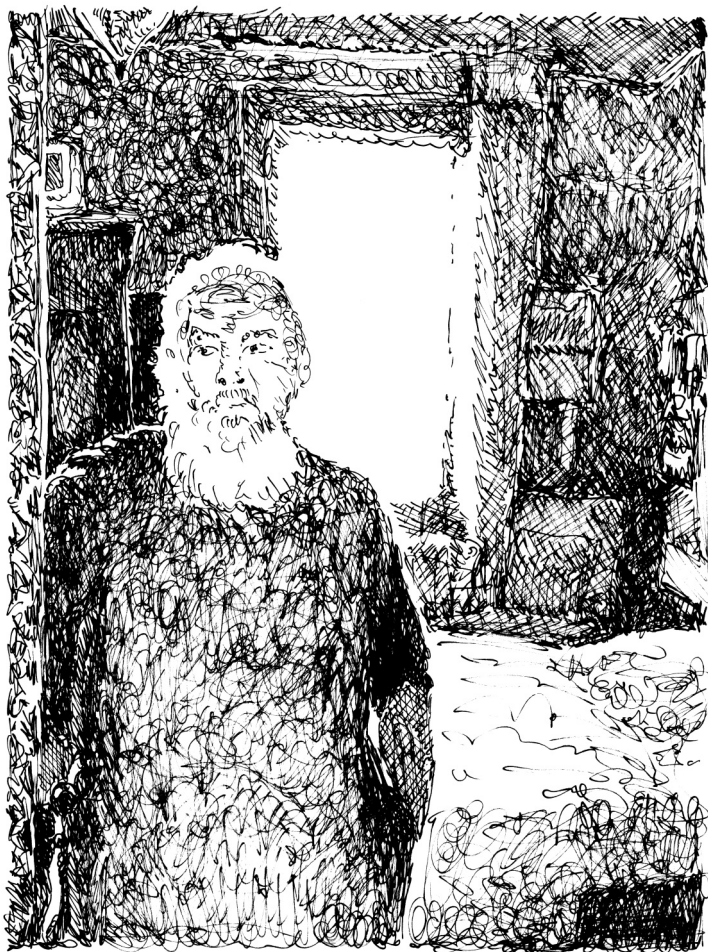
Auf der Menükarte belustigt mich die Pizza Patatosa. Eine Pizza mit Pommesfrites. Der Kellner lacht mit als ich darauf zeige. So ist das Leben. Von meinem Platz im Restaurant sehe ich hinaus auf die schmale Gasse, wo Menschen vorbeiziehen. Einige Familien mit Kindern im Karneval Umzugsfieber, viel Pärchenromantik und ältere Frauengruppen. Jetzt quält sich ein betagtes Paar aus dem Hotel gegenüber. Der korpulente Mann, mit grauer Stoppelfrisur um die Glatze, steht unsicher auf den Beinen. Seine Frau hat auch schwere Beine. Er will, dass sie ihm eine kleine venezianische Kartonmaske



Kursschiff auf dem Canale Grande.

mit grünem Glitzerzeugs anzieht. Aber die Frau ist zu klein um den Bündel der Maske hinter dem Kopf ihres Mannes zu binden. Er ist aber zu schwach, um sich ihr entgegen zu bücken. Es dauert. Dann watscheln sie schwerfällig davon. Er voraus. Sie unmaskiert dahinter. Das Restaurant AeRasse muss ich mir merken. Wo ich genau bin, weiss ich aber noch nicht. Ich versuche den Weg Richtung meinem Bed und Breakfast aus dem Gedächtnis einzuschlagen. Aber Venedig ist ein Labyrinth. Gestern hatte ich noch kurz auf Google Maps nachgeschaut, wo es in etwa durch geht von der Bootshaltestelle San Zacharias aus. Aber nach einer kleinen Flasche Valpolicella 2017: Ob da die Konzentration noch ausreicht?

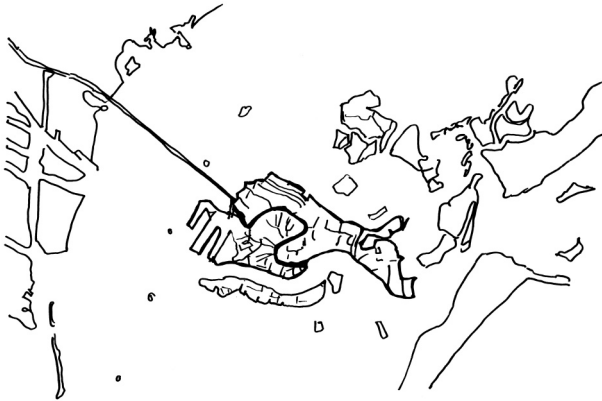
Ankunft im B&B San Marco. Eine junge Frau, die asiatisch aussieht, ist in der Küche im Gespräch mit Marco, dem Gastgeber. Das B&B ist sein Elternhaus. Die drei Zimmer im zweiten Stock, die Marco und Alice vermieten, sind direkt am Canale Rio di San Antonin gelegen. Das schönste, das Schlafzimmer der Eltern, das auch so heisst, nämlich Genitore, ist mit Doppelbett ausgestattet, fast im Originalzustand aus dem Baujahr des Hauses. Es wurde 1925 neu erbaut, klassisch. Das Genitore ist ein Bijou mit kleinem Balkon zum Kanal, Perserteppich, schönen, alten Stichen von venezianische Schiffen und mit drei sorgsam angeordneten Spiegeln an den Wänden. Die Tapeten sind an drei Seiten in einem edlen, trüben Blaugrün gehalten mit einer floralen Abschlussbordüre etwas dreissig Zentimeter unter der kalkweissen Decke. Die vierte Zimmerwand ist mit einer diskret patinierten, brockatglänzenden, grüngrauen Tapete versehen und einer Blätterbordüre. Einfach wundervoll. Originale Messing Lampen, Tischchen. Sogar das alte Röhrenradio der Eltern ist zuoberst auf den grossen lackierten Holzschrank mit Wurzelholz furnier gesetzt. Ein hübsches Gerät mit geschwungenen Linien, wohl aus den 50-er Jahren. Ein Frischgratboden aus Buche. 100 Jahre alt. Null Ikea.



IM AUGES DES FISCHES

1. März. 2022

Vendig sieht wie ein Fisch aus. Der Schwanz ist der alte Hafen, Arsenal, wo die Schiffe ankommen und Waren ent- und beladen werden. Der Canale Grande ist der Verdauungstrakt des Fisches. Er führt in einer S-förmigen Linie vom Anus beim Markusplatz bis hinauf zum Mund von Santa Lucia, wo sich der Bahnhof und der Passagierhafen befinden. Das Auge des Fisches ist der Bahnhof. Der Weg von Landquart dahin kommt mir surreal schnell und direkt vor. Wie ein Lichtstrahl. Irgendwie unglaublich. Ich kann zu Fuss aus meinem Campingwagen nach Landquart zum Bahnhof tippeln, und dann mit dem Zug ab Zürich ohne Umsteigen direkt in sechs Stunden mitten in Vendig sein. Im Auge des Fisches.



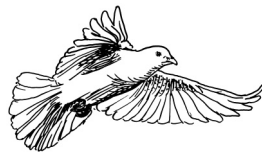
Am Morgen erwache ich erst nach neun Uhr. In der Nacht hat der Wind mit den Fensterläden gespielt und etwas mitgeklappert beim Karneval. Alice, die Gastgeberin, kommt vorbei, begrüsst mich, maskiert mit FFP 2. Marco, ihr Mann, hatte mir gestern erklärt, dass Alice eher Probleme habe mit Covid als er. Alice sagt präventiv, dass sie

positiv sei. Sie habe mir auch ein Email geschrieben deswegen. Sie entschuldigt sich. Ich beruhige sie und sage, ich fände toll wenn es so viele gesunde, positive Leute gäbe wie sie. Das hat sie wahrscheinlich nicht ganz verstanden. Aber vielleicht wirkt es später.

Mein Fuss spielt einigermaßen mit. Ich humple zum Markusplatz, suche einen ATM-Automaten. Ich will das Zimmer bar bezahlen, in bar, ohne Rechnung.

Spaziergang über die Piazza San Marco. Staunen über den Markusdom, dieses aussergewöhnlich elegante Gebäude mit dem vorkragenden Baldachin über dem Eingang, flankiert von den vier geklauten Pferden aus Konstantinopel, sodass man den Eindruck hat, dass die Figur des Evangelisten Markus über einem schwebt, und sich schützend über die winzigen Erdlinge unter ihm vorneigt.

Der weite Markusplatz ist erfüllt von einer bunten, fröhlichen, ausgelassenen Menschenschar. Auffällig ist jedoch das, was nicht da ist. Es fehlt etwas. Die Tauben. Wo sind die Tauben? Ich habe bisher keine einzige gesehen. Nur ein paar Möven. Aber auch diese, sagt man, seien während der Covidkrise aus Venedig geflüchtet, weil sich ihr Habitat krass zu ihren Ungunsten verändert hat ohne Touristen und weil ausserdem seit 2008 das Taubenfüttern verboten ist. Es gibt für Geflügel nichts mehr zu Fressen. Kollaps der Taubenkultur. Wohin sind sie gegangen?



Ich schlendere durch die engen Gassen. In einem Weingeschäft, das ich betrete, sagt man mir statt "Bongiorno" ich solle eine Maske anziehen. Ich überlege keinen Augenblick, drehe mich wortlos auf

den Fersen und verlasse den Laden ohne Arrivederci. Im nächsten Shop: Kein Problem. Auch der Verkäufer hinter der Theke trägt keine Maske.

Am Campu San Filippo e Giacomo sehe ich vor dem Restaurant Convivio einen Tisch in hellem Licht. Es ist der einzige, der beleuchtet ist von der strahlenden Sonne, die am blauen Himmel gerade knapp über die Häuserdächer gestiegen ist. Alle Tische sind leer. Ich setze mich an den Sonnenplatz; bestelle einen Cappucino und einen Apfelkuchen mit Schlagsahne. Die Sonne tut gut. Heute ist etwas weniger Karnevalbetrieb, wie es mir scheint. Aber es ist auch erst vormittag. Ich meine, dass es fast völlig italienischer Betrieb ist.

Ab und zu stolzieren Figuren vorbei, als ob sie aus dem Spiel Anno 1404 ausgebüxt wären. Ein Paar barocker Edelleute. Er etwas dicklich, untersetzt mit knochigen, weissbestrumpften Beinen, kurzem Faltenrock, kugeligem Schmerbauch und klobigen Elton-John-Schuhen mit diamantbesetzten Metallschnallen, Perücke mit Hut und Federbusch, alles Plüsch und Spitzen und vorlautes Gegockel. Aber gut gemeint. Sein Huhn dazu passend, aufgetakelt mit allerlei dekorativem Seidenplunder, übertüncht mit aufwändigem Make-Up Ramsch und versehen mit einer feudalen Schleppe aus Brokat, die sie stolz und verächtlich hinter sich über den Boden schleift. Man schreitet. Man weiss, dass alle zuschauen.



An vielen Häusern sehe ich weiße Plakate mit schwarzen Lettern: Free Zennaro. Free Marco. Free Marco Zennaro. Das ist mir schon gestern bei der Ankunft während der Bootsfahrt durch den Canale Grande aufgefallen. Diese Plakate: Free Zennaro. Wer ist das? Es ist ein venezianischer Kaufmann, der in Afrika als Geisel festgehalten wird, angeblich weil seine Firma Transformatoren geliefert hat, die nicht funktionieren.

Der zweite Cappuchino kommt mit der Milchschaumdekoration einer Knospe. Der Wirbel im Schaum bildet eine Einstülpung, die zwei Kammern erzeugt, wie bei einem Herzen. Es ist diese Bewegung von Aussen ins Zentrum, die aus dem Ei eine Zwei macht. Und wenn es passt auch aus dem Zwei wieder eine Ei.

Der Warenlieferant des Restaurants kommt an, mit einem schmucklosen, metallenen Pneuhandwagen. Diese Karren sieht man



überall. Sie sehen genormt aus. Fast wie aus dem Spiel Anno1404. Alle Produkte darauf, in Schachteln, tragen die Aufschrift 'Amazone-Prime'. Ich könnte kotzen.

Der Chef des Restaurants AeRasse, wo ich gestern Abendbrot gegessen hatte, kommt im Convivio vorbei und spricht mit dem Geranten. Er sieht mich, erkennt mich und wir grüssen uns. Seltsam. Er betritt das Restaurant. Vor jedem Lokal steht ein Mann. Das ist der Fischer, der vorbeischwärmende Kunden ins Restaurant angeln will. Der Einweiser. Derjenige hier im Convivio besitzt einen pittoresken, grauen Schnauz, ist rundlich, freundlich und gut eingepackt, sogar mit Handschuhen und Halstuch. Denn er steht im Schatten, neben seinem Köder, der Speisekarte auf einem altarähnlichen Holzpodest. Der Einweiser ist ein typischer Italiener. Die Bedienung sieht jedoch überall asiatisch aus, spricht aber italienisch. Ich vermute, dass heute alle Restaurants in Venedig Chinesen gehören, aber der Schein des Italienischen erhalten bleiben muss. Vielleicht arbeiten die Restaurants Convivio und Ae Rasse zusammen. Die Speisekarte ist fast identisch. Nur die Pizza mit dem Pommefritesbelag fehlt hier.

Die Sonne ist angenehm und beleuchtet genau meinen Tisch. Wegen einem hohen Kamin auf dem gegenüberliegenden Hausdach, neben welchem die Sonne steht, und weil diese sich in Richtung Westen bewegt, gerät sie nun langsam hinter das Kamin und wirft einen Schatten zu mir. Der Kaminschatten kriecht langsam über den Tisch, wie ein dunkler Vorhang. Nun hat der Schatten schon mein Heft erreicht, in welchem ich diese Worte hier aufschreibe und er zieht etwa so vorbei:



Sobald die Sonne weg ist, wird es deutlich kühl. Mein Knie mit den schwarzen Jeans war zuvor von der Sonne wohlighit aufgeheizt. Nun aber, plötzlich im Schatten, ist es wie in den Kühlschrank gestellt, während der Kaminschatten langsam weiter zieht. Ich blinzele zum Kamin hoch, hinter welchem sich die Sonne verbirgt. Das wird wohl ein paar Minuten dauern, bis sie wieder hinter dem Kamin hervor kommt.

Wüssten wir nichts von der Sonne, nichts vom Kamin und nichts vom Lauf der Sonne, dann würden wir wahrscheinlich denken: Es wird Nacht, lass uns gehen, weil wir nicht wüssten, dass die Dunkelheit nur ein vorüber wandernder Schatten ist. Wie im Höhlengleichnis ein bisschen. Würdest du jemandem sagen, der sich vor der Finsternis fürchtet: Wart ab, die Sonne wird schon wieder kommen, sobald der Kaminschatten vorbei ist, würde man denken: Was für ein Schwurbler ist das denn? Oder die wenigen, die an den Prophezienden glauben, würden sagen: Er ist eben ein Hellseher. Aber es gibt keine Hellseher. Sie sind keine Zukunftsorakel. Hellseher sind Menschen, die denen, die in der Vergangenheit behaftet sind, erzählen, wie sich Gegenwart anfühlt. Das gilt auch für viele Dystopien, schwarzmalereien der Zukunft, Orwells 1984, Shelleys Frankenstein, der letzte Mensch, Jüngers Gläserne Bienen usw. Diese zeigen nur auf wie der Weg in die Gegenwart für die Vorgestrigen aussehen könnte.

Jetzt, wo ich in seinem Schatten sitze, kann ich den Kamin genau sehen, weil mich die Sonne nicht mehr blendet. Ich erkenne: Das ist kein Kamin, sondern das ist ein Dachaufbau, eine Mansarde mit einer Öffnung für den Ausleger eines Krans, mit dem man Waren hochziehen kann in die Lagerräume des Hauses. Das Gebäude ist vierstöckig und im alten Venedig war jedes Haus auch Lagerhaus.



Es ist bezeichnend, dass wir Dinge, die uns gegenüber nahe dem Sonnenlicht stehen, als Schwarz wahrnehmen. Wir sehen nur Umrisse, Silhouetten, ohne Inhalt, irgendwie Flächiges, Schwarzes. So wollen Dinge, die uns täuschen möchten, neben der Sonne stehen, die auf uns scheint. Damit wir meinen, ihre Schwärze strahle sonnen- gleich. Sobald wir aber in ihren Schatten treten, können wir den Trick erkennen und sehen, was uns gegenüber steht. Das ist mit Idolen oft so, mit Dingen, die wir bewundern. Wenn das Licht der Sonne neben ihnen auf uns strahlt, sind es gottgleiche Gestalten, als würden sie selber aus dem Dunkel leuchten. Sobald ihr Schatten uns aber erreicht, sehen wir sie selber und unsere Vorstellungen und Scheinwel- ten fallen von ihnen ab und wir sind enttäuscht, ernüchtert, oder dankbar für die Offenbarung, dass ihr Schleier der Verführung und die Schuppen unseres Selbstbetrugs von unseren Augen gefallen sind.

Man kann diese Offenbarung auch in eine zweite Richtungen er- fahren. Auch das Böse, das uns gegenüber steht, verliert seinen Schrecken, wenn wir nicht geblendet sind vom Nichts dahinter.

Nun ist der Transit der Sonne hinter dem Aufzugshäuschen vorbei und Licht und Wärme kommen zurück. Sie streicheln über mein Heft als würden sie eine verdunkelte Seite umblättern. Eine neue Seite erstrahlt weiss und wartet leuchtend. Das Schauspiel hat nur zwanzig Sekunden gedauert, und der Schatten ging nicht scharf vorbrei, sondern das Licht blendete weich auf.

Die Geräuschkulisse hier an dem Tisch mit dem geometrisch gewürfelten Tischtuch und den bunten Wassergläsern aus Murano ist anregend. Italienisch. Gemurmel von Menschen, das dumpfe Klopfen des Kolbens auf die Kaffeesatzschublade der Espresso-Maschine, einige Kinderstimmen. Friedlich. Der Kellner trägt eine schwarze Maske über Nase und Mund. Das, was sonst während des Karnevals frei bleibt, ist bei ihm bedeckt. Was das zubedeuten hat?

Jetzt habe ich Hunger bekommen. Die Sonne, die wieder voll scheint, wird bleiben für die nächsten Stunden. Ich bestelle venezianische Leber mit Polenta. Dazu Wasser. In einem tiefblaugrünen Glas mit eingesprenkelten leuchtenden Farbtupfern von Gelb, Weiss, Rot, Orange. Könnte von mir sein. Der venezianische Karneval ist eine Zeit, in der die Realität aufgelöst und aufgehoben ist, der Mitspieler in seinen Vorstellungen lebt, und sich in seine eigenen Projektionen kuschelt. Die Realität wird zu einer Kulisse, wie in dem einzigartigen Film von Fellini: "Casanova". Was ist der Vorteil? Es ist ein Spiel, in dem und in das man sich verliebt. Man entkommt sich damit ein bisschen. Spielt eine andere Rolle. Spielt vielleicht wirklich eine Rolle. Eine Rolle als Politiker, Gauner, Ausserirdischer, Lover, Mörder, Pirat, Detektiv. Rolle eben. Theater. Spiel mit Identitäten. Mit Venedig hat dies viel zu tun. Weshalb? Karneval ist nicht lustig in einer Stadt wo sowieso niemand

den anderen kennt. In der Anonymität muss niemand seine Identität verbergen. Karneval funktioniert nur da, wo jeder jeden kennt und wegen der Maskerade plötzlich niemand mehr niemanden kennt. Alles wird geheimnisvoll. Das ist der Unterschied zu anonym. Anonym meint beziehungslos. Geheimnisvoll ist im Karneval die Idee, dass man das, was jeder kennt vor jedem verbirgt. Und jeder und jede alles sein kann, was man meint. Vielleicht ein unbekannter Gast aus der Ferne, eine Fremde, an die man alle Vorstellungen und Erwartungen knüpfen darf, alle beliebigen virtuellen Erregungen einen Gegenstand haben, ohne sich mit ihm fest zu binden. Ist es der Prinz?

Die saure Leber mit Zwiebeln wird serviert. Am Nebentisch sitzen zwei Frauen und ein Mann; im Schatten. Alle in ihre Handys vertieft. Dann telefoniert eine der Frauen mit einem Freund. Der Mann videotelefoniert mit einer älteren Frau, die mit Maske vor ihrem Handy in ihrer Wohnung sitzt. Dies alles sehe ich von der Ferne ganz klar. Auch die jüngere Frau telefoniert die ganze Zeit und verschickt wohl Fotos. Wahrscheinlich ist es ein Paar mit Tochter. Alle berichten erstaunt, dass sie in Venedig sind. Kann ich verstehen. Man will sein Staunen teilen, weil man meint, das Unglaubliche damit festhalten zu können, dieses wunderbare Gefühl der Aufregung an einem Ort zu sein, von dem man soviel gehört und gesehen hat, soviel dass man fast Angst hat, es könne diesen Ort wegen dem vielen Palaver gar nicht geben, weil man doch so von ihm schwärmt, dass es unmöglich wahr sein kann. Weil doch im Leben sonst immer nur all das passiert, von dem man noch nie gehört und noch nie gesehen hat. Es stimmt also doch. Es gibt Venedig wirklich.

Nun sind drei Männer aus dem Inneren des Restaurants nach draussen gekommen und setzen sich an einen Nebentisch, der jetzt ebenfalls in der Sonne steht.

Der Führer - Teil 2

Archimedo: Diogenes, mein Freund. Was führt dich nach Venedig?

Diogenes: Sei gegrüsst, Archimedo. Ich habe Dir den Führer mitgebracht. Er möchte mehr wissen über dein Tropfenmodell.

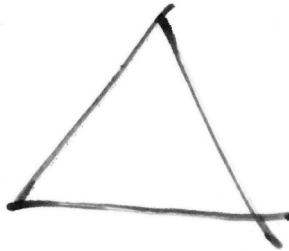
Archimedo: Gibst Du Dich neuerdings mit solchen Leute ab?

Diogenes: Es ist ein seltener Moment, wenn ein Führer plötzlich frei nimmt und nach Venedig fährt, nicht wahr?

Archimedes: Schon, aber was machen wir mit ihm?

Führer: Ihr Bettlerfreund hat mir von ihrem ungewöhnlichen Freiheitsmodell erzählt. Dazu wüsste ich gerne noch ein bisschen mehr.

Archimedes: So, So. Na gut. Setzt euch zu mir. Schaut her. Was seht ihr da auf diesem Zettel? Hier:



Führer: Eine Pyramide.

Archimedo: Falsch. Ein Dreieck. Aber der Fehler ist nicht so schlimm: Alle sagen Pyramide. Eine Pyramide ist dreidimensional, ein räumlicher Körper. Nämlich so:



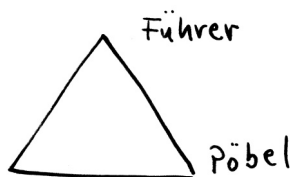
- Führer: Dann eben Dreieck.
- Archimedo: Man könnte sagen das Dreieck sei der Querschnitt einer Pyramide.
- Diogenes: Muss man denn so pingelig sein, Archimedo?
- Archimedo: Man muss. Das ist keine Lappalie. Ein Dreieck darf ich in einem zweidimensionalen Buch abdrucken, weil das Dreieck ja auch auf einer Fläche liegt wie das Papier
- Führer: Ja, aber wird sind hier nicht in der Schule.
- Archimedo: Lass mich ausreden! Ich will nur, dass man versteht, dass eine Pyramide nicht auf dem Papier Platz hat.
- Führer: Was soll der Quatsch. Du hast ja soeben eine gezeichnet.
- Archimedo: Verdammt! Das ist keine Pyramide, das ist nur das Abbild einer Pyramide. Genau darauf wollte ich hinweisen. Merkt ihr jetzt, wie nötig es ist. Vor lauter flachen Bildschrimen haben die Menschen vergessen, dass das, was darauf erscheint, nicht die Realität ist, sondern nur ein Abbild von Realität. Und solche Abbilder kann jeder ein bisschen so machen wie er will. Die Realität aber ist etwas ganz anderes. So wie eine richtige Pyramide etwas anderes ist als diese Zeichnung hier.

Führer: Und was haben wir davon?

Archimedo : Wir wissen wegen diesem Abbild einer Pyramide, dass wir eigentlich von einem räumlichen Objekt reden und eben nicht von einem Dreieck. Wir beschäftigen uns mit einem Modell, also mit einer Vorstellung von etwas.

Diogenes: (gelangweilt) Können wir jetzt weiter machen. Bitte !

Archimedo: Nehmen wir an, wir denken an Macht und Freiheit und betrachten diese Begriffe anhand dieses Modells. Das Dreieck stellt die Hierarchie der Gesellschaft dar. Das ist also ein Querschnitt der Machtpyramide. Unten die ohnmächtige, breite Masse oben der höchste Punkt, der mächtige Führer. Dazwischen alle Hierarchiestufen der Macht.



Führer: So ist es. Ich oben. Der Pöbel unten.

Archimedo: So ist es eben genau nicht. Aber du wirst gleich sehen warum. Schauen wir doch diese Pyramide nochmals an. Was meinst Du, wie der Freiheitsgrad der Menschen in dieser Pyramide abgebildet ist?

Führer: Die Masse an der Basis ist befangen, lenkbar, beschränkt und je höher man hinauf kommt desto freier und unabhängiger sind die Menschen.

- Archimedo: Nochmals falsch es ist genau umgekehrt. An der Spitze ist der Freiheitsgrad Null. Und zu unterst ist der Freiheitsgrad am grössten. Ich verstehe nicht wie ein cleverer Karrierist wie du sich so täuschen kann und nicht darauf gekommen ist, dass Du nur vermeintlich viel Macht hast, aber Null Freiheitsgrad.
- Diogenes: (Zum Führer) Du hast mir doch erzählt, dass du als Führer nur mit einem Passierschein zu Deinem Palast raus kamst wie ein Knastbruder, der für ein Bumswee-kend Ausgang hat. Dein Büro ist wie eine Gummizelle.
- Führer: Hat was.
- Diogenes: Sei ehrlich. Ist einer deiner Politikerkollegen oder Minister, die ganz oben sind, frei? Wer von denen kann sich erlauben an einem Montag zu sagen. " Leute, ich fahr nach Venedig." Wer?
- Führer: Ich höre zu.
- Diogenes: (zu Archimedo) Siehst Du? Das ist doch seltsam, dass der zuhört. Mit dem stimmt irgend etwas nicht. Er stellt unsere Vorurteile von den Mächtigen in Frage. Das allein ist es doch wert sich mit ihm zu unterhalten. Vielleicht können wir von ihm etwas lernen.
- Archimedo: Ja, Diogenes. Du hast recht. Einen Führer, der sich so mit uns abgibt, habe ich schon lange nicht mehr erlebt.
- Führer: Was nützt es euch Pennern, wenn ihr unter der Brücke hockt und da frei seid und keine Macht habt?
- Diogenes: Macht über was?
- Führer: Macht über Geld, Armee, Bank, Verfügungsgewalt über andere Menschen. Macht eben. Dass man macht, was ich sage.

Archimedo: Wir schauen die Sache eben anders an. Was Du Macht nennst, nennen wir Vollstreckung von Sachzwängen, das hat mit Deinem eigenen Willen gar nichts zu tun. Das meinst Du nur, um dich bequem zu täuschen. Es ist ehrenhaft, hübsch und tröstlich, wenn du dir das so einredest, oder wenn du mit deinen Kollegen in Davos zusammen plauderst. Du machst nicht das, was Du machen willst, sondern das, was Dir die Umstände diktieren. Das nenne ich nicht Macht, weil Macht ohne Freiheit der Entscheidung lediglich sinnloses Marionettentheater ist, wo Sachzwänge an deinen Fäden ziehen. Macht ist an Freiheit gebunden. Sie ist unten an der Basis am grössten. Die Machtpyramide stimmt so, wie du sie siehst, nicht. An der Spitze, wo du bist, der Führer, sind Freiheit und Macht am geringsten.

Führer: Ich sehe das anders: Ich lenke die Geschicke meines Volkes nach meinem Willen.

Diogenes: Indem Du nach Venedig fährst.

Führer: Ich bin so frei.

Archimedo Lassen wir das mal so stehen. Ich will zu der Grafik mit der Pyramide noch etwas anderes sagen. Eigentlich ist die Pyramide ein falsches Bild, eine verfälschende Vereinfachung. Wir müssen uns das Macht- und Freiheitsgebilde mehr als einen schweren Tropfen vorstellen. Etwa so.



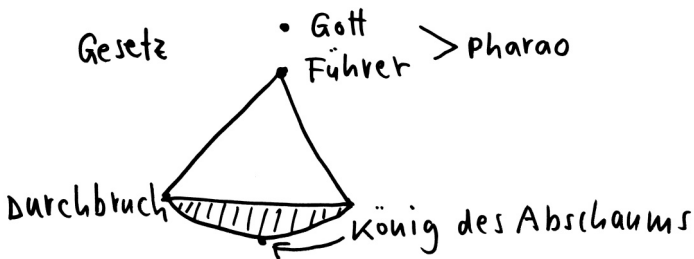
Archimedo: Es ist eine ungenaue Annahme zu sagen, dass die Untersten der Gesellschaft eine breite Masse seien, die Grundfläche einer Pyramide. Das ist eine geometrisch simplifizierte Sicht, die das Wesentliche unterschlägt. Es gibt unterhalb der breiten Masse eine Art Abschaum der Gesellschaft. Das sind Leute unterhalb der Masse, solche, die ganz unten sind und das verborgene Fundament der Pyramide bilden. Und da, zuunterst, befindet sich das Gegenstück zum Führer, oben, an der Spitze. Nennen wir den Untersten vorläufig den König des Abschaums. Nur ein Punkt. Ein Einzelner. Man kann sich ihn als einen Typen wie Diogenes vorstellen, ein Bettler. Er hat die grösstmögliche Freiheit und beherrscht sich und sein Leben.

Diogenes: Mehr oder weniger.

Führer: Schön und gut. Aber was hat der Staat davon, wenn einer sich beherrscht aber nicht mitmacht?

Archimedo: Er garantiert die Erneuerung, die gegen die blosse träge Bewahrung an der Spitze steht. Wir können das Tropfenmodell ja auch so sehen, dass wir sagen: Je höher oben man in der Pyramide steht, desto strenger ist man ans Gesetz gebunden und an seine Rolle, also eben gerade nicht frei in seinen Entscheidungen, wie man gerne meint - sondern an Regeln gebunden, an Moralvorstellungen, Gesetze, Verfassungen, und Staatsverträge, Wirtschaftszwänge, Zwangsfreundschaften und Traditionen undsoweiter. Der Pharaos kann ja nicht einfach machen, was er will. Je höher man in der Pyramide rauf kommt, desto mehr ist man Funktionär der Gesetze der Gesellschaft; in die Verantwortung eingebunden. Das

heisst, dass der König des Abschaums ganz unten, der Gegenpol ist zum Pharao und damit den Durchbruch durch das Gesetz markiert, den Kern des Neuen, das, was nicht ans Gesetz gebunden ist: Die Kreativität, die Kunst, der Ausdruck von Gegenwart. Man kann den Tropfen so ansehen:



Archimedo: Oben die Vergangenheit, das Gebundensein der Macht an das Dagewesene. Und zu unterst das unmittelbare Dasein in der Gegenwart.

Führer: Du willst also damit behaupten, dass der Fortschritt eines Staates von seinem Abschaum abhängt?

Archimedo: Genau das. Innovation kommt von den Ungebundenen. Randständigen, Verantwortungsfreien, Aussenstehern von denen die den Durchbruch schaffen durch die Resignation des: "Ach! Das geht doch nicht. Das kann nicht sein! Es wird nicht gelingen" und all die depressiven Panik-Prophezeiungen derjenigen, die stets die Zukunft schlecht reden, um sich an ihr Vergangenes zu klammern. Wer in der Gegenwart lebt, braucht keine Zukunft.

- Diogenes: Im christlichen Narrativ ist dies illustriert mit dem Jesuskind in der Krippe im Stall . Von diesem Tiefpunkt des Tropfenmodells aus kommt die Erneuerung und nicht von Herodes, der auf seinem goldenen Thronsaal zittert, weil er eine Marionette der Römer ist.
- Archimedo: Wenn wir schon bei Religion sind: Das was wir uns als Gott vorstellen ist in unserem Tropfenmodell ganz oben, sozusagen über der Spitze, also hier.
- Archimedo: Gott ist das reine Gesetz, ohne jeden Freiheitsgrad, also treu zu den göttlichen Grundsätzen, treu zur Verfassung des Menschseins, den Geboten. Das ist der Gott der Vergangenheit, des Gesetzten, von dem also was sich in den Ablagerungen der Historie gesetzt hat. Und demgegenüber ist der Abschaum unten; der freie, scheinbar ohnmächtige Mensch, der Bettler und Jesus, das Vorurteilslose, das Neue, das Anarchische der Gegenwart, das sich von unten behauptet und den Staat stets von Neuem aus der Gegenwart heraus bildet.
- Führer: Du meinst also, dass Gott den Menschen braucht, damit es einen Durchbruch durch seine Gesetze gibt?
- Archimedo: Besser könnte ich es jedenfalls nicht sagen.
- Führer: Langsam sehe ich, was ihr meint. Ihr wollt damit sagen, dass ich im Staat mehr verändern und erneuern kann als Bettler, denn als Führer.
- Diogenes: Zweifellos ja, aber nur wenn du wirklich Bettler bist; nicht als Führer, der den Bettler bloss spielt, wie es Diktatoren und Tyrannen gerne versuchen, indem sie sich Freiheiten heraus nehmen, die man an ihrem Ort, zuoberst, nicht hat, weil sie dann in ihrem blossen

Freiheits-Getue gemeine Gesetzesbrecher sind und nicht Erneuerer.

Führer Aber ihr nehmt als Anarchisten am Staat doch gar nicht teil und lehnt ihn sogar ab?

Archimedo Wieso lehnen wir ihn ab? Wir sind ja Teil des Staates. Wir leben. Genügt dies nicht als Teilnahme am Staat, dass man sich beherrscht und offen und frei da ist. Und mit jedem spricht.

Führer Aber ihr dient dem Staat nicht.

Diogenes Das ist wahrscheinlich der wunde Punkt. Es ist nicht die Aufgabe des Menschen, seinem Staat zu dienen. Wie es auch nicht seine Aufgabe ist, einem Gott zu dienen oder den Göttern. Es klingt vielleicht seltsam im Ohr eines Führers, der meint, dass der Bürger nur für ihn da sei, für den Staat und als Kanonenfutter für die Armee. Das ist kein Staat, für den die Bürger da sein müssen. Das nennt man Sklaverei. Oder Tierhaltung. Staat ist, wenn er seine Bürger schützt und ihnen möglichst grosse Freiheit und Vielfalt lässt. Und ihnen auch etwas von ihrer naturgemässen Wildheit lässt. Von ihrem undomestizierten Menschsein. Ausserdem dienen wir dem Staat dadurch, dass wir ihn in Frage stellen.

Führer: Ich bin noch weit davon entfernt, von Eurem Gerede überzeugt zu sein. Ihr sagt, dass unten an der Basis die Freiheit gross und die Macht klein sei. Ganz falsch ist dieses Tropfenmodell der Macht doch dann aber in Bezug zu einer Demokratie. Da ist ja die Macht unten bei der Basis, dem Volk und Politiker

oben an der Spitze der Pyramide sind nur weisungsgebundene Ausführende der Volkswillens.

Diogenes Ja, so war mal die schönfärberische Idee von Demokratie. Das Volk wollte die Macht und die Freiheit. Aber vielleicht lernen wir, dass Macht und Freiheit nicht richtig zusammen passen.

Archimedo Es gibt dazu noch etwas anderes zu sagen. Wie du an der Grafik siehst setzt Demokratie voraus, dass die Bürger an der Basis ihren grossen Freiheitsgrad und ihr vielfältiges individuelles Leben auch nutzen und nicht nur sklavisch und kadavergehorsam mitschwänzeln bei allem Blödsinn, an dem sich die Bürger aus blosser Faulheit orientieren, sich ihr Leben abkuppert von anderen, von Moden und Medien, oder sich oportunistisch ducken vor Parolen der Oberen.

Führer: Ihr wollt also sagen, dass ich im Staat nur in der Meinung lebe Macht zu haben, während die Vollmacht eigentlich beim Abschaum, da ganz unten am Tropfen, liegt?

Archimedo Genau. Wir wissen aber, dass wir von einem Modell reden. Nicht wahr. Wir versuchen uns zu orientieren mithilfe eines Modelles, mit Zeichnungen, Skizzen, Tabellen, Strukturierung. Damit wir uns eine Vorstellungen von der Sache des Staates und seiner Bürger machen können, die wir hier im Dialog besprechen. Es ist ein Modell.

Wenn es jetzt ein Ideal gäbe, den perfekten Menschen, dann müsste man den Tropfen so biegen, dass seine Spitze oben mit dem untersten Punkt zusammenfällt.

Gleichsam das Unterste und Oberste sich in der Gegenwart treffen.

Führer: Wie wir jetzt hier.

Der Führer erwacht um 7.36 Uhr. Er will schon reflexartig schimpfen, wo sein Kaffee sei und wo die Zeitungen. Da merkt er, dass er ja in Venedig ist. Er steigt aus dem Bett zieht den Vorhang auf. Schaut auf die Schiffe auf dem Canale Grande. Es ist so schrecklich ruhig. Draussen vor seinem Hotelzimmer ist auch niemand. Er steigt im Pijama zwei Treppen hinunter an die Reception.



Führer: Wo ist mein Polizeichef?

Recept: Der mit dem Uniformkostüm?

Führer: Ja, genau.

Rezeption: Er ist schon am Karneval. Er ging um 6 Uhr weg und hat ausgecheckt.

Der Führer sieht eine Tageszeitung auf der Theke der Reception liegen. Er nimmt sie zur Hand. Da ist er auf der Frontseite abgebildet. Darunter der fette Titel: 'Führer tot!' Er sei nach kurzer Krankheit verstorben an einem Herzversagen. Beerdigung und Staatstrauer ist übermorgen.

Führer: Ich bleibe noch zwei Tage.

Rezeption: Wir freuen uns.



GLOBI IN VENEDIG

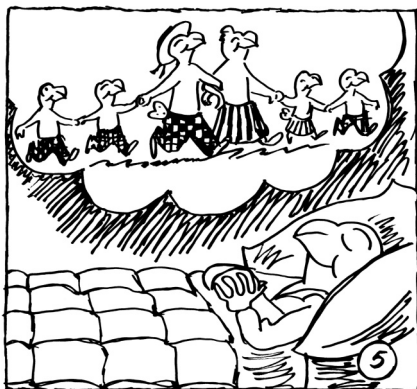
Würden mich meine afrikanischen Freunde in Kilueka fragen, wer Globi ist, würde ich zuerst kurz verstummen. Wo soll man bei sowas Naheliegenderem anfangen? Ist es nicht, als würde man fragen, was Wasser ist, oder wie Luft schmeckt? Ich muss einen Schritt zurück treten aus der unmittelbaren Vertrautheit mit dieser Figur. Zwei Schritte. Grosse Schritte.

Globi ist die mit Abstand beliebteste Kinderbuchfigur der Schweiz. Ein junger, fröhlicher, blauer Papagei mit Baskenmütze, schwarzrot karierten Hosen, einem herzförmigen Schwanz, und einem grossen, gelben Schnabel. Er besitzt keine Flügel, sondern Arme und Beine wie ein Menschenkind. Er ist ein Junge, ein aufgeweckter Bursche, ein Kinderfreund, neugierig, geschickt, bereit alles auszuprobieren, ein Hansdampf in allen Gassen. In Globi-Büchern werden seine Abenteuer und Erlebnisse in der ganzen Welt beschrieben: Bei den Indianern, Negern, Eskimos, Reisen um die ganze Welt zu allen Völkern und hinein in alle Berufe vom Bäcker, Postboten über den Lokomotivführer bis zur Rettungsflugwacht. Es sind typische Schweizer Geschichten. Im Krieg wurde Globi zuerst Bauer, dann Soldat und kämpfte da für die geistige Landesverteidigung. Immer brav, angepasst, bescheiden, sympathisch, im Grunde genommen mit einem guten Menschenbild, wo Treue, Hilfsbereitschaft und ein bisschen Tapferkeit immer hilft. Von allem ein bisschen. Bisschen: Das ist Schweiz. Globi ist kein Superheld. Kein Weltenretter. Es gibt in Globibüchern keine okkulten, transhumanistischen Bösewichte, deren schändliches Tun ein Superheld bekämpfen muss, um die Menschheit zu retten – wie es als diabolische

Grundthema in amerikanischen Comix vorherrscht; von Superman, Batman, Spiderwoman und so weiter.

Die Globi Figur wurde 1932 von einem Zürcher Maler und Grafiker mit Namen Robert Lips als Werbefigur für das damals exklusivste Warenhaus der Stadt, den Globus an der Zürcher Bahnhofstrasse, erfunden. Der Globus, war für Zürich was das Kaufhaus des Westens für Berlin, oder Harrods für London. Aus der zunächst eher unbeholfen und plump wirkenden Comic-Figur eines naiven Weltenbummlers und seiner Familie, wurde Globi nach und nach ein wendiger, eleganter, abenteuerlustiger und selbstbewusster Einzelgänger, der immer rasch Freunde fand, befristete Seilschaften schloss, aber nie feste Lebensgefährten oder fixe Bezugspersonen besass. Es gibt bei Globi kein festes Set von Figuren wie bei Asterix oder Tin-Tin, den Peanuts oder Donald Duck. Es gibt nie Bezüge zu früheren Büchern und Erfahrungen.

Globis Verhältnis zu Frauen ist klar kindlich. Ich habe Ende der 90er Jahren einen kleinen Film gemacht fürs Schweizer Fernsehen unter dem Titel "Globi und die Frauen". Nie gab es sexuelle Andeutungen, höchstens schamvolle Verliebtheit, oder Bewunderung von Frauen, und auch Träume von Familie, Heirat und Kindern, wie auch gerade im Buch über Globi in Venedig. Die Rolle der Frau ist klar am Herd, als treue Mutter und als keusche Muse. Mehr nicht. Die Globi-ner genannte Freundin von Globi, die noch vor dem Zweiten Weltkrieg eingeführt wurde, ging in darauf folgenden Büchern sang- und klanglos verloren. In Venedig wird selbst der standhafte Einzelgänger und immergrüne Globi wegen den vielen verliebten Pärchen an seine Einsamkeit erinnert und träumt von Familie.

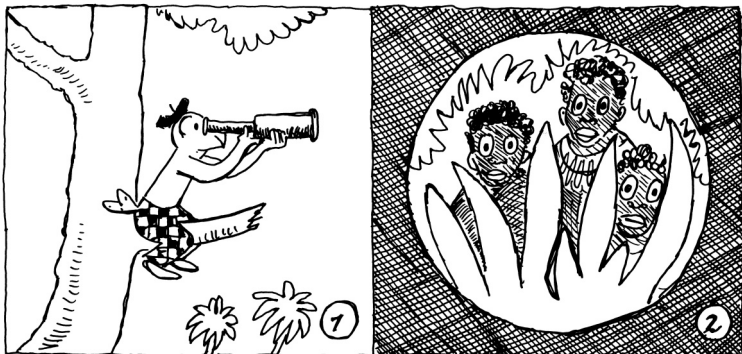


Die Geschichten von Globi sind Bücher, nicht Heftchen, oder Paperbacks wie anderer Comicliteratur. Es sind währschafte, gebundene Bücher mit rund hundert Seiten und einem farbigen Hardcover. Jährlich wurde ein neues Buch veröffentlicht. Nach dem zweiten Weltkrieg waren die Globibücher jedes Jahr die meistverkauften Bücher der Schweiz, obschon sie in den Schweizer Bestsellerlisten nie auftauchten, weil der Buchhändlerverband den Globiverlag als einen Werbeverlag ansah, noch Jahrzehnte nachdem das Kaufhaus und der Verlag getrennte Wege gingen. Vielleicht sah es einfach nicht so schick aus, dass ausgerechnet in der Schweiz nicht die grossen Literaten Dürrenmatt, Frisch, Lenz und Böll zu oberst standen, sondern Globi regelmässig sogar den Konsalik schlug.

Vermutlich unterschätzt man den kulturellen Impact der Globi-Figur in der Schweiz während und nach dem zweiten Weltkrieg. Es wurde ein anständiger, eigentlich auch angepasster Jugendlischer vorgeführt, der weder eine festen Job hat, noch feste Interessen oder Gewohnheiten besitzt, sondern eine erstaunliche Flexibilität, Ungebundtheit und Freiheit genoss und doch überall dazu gehörte. Globi steht nie ausserhalb. Er ist kein Narr. Er bildete jedoch nur bis zu einem gewissen Grad die Öffnung des geistigen Horizontes der

Schweizer ab. In den 70er-Jahren mit den Studentenunruhen und Popmusik, Beatles und Rolling Stones war damit Schluss. Nachher verkaufte Globi zu einer belanglosen Werbefigur für alles und nichts und zu einer farblosen Beliebighkeits-Marketingmarionette. Deshalb begann man dann auch die Bildchen farbig zu drucken.

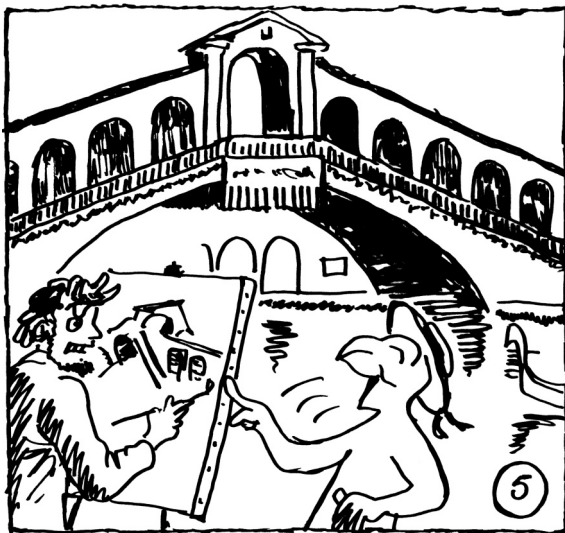
Mit dem Tod des Zeichners und Ideengebers Robert Lips, der, wie man sagt, ein schwieriger Zeitgenosse gewesen sei, mit viel Sturheit und Frust, weil man ihm die Anerkennung als Künstler versagte, war für mich die Globi-Saga zu Ende. Die Zeichner änderten, Lips übertrug sie bis heute alle mit seinem unverkennbar eigenen und authentischen Stil. Am Ende seines Lebens wurde seine Reife und Könnerschaft in den Feinheiten des Gesichtsausdrucks und in den gleichsam flüchtigen Andeutungen des Wichtigsten sichtbar. Lips verlor sich nie in Details; hatte keine Angst vor freien Räumen. Alles blieb offen und inspirierend. Und in Bewegung. Der Zug seiner Feder riss einem mit. Ich kann mich erinnern, dass für mich als Knirps die Geschichten so aufwühlend waren, dass ich selber heftig eingriff mit Farbstiften und Globi half, indem ich nicht nur Gefahren und Bösewichte schwarz übermalte, sondern auch schöne Stellen bunt kolorierte.



Aus dem Buch: ‚Globi im Urwald‘. Das Kapitel der Kontaktaufnahme heisst: ‚Neger in Sicht‘. Ist die kollektive, historische Schuld gegenüber Ausgebeuteten abgegolten, indem man sie umbenennt?

Aussergewöhnlich und einzigartig an Globibüchern ist das, was sie zusammen hält: Die strenge, nüchterne und sagen wir es doch: altmodische Form, in der sich diese Geschichten abspielen. Man blättert von Doppelseite zu Doppelseite. Rechts befindet sich immer die Bildgeschichte meist bestehend aus sechs genau gleich grossen Quadraten, in welchen von oben links nach unten rechts die Handlung verläuft. Fast immer sind die Einzelbildchen nummeriert. Und fast immer findet sich auch die Unterschrift 'lips' auf einem der Bildchen. Es gibt weder Sprechblasen noch Texte in den Bildchen.

Auf der linken Seite, befindet sich der Text. Immer sechs Verse mit je vier Zeilen und immer im gleichen Versmass abgefasst. Hier nun kommt der Dichter ins Spiel, Adolf Bruggmann. Auch er wird, wie Lips, nicht viel Anerkennung gefunden haben für seine literarischen Einflüsse auf die Schweiz, obschon er zweifellos der meist-gelesene Poet der Eidgenossen des 20. Jahrhunderts ist. Dies zu hören wird jetzt wieder vielen Literaturprofessoren nicht gefallen, weil



sie sagen, dass es doch eine unzeitgemässe, und erst noch populäre Gebrauchslyrik sei, von einem ‚Versli-Schmied‘, den man nicht ernst nehmen könne.

Wie stark Globi verhasst war bei denen, die sich damals die Deutungshoheit über Kulturelles anmassten, habe ich 1988 hautnah erlebt. Ich hatte eine ziemlich wilde Ausstellung mit ungegenständlichen Bildern in einem Zürcher Szene-Restaurant, nahe Escher-Wyss Platz, eingerichtet. An der Vernissage hatte es viel Volk. Bei guter Stimmung. Weil ich nicht das übliche Blah-Blah schreiben wollte in einer Biografie, verfasste ich einen kurzen Text mit einer augenzwinkernden Erklärung, wie ich Künstler geworden sei. Darin zitierte ich einzig aus Globibüchern und bebilderte und begründete meinen Werdegang mit Geschichten, in denen sich Globi lustig macht über moderne Kunst: Indem er Hühner und Schweine über eine Leinwand treibt und damit das kulturbeflissene Publikum begeistert und verulkt zugleich, oder der Seitenhieb gegen moderne Kunst im Buch über Venedig. Es gibt eine ganze Reihe solcher Beinpinkeleien gegen die blasierte, eingebildete, selbsternannte Kunst-Elite. Lips hatte sich damit ein bisschen abregiert. Ich schrieb dazu, dass mich solche Taten von Globi inspiriert hätten. Ein stadtbekannter, ‚bedeutender‘ Kulturkritiker, der mich mit seinem Besuch beehrte, kam, nachdem er meine biografischen Notizen gelesen hatte, völlig fassungsglos und entsetzt zu mir. Ob ich das ernst meine, fragte er perplex. Er war komplett von der Schiene. Sowa Blödes hätte er noch nie von einem Künstler entgegen nehmen müssen. Er war so sprachlos, dass er nicht einmal einen Verriss zu Papier brachte. Er war im Kern getroffen, weil er nicht mitlachen konnte. Nicht über Kunst jedenfalls. Da hörte bei ihm Humor auf.

Sie merken, dass Globi ziemlich tief in meinen Alltag eingedrungen war und fester Bestandteil meines geistigen Habitates. Das gilt

genau so für meine Familie, meine Verwandten und Bekannten. Globi war mehrheitsfähig in durchschnittlichen helvetischen Familien. Globibücher waren an Weihnachten wichtiger als Guetzi. Ausserdem lieferten sie mehr Gesprächsstoff als Gebäck. Und man musste nachher nicht die Zähne putzen. Wegen der bünzligen Strenge der Form und dem schon fast traditionellen Brauch der jährlichen Fortsetzungen, war auch das Etikett Schundliteratur, das wichtigtuerische Pädagogen sonst gerne gezeichneten Heftchen anhängten, kaum zu hören. Man hatte Globi als Einstiegsdroge für "richtige" Bücher erkannt. Ein bisschen. Direkt und offen wollte man es allerdings nicht sagen.

Um einen Teil meiner kulturellen Sozialisierung zu verstehen, möchte ich ihnen nun darlegen, wie sich das Buch 'Mit Globi und Pinocchio in Venedig', mit meiner Lebensgeschichte auf vielfältige Weise verbindet.

Als ich vier Jahre alt war, erlitt ich an dem Tag, an welchem ich zum allerersten Mal auf Skiern stand, im Bündner Prättigau, an einem frisch verschneiten Abhang, der praktisch keine Neigung besass, einen Beinbruch als ich hinfiel. Meine Eltern hatten vom Balkon des Gästezimmers in Lavinm, wo wir wohnten, zugeschaut und lachten. Erst als ich nicht mehr aufhörte zu weinen und auch nicht aufstand, kamen sie angerannt. Ich wurde wimmernd auf einem Schlitten in ein Spital gezogen. Beinbruch. Wenig später das nächste Beinproblem. Der kleine Daniel litt an einem Zusammenbruch der Pfanne im Hüftgelenk. Offenbar eine Entwicklungskrankheit die bei Jungs gar nicht selten war. Therapien gab es zwei zur Auswahl: Entweder eingeschientes Bein und rumhumpeln. Oder ein Jahr im Bett liegen und nicht aufstehen mit einem Gewicht am betroffenen Bein. Was für eine schwere Entscheidung für meine lieben Eltern! Erst noch als man ihnen sagte, dass die sicherere Methode, dass ihr

Sohn jemals wieder normal gehen könne, die Methode sei mit dem Liegen im Bett. Ein Jahr lang. Ich war damals knapp Fünf. Meine Eltern entschieden: Im Bett liegen. Er kann ja mit Sechs noch in den Kindergarten.

So war es denn. Am unteren Ende meins Bettgestelles wurde eine kleine metallene Umlenkrolle festgeschraubt, darüber lief ein Seil, das mit einer Ledermanschette an meinem Fuss verbunden war und mit einem Gewicht beschwert. Ich kann mich nicht mehr genau erinnern an diese Zeit. Mir kommen dabei keine schlechten Gefühle. Gepinkelt habe ich in eine Art Flasche. Ich glaube, um auf die Toilette zu gehen, durfte ich kriechen mit gestrecktem Bein. Worauf ich aber hinaus will damit: Ich wurde von überall beschenkt mit Globibüchern. Natürlich auch anderem. Ich durfte Blockflöte spielen lernen und so weiter. Fernsehen gab es nicht. Keine Tonwiedergabe, kein Youtube, kein Handy, No Whatsapp. Es gab nur Meccano, Ministeck, Bücher und Ölkreiden, deren Geruch ich noch heute liebe. Der süsse, verheissungsvolle, abenteuerliche Duft von Leinöl.

Damals also, es muss 1963 oder 1964 gewesen sein, schenkte man mir das Buch 'Mit Globi und Pinocchio in Venedig.' Es war 1957 erschienen. Ich wurde im Frühjahr 1958 geboren. In dieser Zeit erschienen die wundervollen, romantischen Globibücher 'Abenteuer auf dem Meeresgrund', 'Schatzinsel' und bei den Indianern, Meisterwerke von Lips und Bruggmann. Ich bin allerdings nicht sicher, ob damals schon lesen konnte. Ich glaube eher nicht. Ich verschlang diese Bücher trotzdem. Sonst war ja nichts los. Es gab in meinem kleinen Zimmerchen nur ein Fenster. Im Bett liegend konnte ich nur den Himmel sehen. Die Geräusche, die von aussen zu mir klangen, waren Versprechen für später, wenn die Liegezeit vorbei war.

An einen Tag kann ich mich noch genau erinnern. Es war zwei Wochen vor dem Ende des Liegejahres. Ich konnte mir gar nicht vor-

stellen, dass ich nun in zwei Wochen einfach aufstehen kann. Das müsste doch - dachte ich - jetzt auch schon ein bisschen gehen. Ein bisschen. Also zündete ich nachts, als in unserer Wohnung alles schlief, das Licht an. Ich wollte nur sehen, ob das Stehen schon klappt. Ich löste meine Fussmanschette, setzte mich am Bettrand auf. Dann erhob ich mich. Ich stand. Ich bewegte beide Beine. Es ging. Dann legte ich mich wieder hin, tat als sei nichts gewesen und wartete noch zwei Wochen. Zuversichtlich und zufrieden. Nachher war ich ein überdrehter Bengel. Sie dürfen sich das sehr grellfarben vorstellen. Alles nachholen von einem Jahr. Ich musste verdammt schnell trampeln auf meinem Dreirad.

Meine Eltern hatten ihre eigene Geschichte mit Venedig. Sie waren in der Lagunenstadt 1956 auf Hochzeitsreise. Damals war Venedig die Honeymoon-Destination par excellence; nach dem grauenhaften Weltkrieg eine verschonte, eine heile Stadt. Nicht eine heilige Stadt. Sondern säkular, eine gute, friedliche, freie, offene Stadt. Ohne religiöse Korsetts. Locker. In Venedig waren urbane Ideen naiv und unschuldig geblieben.

Meine Eltern stammen beide aus einem gebirgigen, engen Tal, dem Ostschweizer Toggenburg, wo ihre Familien mit karger Landwirtschaft und harter Arbeit überlebten. Und hier nun, in Venedig, liegt in einer topfebenen Lagune diese prunkvolle Stadt, unter einem riesigen Himmelszelt, ohne Landwirtschaft, ohne Befestigungsmauern, ganz offen, ohne Burgen, völlig kriegsfern. Dazu die Sonne, die Wärme, Italianita. Die Meeresehnsucht der Schweizer und das Reisefieber erwachten. Der Zug hinaus in die Weite des Horizontes, wo die Sonne wirklich untergeht im Meer und mit uns badet. Ausserdem war Venedig eine saubere Stadt, ohne Miststock und ohne Ehgäben, ohne stinkendes Verkehrspuff, ohne schweisselnde Pferde, ohne Kühe und ohne Autos, lärmfrei. Die Stadt ohne Nachteile. Eine Stadt

light. Ohne schmutziges Elend einer Agglomeration. Ein Märchen von unschuldiger Urbanität.

Venedig war in der Nachkriegszeit das Disneyland der Europäer. Romantisch und erotisiert durch die kapriziösen Versteckspiele und Fantasien des Carneval, der die Biederkeit provozierte. Alles nah am Wasser gebaut. Aus Gefühl gemauert. In Venedig schaukelt die Welt. Sie schaukelt zum Traum sich frei zu fühlen in einer zwanglosen, urbanen Gesellschaft. In einer hygienischen, freigebigen Stadt, nicht in der Verlorenheit der kargen und geizigen Natur der Voralpen.

Ich bin überzeugt, dass es so etwas wie eine Sippenvisionen gibt. Das Wort ist ungenau, ich weiss. Ich will damit zum Ausdruck bringen, dass Familien und Sippen in ihren Habitaten eine Art Übereinkunft erfahren, wie und wohin es mit ihnen gehen könnte, oder gehen sollte. Ein kollektives Unterbewusstsein über den Weg eines Clans in eine neue Domestizierung. Bei Gustave LeBon heisst diese kollektive epigenetische Prägung: Rassenseele. Ein schwieriges Wort heute.



Der Seppentoni, indigener Schweizer Bergler, in Venedig. Egal wie exotisch und verschieden: Habitatzugehörigkeit verbindet.

Im Falle meiner Mutter ist sehr auffällig, dass zwei ihrer Brüder Fahrlehrer wurden, einer Lastwagenchauffeur und zwei der Kinder ihrer Brüder Matrosen wurden. Als Schweizer aus dem Toggenburg! Einer meiner Cousins wurde Matrose auf dem Rhein, eine Cousine Matrosin auf Lastschiffen auf dem Meer. Der Drang weg zu gehen, abzufahren, raus zu segeln, ist deutlich. Man konnte dies an der Unrast und Ungeduld ablesen, die in dieser Sippe wirkten, viel mehr jedenfalls als in der meines Vaters. Die Ambühls waren ruhige, gütige, zufriedene Leute, die am liebsten an ihrem Ort blieben, versöhnt mit ihrem Habitat.

Die Erlebnisse meiner Eltern in Venedig und meine Geschichte mit Globis Venedig kollidierten im Jahre 1966. Wir machten damals Campingferien in Cortina d'Ampezzo an einem Fluss, in den Bergen. Wir waren da hin gefahren mit dem ersten Auto, das meine Eltern besaßen, einen Renault Dauphine Gordini. Heckmotor wie VW. Luftgekühlt. Mit Anhänger für die Campingsachen. Wir waren zu fünft. Meine jüngere und meine ältere Schwester, meine Eltern und ich. Als Höhepunkt der Ferienreise hatten sich meine Eltern ausgedacht, dass wir zusammen Venedig besuchen. Da waren verständlicherweise grosse Gefühle involviert bei Papi und Mami. Nach Venedig! Mit ihrer Familie, von der sie 1956 noch geträumt hatten in der Gondel. Ein Dankesbesuch. Meine Eltern wollten Venedig ihre Kinder zeigen. Ein Abstecher. Ein Tag. Das ist nicht so weit.

Der Weg nach Venedig kam dann allen im engen Renault Dauphine dennoch sehr weit vor. Wegen mir. Während der ganzen Fahrt lästerte ich, dass ich nicht nach Venedig wolle: »Ich kenne diese Stadt.« »Das ist doch langweilig.« »Ich weiss alles von Venedig, vom Markusdom, dem Goldonidenkmal, dem Markuslöwen mit dem langen Schwanz, dem Campanile, den Tauben. Alles.« »Ich

war schon da. Mit Globi.« Ich habe die romantischen Erinnerungen meiner Eltern arg strapaziert mit meinen epischen Zänkereien. Ehrlich gesagt verstehe ich bis heute meine damalige Ablehnung nicht. Weshalb wollte ich Venedig nicht mit eigenen Augen sehen? Weshalb wollte ich nicht sehen, dass es Venedig tatsächlich gibt? Hatte ich Angst, dass die Begegnung mit der Realität Venedigs meine schönen Vorstellungen zerstören würde? Aus Angst, dass da etwas fehlt? Dass da Globi fehlt?

2022 habe ich das Globibuch nochmals gekauft, weil ich ergründen wollte, was in dem Buch für mich heute liegt. Achte Auflage. Beim ersten Durchstöbern war ich erstaunt, dass darin Pinocchio vorkommt. Das hatte ich vergessen, oder verdrängt. Die Geschichte des Buches, ganz knapp, ist die: Globi erhält wegen seiner guten Schulnoten von seinem pfeiffenrauchenden Vater ein Billet um Venedig zu besuchen. Alleine. Auf der Bahnfahrt dahin werden ihm seine Sachen und sein Geld geklaut und er landet bei einem Marionettentheater, wo er Freunde findet und um Mitternacht eine Marionettenfigur plötzlich lebendig wird. Es ist die von Pinocchio. Was der Holzbengel da genau zu suchen hat, ist mir unklar. Er war einfach die berühmteste Kinderfigur Italiens. Man musste ihn wohl einfach ein bisschen einbauen. Pinocchio organisiert eine Taube, auf der Globi und Pinocchio nach Venedig fliegen. Das Bild der Flugansicht von Venedig ist einzigartig in diesem Buch. Abgeschnitten ist rechts bloss das Arsenal, also die Schwanzflosse des Fisches Venedig, mit dem alten Hafen und den Lagerhäusern (siehe Bild Seite 151).

Nach der Landung wird Pinocchio wieder zu einer Holzpuppe. Globi besucht alle Sehenswürdigkeiten und gibt sich hinein in das Leben als Gondelruderer, Fischer, Tourist, Schauspieler usw. Ganz so wie man es von ihm gewohnt ist. Am Ende besteigt er mit zwei Matrosen ein Kriegsschiff und verabschiedet sich. Was dieser Schluss

zu bedeuten hat bleibt rätselhaft. Die Globiforschung wird es vermutlich einst ergründen, sobald die erbitterten Kulturgegner des komischen Vogels, das Zeitliche gesegnet.

Merkwürdige finde ich, dass in diesem Buch über Venedig der Karneval nicht stattfindet. Das Maskenspiel ist höchst auffällig verdrängt. Nur einmal, im Wagen des Marionettentheaters, taucht das Maskenthema kurz auf in Form der Marionetten-Puppe der Pulcinella. Das ist aber noch bevor Globi überhaupt in Venedig ist.



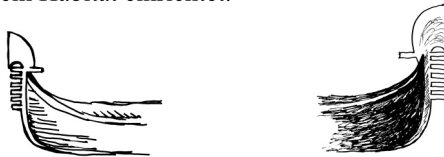
Globi im Wagen des fahrenden Marionettentheaters. Die Puppe der Commedia dell' arte - Figur Pulcinella, ist das einzige maskierte Wesen im Globibuch über Venedig.

Schauen wir noch das Titelbild des Buches an: Ein verliebtes Pärchen sitzt in der Gondel unter einem blütenweissen Baldachin und wird gewirgt von Globi. Tauben fliegen auf vom Markusplatz. Sonnenschein. Die Gondel trägt einen Bugaufsatz, der wie ein Notenschlüssel aussieht. Er weist die Richtung ins Buch hinein. Was bedeutet dieser Schlüssel auf dem Bug der eleganten, schwarz lackierten Wasserdroschken der Venetianer?



FERRO

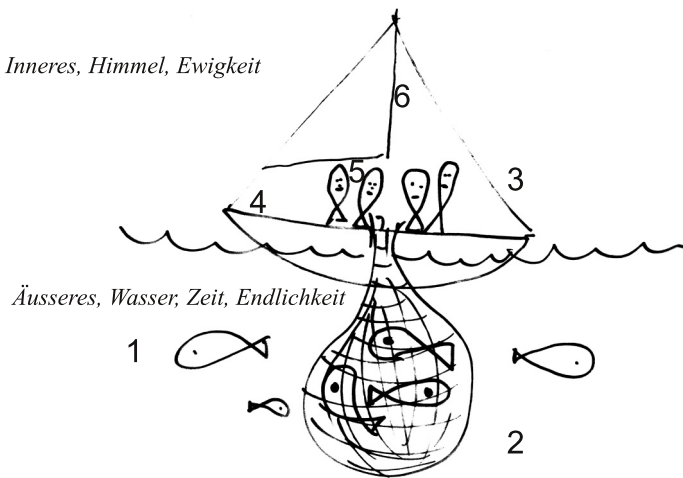
Ferro heisst die Bugfigur der venzianischen Gondeln. Eisen. Es ist zunächst einfach ein zwanzig Kilogramm schweres Gegengewicht zum Goldoliere, der auf einem Podest im Heck der Gondel steht. Die Gondeln sind Meisterwerke der Schiffbaukunst; die Stradivaris unter den Ruderboote; ursprünglich aus neun verschiedenen Hölzern gefertigt und leicht asymmetrisch konstruiert, um im einseitigen Wriggerbetrieb besser steuerbar zu sein. Über den praktischen, physikalischen Nutzen hinaus ist das Ferro eine wunderbare Illustration dafür, dass ein Schiff Symbol der Gemeinschaft von Menschen ist. Die Gondel ist Venedig. Der unterste Teil des Ferros, der im Kielbereich beginnt und dann nach vorne und am Bug hinauf führt zu diesem trompetenartigen Zeichen, stellt den Canale Grande dar. Die sechs Stäbe, die nach vorne zeigen, sind die sechs Sestiere Venedigs. Der Stab der nach hinten zeigt ist der siebte Bezirk, wo sich früher Gärten befanden. Der Saxophontrichter zuoberst und zuvorderst am Ferro ist die Kappe des Dogen, des Duce, des Führers, das Hohheitszeichen der Venezianer. Nichts Religiöses wohlge-merkt. Der Bogen darunter symbolisiert die Rialtobrücke und die Bucht von San Marco. Das Ferro hat eine tausendjährige Geschichte und wird noch heute in einer spezialisierten Schmiede gefertigt. Die Gondel kann als physisches und spirituelles Gefäss betrachtet werden, in welchem der Mensch sich sein Zusammenleben, seine Zugehörigkeit und sein Habitat einrichtet.



Als Gegengewicht zum Einzelnen, lastet das geschmiedete Zeichen der Gemeinschaft auf der anderen Seite der Gondelwaage.

FFISCH

Ist es ein Zufall, dass das Wort Schiff rückwärts gelesen Fisch heisst? Und dass es ihm englischen fast genau gleich ist: Fish - ship, im hebräischen ebenfalls, auch in anderen Sprachen mit deutlichen Anklängen jedenfalls? Bei Christen wird dies so ausgelegt, dass das Schiff die Gemeinschaft der Menschen darstellt, worin der Einzelne eine Stimme hat, aufrecht steht, vertikal, in der Gemeinschaft, während der Fisch im Wasser der Einzelne ist; isoliert, versunken und stumm im Zeitlichen, horizontal, im Wasser.



1: Fisch. Mensch im Wasser (Zeit, Äusseres), ohne Stimme. 2: Netz, Die verfangliche Ordnung, die den Einzelnen in die Gemeinschaft bringt. Die Regeln, Gesetze, Gebote, Moral. 3: Der Mensch. Aufgerichteter Fisch. Mit Stimme. 4: Schiff. Gefäss der Gemeinschaft. 5: Fischer/Schiffer. Menschen die helfen, dass Fische aus der Verlorenheit in der Zeit gerettet, an Bord einer Gemeinschaft ihre eigene Stimme finden. (Gläubige, Missionare, Kleerus). 6: Segel. Antrieb des Schiffes durch den Geist (Wind, Schicksal).

Das Bild des Fischzugs ist der Archetyp des Neuen Testaments der Bibel, weil es das christliche Narrativ illustriert, dass Menschenfischer die Aufgabe haben, stumme Menschenfische aus dem Wasser in eine Gemeinschaft zu fangen, in der sie sich aufrichten können und ihre Stimme finden; im Schiff, an der Grenze zwischen dem Zeitlichen, dem Wasser und dem Ewigen, dem Himmel. Ein explizit missionarischer Auftrag. Er unterscheidet sich radikal vom jüdischen, matriarchalen Narrativ der Glaubensausbreitung einzig durch Geburt von einer jüdischen Mutter. Religiöse Zugehörigkeit ist bei Juden eine Gegebenheit. Sie ist nicht wählbar und austauschbar durch Taufe. Jude kann man nicht werden. Nur sein durch Geburt.

Der Fischzug der Jesusjünger auf dem See Genezaret ist das mythologische Kernbild und religiöses Urmodell des Christentums. Der Christ erhält seine Stimme in der Gemeinschaft. Im Kirchenschiff, wenn man so will. Bei der Taufe wird nicht das Untertauchen, sondern das Herausgezogen-Werden in die Gemeinschaft betont.

Schiff oder Fisch? Das ist bei der Betrachtung des Menschen die Grundfrage. Von welcher Seite her wollen wir den Menschen betrachten? Von seinem Fisch-Sein her, als isolierter Einzelner, der stumm durch die Zeit flösselt und schwärmt. Oder von seinem Schiff-Sein her, von seiner Zugehörigkeit her, seiner Anteilnahme an Gemeinschaft mit anderen, die ihn zum Dialog führen und zum Finden seiner eigenen Stimme, seiner Bestimmung. Es ist fast wie bei der Heisenbergschen Unschärferelation, dass man bei der Betrachtung des Lichtes die Wahl hat, ob man es als strahlende Welle betrachten soll, oder als Strom von Partikeln. Die beiden Dinge zusammen zu bringen, können wir im Denken kaum. Aber wir erleben es im eigenen Dasein. Venedig als Fisch zu sehen ist nicht schwierig. Venedig als Schiff zu sehen aber auch nicht.



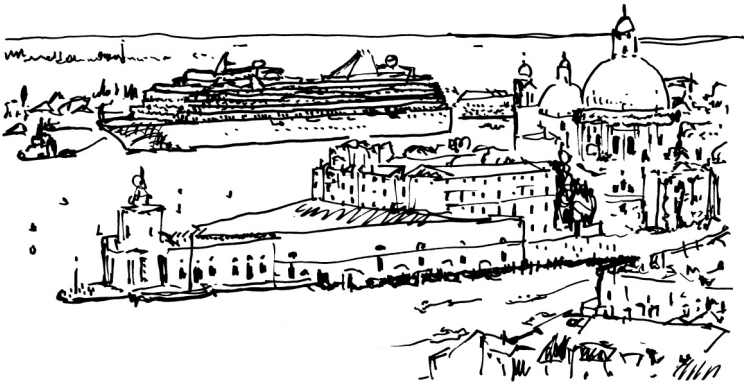
Eine typisch christliche Darstellung des Fischzugs. Dargestellt ist aus dem Evangelium nach Markus 1,17: „Kommt her; folgt mir nach! Ich werde euch zu Menschenfischern machen.“

KREUZFAHRT - TEIL 1

Die grosse Kulturreise: Venedig – Syrakus – Karthago – Alexandria – Heraklion – Patmos – Istanbul - Athen - Piräus – Venedig begann, wen wundert's, in Venedig. 1200 Passagiere, 800 Mann Besatzung. Sechs Stockwerke, Pool, Kasino, Kino, All Inclusive. Kaum war der Anker gelichtet, waren die ersten schon besoffen. Am Tag wo man in Syrakus, Sizilien landen sollte, befand man sich noch auf offenem Meer. Es hiess, es dauere noch eine Weile. Wegen Gegenwind. Später sprach man nicht mehr von Syrakus. Am Tag, als man in Karthago landen sollte, klappte es auch da nicht. So war man schon zwei Wochen auf offener See unterwegs, als sich der Kapitän meldet mit einer Lautsprecherdurchsage an alle Passagiere. Die Welt sei leider untergegangen. Die Reiseziele der Kreuzfahrt seien leider allesamt im Meer versunken. Es gäbe weder Internet noch Funkverbindungen. Aber es bestehe kein Grund zur Sorge. Man sei vor tausenden Jahren schon genau so ratlos übers Meer gefahren. Ausserdem reiche der Vorrat – von Kannibalismus abgesehen – für noch satte drei Wochen. Glücklicherweise seien bisher zwei Passagiere verstorben. Aus natürlichen Gründen. Aufgrund der Altersstruktur dürfe man erwarten, dass schon bald weitere Nahrungsrationen frei würden.

Als die Reise gemäss Plan zu Ende war, packten die Passagier ihre Sachen zusammen, um auszusteigen. Der Kapitän verabschiedete sich von seiner Bordcrew und dankte den Passagieren. Da befand sich die "Wonders of the Seas" aber immer noch auf dem offenen Meer. Position unbekannt. GPS ausgefallen. Motor abgestellt. Schweröl alle. Kein Internet. 423'000 Bruttoregistertonnen schaukelten im Nirgendwo.

Es stellte sich heraus, dass die Ansagen des Kapitäns voraufgezeichnete, oder übermittelte mp3-files waren. Auch eine Schiffsmannschaft war nicht ausfindig zu machen. Es gab nur Putzfrauen, Bedienstete, Köche und eine hochkarätige Unterhaltungstruppe mit Phil Collins, Bruce Willis, den Rolling Stones und natürlich Patent Ochsner, weil die ja überall dabei sind. Jetzt begann die grosse Kulturreise.



Ein Kreuzfahrtschiff wird aus dem Hafen von Venedig geschleppt. Seit 2008 sind solche Riesenschiffe in Venedig verboten. Sie sind um vieles höher als die Häuser der Lagunenstadt und überschwemmen Venedig mit tausenden von Touristen, von denen man zwar lebt, aber auch irgendwie gefressen wird. Ein Kreuzfahrtschiff ist ein städtisches Habitat, das schwimmt. Eine bewegliche Stadt, die nomadisch herumschweift in der Welt. Auch Venedig ist eine Art Kreuzfahrtschiff: Begrenzt, übersichtlich, komprimiert, feierlich. Es fehlt die Mühsal des Alltags. Wie abgeschnitten ist das Elend und das nervige Gewucher der Agglomeration.

VERSCHWÖRUNG

Wer hat uns das, was ist, eingebrockt? Wer bestimmt den Gang der Dinge? Der perfekte Verschwörer ist Gott, der Übervater, welchem Verschwörungstheoretiker aller Couleurs nachsagen, er sei allmächtig, den aber zugleich niemand kennt, noch jemand gesehen hat. Eine völlig evidenzfreie, graue Eminenz. Der anonyme Schicksalsmacher. Sollen wir uns auf ein solches abstraktes, theologisches Niveau einlassen? Haben wir nicht verdient, grosse Fragen vernünftiger anzuschauen und zu diskutieren? Ohne Glaubensbekenntnisse. Ohne Bücklinge. Faktisch.

Ein Weg dazu könnte sein, Verschwörer, das heisst, heimliche Mächte und schicksalshafte Antriebe des Weltgeschehens, als Sachzwänge zu betrachten. Wir meinen mit menschengemachten Sachzwängen meist unerwünschte Folgen von Lösungen früherer Probleme; Kehrseiten von hoffnungsvoll geprägten Münzen. Dunkle, verdrängte Seiten von "Fortschritten" und "Kulturleistungen", aus allen Bereichen: Wirtschaft, Sozialem, Religion, Technik, Kultur, Finanzen, Digitalem. Sachzwänge gibt es viele und von denen kämpfen die Mächtigsten miteinander und im Grunde jeder gegen alle anderen. Je endlicher das Habitat wird, desto erbitterter werden Schlachten unter Sachzwängen, weil sie nicht ausweichen können, keine neuen, leeren Landstriche mehr da sind, die man kolonialisieren, keine fremde Planeten die man besiedeln, keine Ausserirdischen, die man bekehren kann. Je enger die Menschen auf Planet Erde zusammen rücken, desto giftiger werden Revierkämpfe ihrer Sachzwänge, die sie auslösen und bei denen sie schwärmerisch mitmachen.

Ich will Sachzwänge nicht weiter definieren. Erlauben wir uns hier etwas vorsätzliche Oberflächlichkeit. Nehmen wir einfach an

Sachzwänge seien Schwärme die sklavisch ihrem programmierten Trieb folgen. Egal ob sie industriell, religiös, politisch, medizinisch, oder sonstwie programmiert sind. Ohne Selbstreflexion, kaum belehrbar durch Erfahrung. Ich sage dies im Wissen, dass auch Sachzwänge eine Art von Schlauheit haben, ein immanenter, teleologischer Instinkt des Programmes, eine angeblich zielgerichtete, aber in Wahrheit narzistische Verhaltensmechanik, die man neuerdings in transhumanistischen Kreisen als Intelligenz bezeichnet.

Mit meinem eigenen Begriff von Intelligenz hat dies nichts zu tun. Intelligenz meint nicht Perfektion der Ausführung eines Programmes, sondern die über dem Funktionieren angesiedelte Einsicht in Zusammenhänge und die kritische Auseinandersetzung mit dem Erkannten und Gefühlten.

Jedes System, bringt Sachzwänge hervor, die in Schwärmen verwaltet werden. Je komplexer Systeme werden, desto undurchsichtiger und verwirrlicher scheinen ihre Verknotungen. Die Bitcoin-Verkomplizierung ist ein Beispiel dafür. Es ist eine Binsenwahrheit, dass schlussendlich die mit Absicht vorangetriebene Komplexität von Sachzwängen jeden Willen, sie zu entwirren, strukturisieren und steuern, verlacht. Sachzwänge werden zu wellenartigen Runaway Systemen, unkontrollierbar, verselbständigt wie Hämmer, die selber hämmern, Rasenmäher die selber rasenmähen, Spiele die sich selber spielen, und Programme die den Händen ihrer Programmierer entglitten sind. Die Kunst künstelt. Die Technik technikt. Geld geldet. Ein wertloser Narzissmus von Überzeugungen entsteht, die sich selbstverschlingend umschwärmen.

Verschörungstheorien sehen hinter unliebsamen Entwicklungen verborgene Personen, oder Zirkel, die eine Agenda verfolgen. Auch hier wird das Geschehen von oben herab betrachtet; vom Führer her. Ein Fehler, wie ich meine. Die Agenda ist ein gemeinsamer Nenner

des Schwarmes. Sagen wir dem mal ganz allgemein: Bereicherung ohne Leistung, oder Macht ohne Autorität. Die Legitimation für solchen Widersinn besteht darin, dass sich ein Schwarm einen Führer erschafft, oder wählt. Er wird mit Applaus belohnt, das Volk mit dem, was es nicht selber verdient hat. Man hat sich ja oft gewundert wieso die Deutschen es während der Naziherrschaft so lange ausgehalten haben. Der Grund ist sehr simpel. Man hat überall geplündert und es den Schwarmfischen gegeben. So wurde eine Art religiöse Piratenstruktur gegründet, die auf dem Glauben der Schwärmer beruht, dass man auserwählt sei, Glück im Spiel zu haben, weil man clever sei und den richtigen Gott gewählt und an der Seite habe.

Der Hauptantrieb menschlicher Sachzwänge ist heute das Geld. Genauer: Seit es sich als Tauschmittel selber zum Produkt gemacht hat; es sich also von Produkten und Waren emanzipiert d.h. abgekoppelt hat. Geld geldet. Nun heisst die Agenda der Sachzwänge: Narzistische Selbstbereicherung. Investiert wird nicht in Produkte sondern in Tauschmittel, also Geld. Zuerst überwindet Geld die Vormacht von Produkten und Waren. Es versklavt mit jungfräulicher Selbstvermehrung die Produkte der Arbeit. Dann verlässt Geld den Dienst am Produkt und wird zum Übergeld. Das Übergeld hasst Waren, weil sie es hervorgebracht haben. Geld ist neidisch auf die Freiheit der Waren. Produkte können auch ohne Geld getauscht werden. Ihr Wert liegt in ihrem Nutzen füreinander. Aber Geld ohne Produkte ist nichts wert. Aus diesem Minderwertigkeitskomplex kommt der krankhaft gewordene Herrscherwille des Geldschwarmes und seiner Führer, seiner Sklaven, seiner Diener und Profiteure.

Auseinandersetzungen unter Sachzwängen finden unerbittlich statt, prinzipienreiterisch, nie als Dialog, Kompromiss, Kooperation, Verhandlung und Zusammenarbeit, sondern immer als Todesfeind-

schaft, Vernichtung und Krieg. Daraus resultiert beim Menschen, der im Grunde friedlich ist, der Wunsch nach einem Schiedsrichter. Den muss man sich allerdings vorstellen. Um diese Vorstellungen herum baut man religiöse Gerüste, die wiederum Sachzwänge erzeugen und mit denen anderer Religionen streiten. So schafft jede Lösung neue Probleme, die zwangsläufig in den Untergang einer Kultur führen. Das soll dann Fortschritt sein?

Der Begriff des Fortschritts ist noch nicht so alt. Er wurde stark geprägt durch Georg Willhelm Friedrich Hegel (1770-1831): „Die Weltgeschichte ist der Fortschritt im Bewusstsein der Freiheit.“ Bei Marx bestand der geschichtliche Fortschritt in der Überwindung des Kapitalismus, der Beendigung des Klassenkampfes und der Realisierung des Sozialismus. Da dies alles mit der Realität nicht so recht übereinstimmen wollte, kam Oswald Spengler 1918 in seinem Büchlein ‚Untergang des Abendlandes‘ zur Ansicht: „Die Menschheit hat kein Ziel, keinen Plan, so wenig wie die Gattung der Schmetterlinge oder der Orchideen ein Ziel haben.“ Spengler wehrte sich jedoch gegen die Unterstellung, er sei ein Pessimist. Er beschreibt die Menschheitsgeschichte lediglich als Abfolge von Kulturen, die wie Lebewesen eine Geburt erleben, Jugend, Lebensblüte, Alter und Tod. Er diagnostiziert für Krankheit und Tod von Kulturen Symptome wie Weltstädte als Massenphänomene, Geldherrschaft, Imperialismus und andere. Spengler hält den Untergang von Kulturen für unvermeidbar. Der Untergang des Abendlandes dauert schon über hundert Jahre. Aber die Angst ist allgegenwärtig geblieben.

Was verhält sich in einem solchen Umfeld von Verwesung der Orientierung ein kleiner Schwarmfisch? Er wird sich aus Vorsicht an seinen nächsten Mitfischen orientieren. Von Gefahren wird prinzipi-

ell flüchten, indem diejenigen Fische, die sich zu äusserst am Schwarmrand befinden, von den Gefahren weg drängen, in den Schwarm hinein, und so Schockwellen ihrer Flucht nach Innen, in den Schwarm hinein, erzeugen. Diese Schockwellen sind mathematisch-mechanisch ablaufende Sachzwänge, die die Bewegungen aller einzelner Fische im Schwarm ändern und so die Form des Überfisches verändern, seine Bewegungsrichtung vorgeben und die Verhältnisse des Zusammenhalts im Inneren des Schwarms bestimmen.

Jeder Fisch hat eine begrenzte Reserve an Lebensenergie. Er versucht also immer den Weg des geringsten Widerstandes zu gehen. Ohne äussere Bedrohung würde er beim Abklingen der Schockwellen in einen Ruhezustand kommen, in welchem er sich gar nicht bewegen müsste. Das wäre eine Art Friedens- oder Wohlstandslage. Alle sieben Referenzfische in seiner Umgebung sind in Ruhe. Die Befehls-Signale der Bewegungs-Vektoren sind abgeklungen. Man kann sagen, dass, wenn die Vektorwerte für die Kommandos, denen man folgen muss, unter einen bestimmten Schwellenwert fallen, sich der Fisch an seinem Ort individuell bewegen kann, wie er will. Es herrscht Ruhe und Sicherheit und eine gewisse Bewegungsfreiheit. Es gibt wenig Konflikte. Konflikte entstehen erst, wenn Vektorbefehle laut werden und insbesondere dann, wenn sie aus unterschiedlichen Richtungen kommen; sich also die Schockwellen äusserer Bedrohungen von verschiedenen Seiten mit verschiedenen Vektorvorgaben dem einzelnen Fisch im Inneren des Schwarmes nähern.

Auseinandersetzungen aufgrund äusserer Bedrohungen versetzen den Fisch in eine angespannte, nervöse Stimmung. Er muss stets alle sieben Nachbarn im Auge behalten und schauen, wie er sich zwischen ihnen gemäss Gesetz richtig verhält. Er muss seinem Ge-

setz treu bleiben. Er besitzt keine Entscheidungsfreiheit. Rein mathematisch gesehen ist das Leben eines Fisches im Schwarm eine einfache Sache. Die sieben Bewegungsvektoren seiner nächsten Mitfische werden in ihrer Stärke miteinander verrechnet und es ergibt sich daraus ein Gesamtvektor. Das ist die gesetzliche Vorgabe für Bewegungen des Einzelfisches. Die Realität aber ist: Ein Fisch ist ein lebendiges Wesen und kein dimensionsloser Punkt in einem mathematischen Universum. Ein Fisch hat vorne Augen, eine Seitenlinie, hinten einen Schwanz für den Vortrieb. Und er bewegt sich in der Zeit, nicht wie in einer mathematischen Formel. Vektorrechnungen und die Gleichung $2+2 = 4$ sind zeitlos gültig und nicht nur zu den Ladenöffnungszeiten von Lidl. Unser abstarktes, mathematisches Modell, um den Fisch in seiner Verzweiflung der Orientierungssuche zwischen seinen sieben Referenzfischen zu verstehen, ist hier am Ende. Empathie hat in der Mathematik nichts zu suchen.

Der Einzelfisch im Schwarm weiss, dass er die Gesetze, denen er sich unterwirft, weil er überleben will, nicht ändern kann. Die äusseren Bedrohungen, die die Schockwellen auslösen, sind für ihn nicht relevant. Der einzelne Fisch hat aus dem Inneren des Schwarmes heraus keine Möglichkeit, die Bedrohungen, die ihn zu Reaktionen zwingen, selber zu beurteilen, ob es sich tatsächlich um einen Thunfisch handelt, einen Hai, Blauen Marlin, oder um Jacques Cousteau, der wieder einmal einen Film über einen Sardinenschwarm drehen will, oder um ein russisches U-Boot, oder die Nautilus von Käpt'n Nemo.

Ein Schwarmfisch muss den sieben Referenzfischen folgen, die Klappe halten, mitschwimmen nach Gesetz. Jeder Fisch für sich. Das ist für stumme Fische offenbar kein Problem. Für Menschen schon eher, weil sie sich laut oder heimlich die Frage stellen nach dem Frei-

heitsgrad ihres Tuns. Dieser Freiheitsgrad des Tuns ist bei Schwarmfischen Null. Jede persönliche Freiheit des Schwarmfisches ist eine Bedrohung für den ganzen Schwarm. Alle müssen solidarisch gleichgeschaltet reagieren. Jeder hat dieselben Chancen. Um es etwas überspitzt und böse auszudrücken ist dies in etwa das primitiv-kommunistische sozialistische Gesellschaftssystem. Eigentlich Faschismus. Ausser, dass es in politischen Bewegungen meist noch irgendwelche Führer-Marionetten gibt, die so tun, als würden sie den Schwarm demokratisch dirigieren. In Wahrheit ist es der Überfisch, der widerspricht, dass auch gewinnen kann, wer nicht mitmacht. Er ist der Übervater der Fische. Oder, um nochmals mit Sigmund Freuds Kulturgrundlegung des Menschen zu argumentieren: Um selbstbestimmt leben zu können, müssen die Söhne ihren Vater umbringen.

Die grösste Gefahr für einen Führer ist das Mitmachen seines Schwarmes; der Applaus der Untertanen. Sie treiben ihn mit anonymem Zuspruch in die Sklaverei unter der Herrschaft ihrer grausamen und wahnsinnigen und ungerechten Forderungen; treiben ihn zu Taten, die die kleinen Schwänzler niemals selber machen würden. Solche Dynamik führte zu Roms Bürgern, die das Bürgergeld vor über 2000 Jahren erzwungen haben, Brot und Spiele, ohne etwas leisten zu müssen, ausser Applaus zu spenden für ihre Cäsaren. Diese Art von Bürger zeigt die selbe infantile Verantwortungslosigkeit, die Sigmund Freud beschrieb in Bezug auf Religionen. Die Infantilen drängen und betteln ihren Papa an, seine grosse Kanone gegen die Bösewichte hervor zu nehmen und diejenigen Gegner platt zu machen, vor denen sie selber in die Hose machen.

Keineswegs will ich damit instrumentalisierte Führer in Schutz nehmen und als Opfer entschuldigen. Im Gegenteil. Wie blöd und verschlagen muss man sein, sich von seinen eigenen Kindern blind

zu Untaten gegen vermeintliche Feinde verleiten zu lassen? Vielleicht sind die Kinder ja nur neidisch auf ein anderes Kind, oder zu feige, selber Unrecht zu tun und dafür Rechenschaft abzulegen.

Drohen mit dem Papi. Jeder kennt das aus eigener Biografie. Wenn man mit Argumenten nicht mehr weiter weiss. Mein Papi ist Panzerfahrer. Mein Papi ist Bankdirektor. So wird in faschistoiden Staaten und Religionen gekämpft. Drohen mit dem Führer. Dem Überfisch. Drohen mit Gott. Indem man die Papis mit Klagen und Flehen dazu drängen will, die Feinde, Beneideten, Glücklichen zu vernichten. Es sei denn, dass diese Feinde auch ihre Papis holen und sich dann die Väter verdreschen, während die infantilen Intriganten sich aufgeilen an Zerstörungen der Sandburgen der anderen und aufgeilen an der wölfischen Wut, die den ungerechten Frieden zerreisst und denen, die nicht kuschen, den Hintern versohlt. So primitiv ist im allgemeinen Weltgeschichte.



Ich will mich hüten ein Volk pauschal als Bande infantiler Feiglingen zu bezeichnen. Nicht jeder kleine Mann ist ein Faschist oder, wie es Marx sagte, ein Beefsteak-Proletarier: Aussen braun, innen rot. Nicht jeder kleine Mann will den Papa instrumentalisieren, um Untaten zu verüben, zu denen er selber zu feige ist. Den gefährlichen, manipulativen Charakter des kleinen Schwarmfisches beschreibt der Soziologe und Psychiater Wilhelm Reich (1897 bis 1957) in seinem 1948 erschienenen Büchlein, ‚Listen, little man!‘, zu deutsch: ‚Rede an den kleinen Mann‘, sehr drastisch. Darin ist Reichs geballte Abscheu vor den neidischen, kleinen, machtgeilen Wixern formuliert. Es sind diejenigen mediokrinen Figuren, die sich in Zeiten der Corona-Pandemie als eigenmächtige SS-Polizisten, oder als diktatorische Minister oder Wissenschaftler aufspielen. Sie sind, wie wir im Bild der Marionetten beschrieben haben, ohne Unterschied ihrer Stellung im Machtapparat des Schwarmstaates identisch mit den schwänzlern. Führer und infantile Pusher sind beliebig austauschbar. Deshalb erscheinen dann infantile Charaktere mit Flossen und Schuppen an der Spitze von Regierungen.

Menschen besitzen einen grösseren Freiheitsgrad als Schwarmfische. Böse und dumm zu sein, ist nicht nur Schicksal und Zufall, sondern auch Wahl, Berechnung, Entscheidung. Ausser für Transhumanisten, die jede Freiheit ablehnen. Für selbsternannte Übermenschen ist Verantwortung damit erledigt.

Wenn der Druck von allen Seiten wächst, gibt der Einzelne seine Selbstbestimmung auf - aus Angst, Verunsicherung, Faulheit oder echter Ermüdung sei dahin gestellt -, verzichtet auf seine Freiheit, sich selber orientieren zu wollen, und wird zu einem Schwarmfisch, der mechanisch, sklavisch, mathematisch dem Gesetz folgt, den Gesamtvektor seiner sieben Referenzfische ermittelt und blind und stumm dahin schwimmt, wo die Sachzwänge den

Schwarm treiben. Egal was die Bedrohungen im Einzelnen gerade sind. Egal ob es sie gibt, oder ob es nur fiktive Narrative sind.

Wenn in einer Situation der Aufregung, Menschen anders entscheiden als ihre Referenzmensen, sie also autonom entscheiden, wie sie sich bewegen und verhalten wollen, dann haben sie ein Problem. Sie sind dann Dienstverweigerer, Deserteure, Verschwörungstheoretiker, Gesetzlose, Anarchisten, allein aufgrund der Tatsache, dass sie ihren Freiheitsgrad als Menschen genutzt haben, um sich zu orientieren. Dies ist im Schwarm die grösstmögliche Sünde; Unsolidarität mit den Schwarmfischen. Verrat am Überfisch. In einem Schwarm von Marionetten, die an den sieben Fäden ihrer Mitmarionetten hängen, darf es das nicht geben, dass einer sich von den Marionettenfäden der Anderen löst und Gefahren auf eigene Rechnung und auf eigene Verantwortung entgegen treten will. Der Mensch stellt sich damit selbstermächtigt in grössere Zusammenhänge, als nur in diejenige der Sachzwänge. Solche überheblichen, besserwisserischen Schwurbler braucht es in einem Schwarm nicht. Da braucht es nur Marionetten die solidarisch mit allen anderen mitschwänzeln.

Was soll das abschätzige Gerede über den Schwarm? Haben Schwarmfische im offenen Meer nicht seit hunderten Millionen Jahren überlebt? Ist der Schwarm nicht eine äusserst erfolgreiche Strategie der Natur, wie kleine, schwache Lebewesen gegen grosse, mächtige Fresser bestehen können? Zweifellos ja. Sind es ozeanische Erinnerungen, die im Menschen wirken, wenn auch er sich in einem Schwarm sicher fühlt? Elias Canetti (1905-1994) hat in seinem Buch ‚Masse und Macht‘ (1960) den eigenartigen Effekt beschrieben, dass der Mensch eine natürliche Berührungsangst zu anderen Menschen habe, dass diese Angst aber im Gedränge einer Masse auf mysteriöse Weise aufgehoben sei. Da schlage die Berührungsangst um in ein

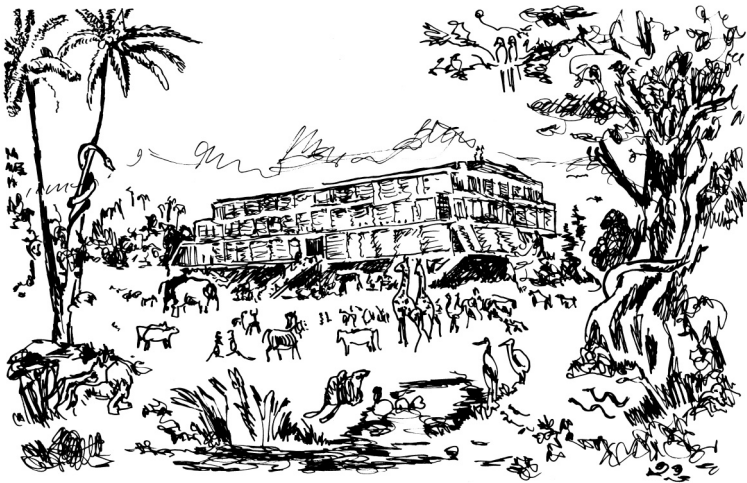
Gefühl von Zusammengehörigkeit, gemeinsamer Stärke, Anerkennung und Bestätigung eigener Überzeugungen. Faschistische Propaganda hat diesen neptunischen Fischschwarm-Effekt bis zur letzten teuflischen Konsequenz ausgebeutet. Es sind Situationen, in denen sich das Gattungshafte und Rassische über das Individuum stellt.

In der Philosophie Hegels wird sehr pathetisch von der Richtigkeit des Schwärmens im Schwarm gesprochen. Allerdings in anderen Worten. Hegel hält den Schwarm und seine Bildung eines Überfisches als Zeichen für die schleierhafte Erfüllung des göttlichen Plans der Weltgeschichte. Er benutzt dafür den Begriff der ‚List der Vernunft‘. Dazu heisst es in Wikipedia:

„Von der List der Vernunft wird in der Regel gesprochen, wenn dem Einzelnen nicht bewusst ist, Instrument höherer Zwecke zu sein und von der Geschichte vereinnahmt zu werden, die sich seiner bedient. Der Mensch kann dabei sogar glauben, seinen persönlichen Neigungen und Zwecken, etwa seiner Ehre, seiner Karriere zu folgen, ja „frei“ zu handeln, wirkt aber tatsächlich als Werkzeug des Absoluten, der objektiven geschichtlichen Vernünftigkeit.“

Können wir diese ‚List der Vernunft‘ überlisten? Können wir sie gar in eine Lust verwandeln? In die Lust der Vernunft? Ich glaube, dass die Zeit dafür reif ist. Die Befriedung der Welt geschieht über die Befreiung des Individuums aus dem Diktat seines Gattungshaften. Es ist weitgehend ein Kampf des Menschen gegen sich selber. Ein Ringen um die Gültigkeit und Priorität seiner Individualität, ohne dabei Herkunft und Geschichte zu verleugnen.

Um ihnen hier die Billigkeit von Tipps nicht ganz zu ersparen, möchte ich auf eine Lösungsstrategie hinweisen, die viel einfacher ist als man erwartet. Aus Schwarmsituationen und irrlaufenden Sachzwängen kommen wir heraus, wenn wir die Komplexität der Systeme reduzieren. Ich behaupte, dass 95% aller Erhöhungen von Komplexität, nicht dazu dienen Probleme zu lösen, sondern Probleme des Systems affirmativ zu verschleiern und vom Untergang des Systems zu profitieren. Wetten gegen das Habitat. Short gehen gegen die Welt.



Habitatswechsel im alten Testament. Die Häutung des Menschen im Bild der Arche: Überflutung, Abkapselung, Verinnerlichung alles Lebendigen, Warten auf die Taube, die von neuem Land kündigt.

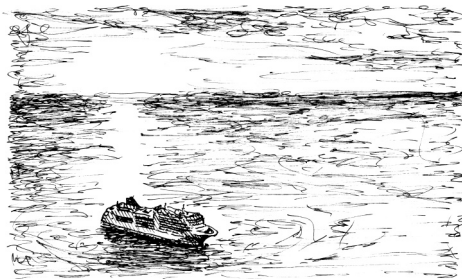
KREUZFAHRT - TEIL 2

Durchsage:

„Liebe Passagiere an Bord der ‚Wonders of the Sea‘. Mein Name ist Reinhard Seidel. Ich stehe hier auf der Kommandobrücke unseres Schiffes mit einer kleinen Zahl von Mitpassagieren, die sich in den letzten Stunden darüber unterhalten haben, was jetzt zu tun sei. Ich möchte ganz offen sein. Wir sind in dieser Frage uneinig. Aber lassen sie mich zunächst kurz schildern was wir derzeit als Faktelage erkennen. Das Schiff ist intakt, aber führerlos. So erstaunlich das klingen mag. Es existiert kein Kapitän und keine erste Bordmannschaft. Vermutlich wurde der Kahn von einer Reederei via Satellit ferngesteuert und jetzt, wo diese Kommunikationsinfrastruktur nicht mehr funktioniert, is... wie? ... ach so ja, oder abgestellt wurde .. ist völlig unklar, wie das Schiff zu steuern ist. Wer mit solchem Gerät umzugehen weiss, soll sich bitte auf dem Kapitänsdeck melden. Selbst wenn die Steuerung klar wäre, bliebe da noch die Frage nach dem Treibstoff. Es scheint als sei dieser ausgegangen und daher der grosse Antriebsmotor abgestellt. Die Position des Schiffes ist unbekannt. Es scheint, dass die GPS Ortung nicht mehr funktioniert, je Wie?? Ja! Lass das doch. Ja, oder abgestellt wurde, ja, jedenfalls wissen wir nicht wo wir uns befinden. Wenn jemand dazu mehr weiss, vor allem über Ortung mit Sternbildern oder so. Der ist willkommen. Wobei klar gesagt werden muss: selbst wenn wir wüssten wo wir genau sind, ist noch keineswegs klar wie wir von hier je wieder weg kommen und ob es das, was wir Land nennen, so noch gibt, wie wir es meinten als wir Venedig verlassen haben. Dennoch bitten wir euch Ruhe zu bewahren. Das wars von meiner Seite. Darf ich Dich bitten, Karin. ... da musst du rein reden... ja das ist ein Mikrofon... die sind winzig heute, unglaublich nicht? ...

Hört man mich?...Ja? ...Mein Name ist Karin VanderHaagen, ich bin wie Reinhard eine normale Passagierin und habe mir einige Überlegungen zu unserer Lage gemacht. Ich muss vorausschicken, dass das, was sie von mir hören werden, sie sehr nachdenklich machen kann. Wenn sie das verhindern, wollen, was ich verstehe, weil sie ja nicht hier sind zum Nachdenken, sondern um eine grosse Kultureise zu erleben, bitte ich sie einfach wegzuhören, oder sich an einem ruhigen Ort abzulenken, zum Beispiel im Kasino auf dem dritten Stock. Das ist eines der wenigen Facilitiess, die noch voll in Betrieb sind. Also gut. Unsere Lage. Ich muss noch erwähnen dass ich pensioniert bin, Mutter von zwei erwachsenen Kindern, habe als Ernährungsberaterin gearbeitet für die Grosskantine einer kommunalen Verwaltung. Ich habe also nur ausgerechnet, was wir hier an Bord des Schiffes benötigen. Bei einem durchschnittlichen Kalorienverbrauch von 2000 Kilokalorien pro Tag und Person entspricht der Energieverbrauch von 2000 Personen, das sind 1200 Passagiere und 800 Besatzmitglieder, die tatsächlich da sind, etwa dem Brennwert von 400 Litern Olivenöl oder 1,2 Tonnen Spaghetti. Pro Tag. Bei einem minimalen Proteinbedarf von hundert Gramm pro Person und Tag kommen noch eine halbe Tonne Fisch oder Fleisch oder Bohnen dazu. Pro Tag. Dazu natürlich Obst und Gemüse, Vitamine und und und. Wenn jemand eine Idee hat wie man diese Mengen an Nahrungsmitteln beschaffen kann sol.... wie ? Ach so, ja danke Bernd dass du das erwähnst, apropos Ideen. Dazu muss man sagen. Wir wurden in den letzten Stunden regelrecht bedrängt von Leuten mit guten Ideen. Zum Beispiel, dass doch alle fischen gehen könnten und man so locker ein paar hundert Kilo Fische aus dem Meer ziehen könnten usw. Oder, dass man doch rudern könnte, oder dass man mit vertikaler Begrünung oder Aquaponic Gärten und Fischzuchtanlagen bauen kann, mit denen wir uns selber ernähren können ... solche Ideen brauchen wir nicht, oder besser gesagt ich muss mich korrigieren, wir brauchen keine Ideen, wir

brauchen Lösungen, versteht ihr, jemand, der das macht, übernimmt ausführt, selbständig und zum Beispiel sich auch überlegt, wie man denn Fische fangen soll wenn es weder Netze noch Angelleinen, Fischerruten, Angelhaken usw gibt und auch keine fertigen Plastikmodule für hängende Gärten. Ausserdem woher nehmen wir die Setzlinge? Aus den tiefgefrorenen Spinatpackungen?.. also wer Lösungen anzubieten hat, die er selber versteht und realisieren kann, soll er, oder sie sich melden... Und noch ein Letztes. Ich habe ausgerechnet dass bei 2000 Menschen an Bord der 'Wonders of the Sea' die Biomasse all dieser Menschen zusammen gerechnet rund 150 Tonnen beträgt. Bei einem durchschnittlichen BMI von heute ergibt dies einen Körperfettgehalt von etwa 20 Prozent, also 30 Tonnen. Wenn wir von einem Energiebedarf von 400 Litern Olivenöl pro Tag ausgingen, reichen diese 30 Tonnen Körperfett der Menschen an Bord für etwa 80 Tage aus. Dann ist allerdings Schluss mit der Diät.... bitte? Bernd ...Danke, Katrin .. ich will nur noch anfügen, dass das Problem des Essens sekundär ist. Die Wahrscheinlichkeit dass wir auf offenem Meer verdursten ist nämlich viel grösser und das ist das Allererste was wir anpacken müssen. Wir verbrauchen zusammen rund 4000 Liter Wasser pro Tag. Das sind vier Kubikmeter. Wir sind daran festzustellen wieviel noch im Tank vorhanden ist ... Danke Bernd. hier ist nochmals Burkhard. Wir melden uns mit Updates bei Gelegenheit . Danke. Haltet durch. “



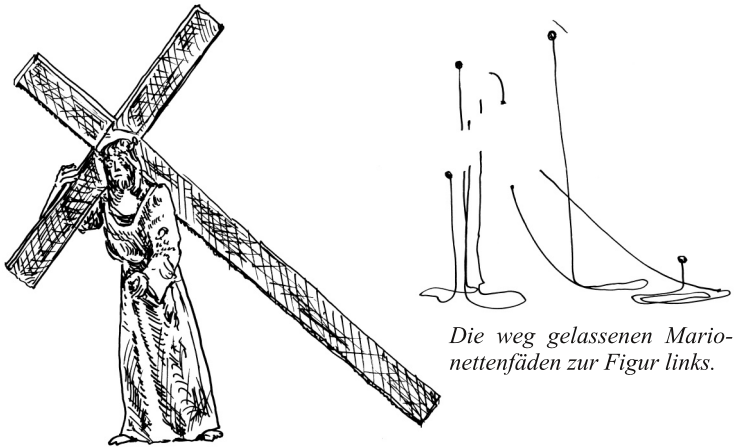
MERKELS KIEFER

Zu den extravaganteren Skelett-Reliquien des 21. Jahrhunderts, welche bezüglich Symbolgehalt an die Knochen des Apostels Markus in Venedig heran reichen, zählt Angela Merkels Unterkiefer. Das war eine deutsche Bundeskanzlerin, an welcher jeder Bürger bemerken konnte, dass sechzehn Amtsjahre vor allem zur Ausbildung von besonderen Falten in ihrem Gesicht geführt haben, die man als Marionettenfalten bezeichnet. Es ist überraschend, wie deutlich diese Falten bei dieser Politikerin sind. Der Name Marionettenfalten für diese Gesichtsfurchen, die von den Mundwinkeln senkrecht nach unten führen, kommt daher, dass im Marionettenspiel, der Unterkiefer einer Puppe mit einem Faden bewegt werden kann, sodass es aussieht als rede die Puppe. Bei weiblichen Puppen ist dies etwas klarer zu sehen. Bei Männer können über Marionettenfalten Bärte geklebt werden, oder man spritzt sie weg wie David Hasselhoff.

Eine Marionette braucht Fäden. Sonst sackt sie zusammen wie ein Haufen beliebiger Hölzchen. Der Freiheitsgrad einer Marionette ist ähnlich demjenigen von Fischen im Schwarm. Die Puppe hängt an ihren sieben Referenzfäden. Das schöne an richtigen Marionettenpuppen ist, dass ihre sieben Fäden in der Hand eines Spielers sind, eines Menschen, der den Figuren sein Leben einhaucht. Bei Politmarionetten ist es aber so, dass an ihren Fäden keine Menschen sind, das ginge ja noch, das wären dann die sogenannten Verschwörer, die die Marionetten in der Hand haben: Gates und Soros und Biden, Putin, Jinping, Teslamann, Facebookmann, Superwoman Bärbock, Berset, Drostens, Lauterbach und Frau Rickli. Das ginge ja noch. Wenn es Menschen wären. Es ist aber viel schlimmer. Die Fäden der Politikermarionetten kommen genauso wie bei einem Fisch im Schwarm ihrerseits von Marionetten, die von Marionetten, die von Marionetten

und Marionetten gezogen werden, die sich dabei alle für sehr frei und sicher und geborgen halten.

Ein Schwarm ist keine Demokratie. Denn Demokratie fusst auf dem grösstmöglichen Freiheitsgrad der Bürger. Das haben wir unter dem Titel Schwarmintelligenz betrachtet. Um den Freiheitsgrad zu erhöhen, muss eine Marionette ihre Fäden durchschneiden, versuchen auf eigenen Beinen zu stehen, oder - um es in einer christlicher Metapher zu fassen - das Kreuz auf sich nehmen; nicht nur ihr eigenes, sondern das Kreuz überhaupt.



Die weg gelassenen Marionettenfäden zur Figur links.

Das Problem aber ist: Die Fäden, an denen die Marionetten hängen, sind heute keine Fäden mehr, sondern unsichtbare Ketten, und ob man das jetzt als Gefangenschaft oder Führung bezeichnen will, muss jeder selber mit seiner Seele verhandeln. Jedenfalls können wir unsere Bewegungen nicht dauernd an Marionettenspieler, die selber Marionetten sind, delegieren. Auch wenn das bequem ist, weil dann Andere für uns vermeintlich die Entscheidungen treffen.

Viele Marionetten tun so, als würden sie selber ihre Fäden kontrollieren, um damit ihrem Puppenspieler Anweisungen zu geben.

Dem sagt man Einbildung: Das Narrativ nämlich, dass Marionetten über ihre Fäden die Geschicke der Welt im Griff haben. Das ist – um das Bild auf den Schwarm zu übertragen - etwa soll, als würde jeder Schwarmfisch behaupten, er lenke durch seine Bewegungen den ganzen Schwarm, weil alle seine Referenzfische doch auf ihn reagieren, wie man leicht sehen könne. Aber so blöd sind Fische vermutlich nicht. Selbstverarschung ist ein Vorrecht des zweckmässig dazu herangezuchteten, intelligenten Menschen.



Eine Mentolabialfalte kann ab 500 Franken mit Botox unterspritzt werden. Die Behandlung ist unabsichtlich durch Frau Merkel berühmt geworden, ohne dass sie diese selber an sich ausführen liess, oder, weil man das ja nicht mit Sicherheit weiss, jedenfalls ohne sichtbare Verbesserung. Es hat dazu geführt dass die Marionettenfalte in jüngster Zeit einfach Merkel-Falte genannt wird.

Bei Marionetten, die reden können, wird der Faden meist durch den Kopf zum beweglichen Kiefer geführt, seltener auch durch die Nase, damit der Mund per Seilzug auf und zu klappt.

AFRIKATAGEBUCH - AUFENTHALT

Weihnachtsabend, Freitag 24. Dezember 2021.

Kinshasa, Demokratische Republik Kongo.

Stromausfall von Mitternacht bis 6.30 Uhr. Es regnet und ist deshalb nicht drückend heiss. Nicht staubig wie sonst immer. Die Luft sauber. Augustin kommt um dreizehn Uhr zu mir ins Hotel. Wir kaufen Proviant im City Market. Da findet man nichts, was in Afrika produziert wurde, nur importierte Ware aus aller Herren Länder; von Europa bis Asien. Nicht mal Tee findet man aus afrikanischer Produktion. Dann suchen wir Spraydosen, um einen Schriftzug mit Schablonen auf fünfzig Plastikkörbe zu spraysen. 'Dimpa Diets', 'Unser Brot', soll auf den Plastikbecken prangen, mit denen Frauen Brote der Bäckerei von Kilueka in der Umgebung verkaufen.

Zurück im Hotel sprechen wir über die Idee von Augustin, unabhängiger zu werden vom importieren Mehl. Aber Brotgetreide mit Gluten, Weizen zum Beispiel, das mit Kleber die Brote aufgehen lässt, wächst im tropischen Afrika nicht. War das Absicht? Missionare haben mit der Installation des christlichen Foodsystems 'Brot und Wein' eine Abhängigkeit von Mehllieferungen aus den USA, Russland, Ukraine und Europa konsturiert. Das führt dazu, dass die EU, vor allem Frankreich, gigantische Mehllieferungen hochsubventioniert in Afrika entsorgt, als Entwicklungshilfe beschönigt und zugleich die Getreideproduktion in Afrika zerstört, weil hier niemand für die Dumpingpreise der EU eigene Grundnahrungsmittel produzieren kann.

Brot lässt Afrikaner in Äquatornähe hungern. Weil Brot mit ihrer Kultur und Tradition nichts zu tun hat. Das ist die Kehrseite der

Hungerhilfe Brot für Alle. Aber selbst in der Jugendzeit Augustins gab es schon Brot. Ganz einfach deshalb, weil das Kloster der Jungfrauen von Naumur in Lemfu schon stand und der Vatikan und der belgische Sadokönig Leopold Millionen investiert hatten in die Missionierung der Afrikaner, um sie still zu halten, während man ihre Schätze ausbeutete. Ein System das bis heute funktioniert.

Ein 45 kg Sack Weizenmehl kostet am heutigen Weihnachtstag 35.4 US-Dollars (im August 2022 sind es schon über 50 Dollars!). Libanesen kaufen Getreide und mahlen es in Kinshasa. Die Idee von Augustin, Brot, wenn schon, mit lokal angebautem Getreide zu machen, ist bestechend. Es könnte die Abhängigkeit von Libanesen, EU und Amerikanern reduzieren und einen Bezug schaffen zwischen lokalen Produzenten und der Bäckerei in Kilueka. Ich habe eine kleine Brotbackmaschine mitgebracht. Wir werden damit Versuche machen mit neuen Rezepturen, in denen zum Beispiel Mais vorkommt, den man lokal anbauen kann. Statt Mehl zu kaufen von den Libanesen, könnte man ganze Weizenkörner kaufen und sie selber mahlen zu einem viel nährstoffreicheren und länger anhaltenden Vollkornmehl. Vieles ist schon erprobt mit Mischungen von Weizenmehl und Maismehl, aber schmecken muss es den Menschen. Und schmecken würde es vielleicht besser, wenn alle im Dorf wissen, dass der Mais vor Ort angebaut wird, und dass die Leute in der Umgebung der Bäckerei davon profitieren, indem sie täglich acht bis zehn Säcke Mehl verarbeiten, was fünfhundert Kilogramm entspricht. Das ist ein Umsatz von 400 Dollars täglich nur für das Getreide. Würde davon die Hälfte an lokale Produzenten gehen, wären das jährlich 70'000 Dollars, was 70 Arbeitsplätze schaffen und 70 Familien ernähren könnte. Ein kleiner Wirtschaftsraum entstünde, in welchem das Geld nicht immer nach Aussen abfließt, sondern zyklisch länger im lokalen Raum verbleibt. Schöne Träume.

Wir reden über Brot am Tag von Bethlehem. Ich erzähle Augustin, dass Bethlehem heisst: das Haus des Brotes. Wir lachen. Er erklärt mir danach, was Dimpa, der Name für Brot im Kikongo, heisst. Dim bedeutet ‚irgendetwas‘, ‚ein Ding‘, ‚eine Sache‘, ‚etwas‘. Pa heisst ‚neu‘, ‚fremd‘, ‚unbekannt‘. Brot heisst also in der Sprache der Einheimischen ‚Etwas Neues‘, ‚eine unbekannte Sache‘, ‚fremdes Ding‘. Wenn man lange genug kaut, kriegt man das mit Bethlehem zusammen. Joyeux Noel.

25.12. 2021, Weihnachtstag

Livemusik bis 22.30 Uhr im Restaurant des Hotels "Pour Vous". Afrikanische Gesänge mit Gitarre-Bass-Schlagzeug-Keyboards. Amateurhaft. Ich schlafe bis 10 Uhr. Warum so lange? Das Hotelzimmer ist eine Höhle, weil die Fenster aussen zugemauert sind, und es drinnen stockfinster bleibt, auch bei Tage. So eingebunkert, vergisst man die Zeit. Das Zimmer ist schäbig. Die fleckige Matratze ist mit einem zu kleinen Leintuch bedeckt, das stets verrutscht. Es hat ein Bad mit warmem Wasser, aber der Ablauf funktioniert nicht. Kein Moskitonetz ist da, dafür ein Fernseher, den ich nicht anrühre aus Angst vor dem toxischen Fernsehprogramm: abartigste Propaganda und Fussball. Es hat sogar einen kleinen Kühlschrank. Darin verstaue ich die Pilzbrut, damit sie frisch bleibt. Es hat kleine Schaben, die im Dunkeln vorbeihuschen. Nur eine einzige Mücke habe ich bisher entdeckt. Als ich das Zimmer verlasse, blendet die Sonne. Es ist staubtrocken. Die Welt dreht sich weiter.

Vor der Eingangstüre des Kiro's-Restaurant ist ein Security postiert; mit blauer Maske unter dem Kinn; seine Uniform in kaltgrau

mit Baseballkappe, breitem Ledergurt und schwarzen Kampfstiefeln. Vor jedem Laden hat es hier Einzelne oder Gruppen solcher Securities, manche mit Knarren, schussicheren Westen, alle möglichen Uniformen. Die Maskenkontrolle ist ein besonders Gebiet, das sich zu betrachten lohnt. Wer macht es? Wozu? Mit welchem Gewinn für wen? Wer hat etwas davon?

Zuerst einmal profitieren die Uniformierten, weil sie einen Job haben. Corona hat sehr viele Jobs generiert: unnötige, überflüssige, unproduktive, kontraproduktive, hindernde, Gatekeeper-Jobs, Kontrollletts, die die Leute einschüchtern, den Gang der produktiven Wirtschaft behindern, parasitieren wie Blattläuse. Eine Plage.

Gestern waren wir in einem Laden, um Aceton und Spraydosen zu kaufen. Natürlich gefiel man sich, eine Gruppe unterbeschäftigter Angestellter am Eingang zu postieren, die Kunden disziplinieren Masken anzuziehen, damit man in den riesigen, menschenleeren Hangar mit Baumaterialien eintreten darf. Für das Ausfüllen einer Rechnung für zwei Dosen Sprühfarbe und einen Liter Aceton warteten Augustin und ich eine geschlagene halbe Stunde, während drei Leute hinter Plexiglasscheiben vor einem Computer gestikulierten und diskutierten bis ein Papier erstellt und ausgedruckt worden war. Ausser uns war kein einziger Kunde da. Dann wurde einer der Zettel an den Chef der Auslieferung übergeben, der ihn kontrollierte und uns die Waren von einem Assistenten aushändigen liess. Wenn man es genau studierte, dann hatte das unglaublich komplizierte Prozedere weder mit dem Kunden noch mit den Waren zu tun, sondern einzig und allein mit dem Misstrauen gegenüber den eigenen Mitarbeitern. Das Papiertheater wird aufgeführt, um Beschiss der eigenen Mitarbeiter zu verhindern. Vergeblich, wie wir wissen.

Bei den Maskenkontrollen gefällt man sich darin, Kunden sinnfrei zu disziplinieren. Es geht um Herabsetzung, Disziplinierung, Abwei-

sung und Unterwerfung. Mich erinnert es ein bisschen an die Krawattenpflicht, die früher beim Eintitt in gewisse Etablissements galt. Die Krawatte ist hochgerückt und wird jetzt über die Nase getragen. Für den Zutritt muss man einer Norm entsprechen. Man darf nicht sein wie man ist. Das ist das biblische Bild von Jericho mit dem Streckbett, auf dem alle Besucher der ‚Stadt der Gerechten‘ zu rechtgestutzt, oder lang gezogen werden.

Mit den Covid-Kontrolleuren ist eine Kaste von Menschen an die Oberfläche gespült worden, die ich als Wadenbeisser bezeichnen möchte. Schlecht erzogene, respektlose, kleine Hunde, die Fahrräder attackieren, Autoräder anbellern, spielende Kinder beißen. Erfüllt von garstigen Vorurteilen. Sie hassen alles was in Bewegung, im Fluss und frei ist. Vielleicht verarbeiten die Wadenbeisser auf diese Weise ihre Traumata, dass sie selber überfahren wurden. Nun reagieren sie es ab indem sie Eintretende ankeifen, Maske! Spray! mit Fieberthermometerpistolen ohne Batterien fuchteln und mit leeren Sprayflaschen mit Antibakterizid.

Vor dem Citymarkt steht ein Uniformierte, der jedem Eintretenden mit einer defekten Plastikthermometerpistole auf die Hand zielt, mit der Spraydose, in der nichts drin ist, zwei Mal spritzt. Ein wunderbares Bild: Eine rein symbolische, rituelle Reinigungshandlung, wie beim Eintritt in heilige Areale, hier eben: den Konsumtempel. Geld allein reicht nicht mehr, um einkaufen zu dürfen. Noch bevor man etwas kaufen kann, bezahlt man dafür, dass man überhaupt einkaufen darf.

Seit Corona miefte es überall wie früher in der DDR. In der DDR konnte man mit Geld nichts anfangen, weil man nicht zu den Waren kam, wenn man nicht mitmachte, bei der SED, der einzigen, alternativen Partei, die im Besitz von Gewaltmonopol und Wahrheit war. Das Eintrittsticket zu den erlauchten Kreisen und Waren war

das SED Partei Abzeichen. Das war der Obulus, den man mit Fügsamkeit zu entrichten hatte. Hier ist es die Maske, in Deutschland die Impfung, das Zertifikat. Man muss bei dieser Corona-SED mit-schwänzeln, wenn man ungeschoren weiter kommen will, weiter hin-ein in die Einbahnstrasse von Staatsterror, Unmenschlichkeit, Fremd-bestimmung und Kulturlosigkeit.

In echten heiligen Stätten und Kulturräumen für das Zusammen-sein von Menschen, da steht am Eingangstor der Gastgeber, der seine Gäste aus der Ferne willkommen heisst. Er begrüsst alle Ankömm-linge mit Handschlag. Heute schicken Pfaffen Schergen vor die Kir-chenpforte, um Zertifikate zu kontrollieren, damit man ins Haus des Herrn eintreten darf. Welche Verhöhnung Christi!

Wer hat etwas davon? Schau nur wohin das Geld geht, dann weissst du es. Es geht in Richtung Korruption, Pharma, Diktatoren, Polizei, Kontrolling, BigTech, Plattformabzocke, Opportunismus der Mitmacherei mit den Usurpatoren, Feigheit. Der einzige Glaube, der noch übrig geblieben ist, ist die versiffte Casino-Weisheit, dass man nur gewinnen kann, wenn man mitmacht.

Ich warte auf Augustin. Er hat mir versprochen, dass wir zusam-men einen Spaziergang machen am heutigen Weihnachtstag. Wobei: Spaziergang tönt in einem Millionenmloch wie Kinshasa als ob wir Dante ins Inferno begleiten dürfen.

Augustin und ich sprechen über die Finanzierung des Projektes, die noch immer nicht klappt. Es fehlt das Geld für das letzte Semester und auch für das laufende letzte Semester wurde bisher nichts über-wiesen. Was kann man machen, ohne zuviel Geschirr zu zerschlagen? Ich schlage Augustin vor, er soll von der Hilfsorganisation einen Lettre d' intention verlangen, oder sonst eine Garantie, dass man das Nachfolgeprojekt finanzieren wird., weil sonst nämlich viel Zeit ver-geht, bis wir einen anderen Supporter gefunden haben und dann durch

den Unterbruch der Arbeiten vieles, was wir erreicht haben, verlieren. Vor allem die Nachzuchten, also Lebendiges, das man nicht einfach im Kühlschrank deponieren kann, bis das Projekt weitergeht. Man muss der Hilfsorganisation klar machen, dass alle Ihre Investitionen, oder besser, das Geld ihrer Gönner, in den Sand gesetzt ist, wenn man mit den Resultaten des Mbinzo Projektes nicht eine Inwertsetzung realisiert.

In der Nacht installiere ich das Surface Go von Augustin mit der Docking station, die ich bei meiner letzten Kongoreise vor einem halben Jahr für ihn mitgebracht hatte. Aber das Gerät verbindet nicht mit dem WIFI. Da scheint etwas kaputt zu sein. Installiert hat man offenbar bereits. Die Seriennummer fehlt allerdings. Ich schaffe es nur soweit, dass die Docking Station läuft und das Surface offline funktioniert. Dann suche ich im Internet mit meinem NUC nach Lösungen. Da hat es hunderte von Einträgen zum selben Problem, aber eine verwirrrliche Auswahl von Lösungen, von denen mir keine weiter hilft.

26. Dezember 2021

Schon um 7.48 Uhr ruft mich Augustin an. Er erkundigt sich, wie es läuft mit dem Surface und ich erkläre ihm die Situation, dass eventuell die WIFI-Karte defekt ist, dass ich aber noch nach Lösungen suche. Augustin ist unter Druck. Sein Onkel Anastase ist in Lemfu gestorben. Anastase ist der Bruder von Augustins Mutter. Laurent, der Vorarbeiter von Songanzila in Kilueka ist der Sohn von Anastase, also Augustins Cousin. Er hat gestern Nacht um 4 Uhr angerufen. Der Onkel sei um 3.30 gestorben. Die Beerdigung ist Sache der Familie des Verstorbenen, und der Familie seiner Frau. Augustin muss sich darum kümmern, unter mithilfe von Laurent.

Dieser gehört aber im matriarchalen System der Bantus einem anderen Clan an, nämlich dem seiner Mutter, also der Frau von Anastase. Also muss Onkel Anastase auf der Erde des Clans von Augustin beerdigt werden. Eine komplizierte Sache, vor allem bis alle Verwandten nun informiert sind, was wiederum die Familie von Augustin betrifft, die Anspruch auf Erbteile haben, während die Kinder und die Frau des Verstorbenen keine solche Rechte haben, weil sie zu einem anderen Clan gehören. Etwas ungewöhnlich für uns weisse Patriarchen. Aber so ist es. Augustin will daher erst am 28. Dezember nach Kilueka in die Savanne losfahren. Noch ein Tag in der Höhle des Hotels "Pour Vous". Heute ist Sonntag. Ich fürchte dass das Kiro's, mein Frühstückrestaurant, geschlossen ist. Ich werde mal schauen, wie die Welt draussen aussieht und dann entscheiden. Toilettenpapier hat es auch keins in meinem Zimmer.

Nach dem Frühstück setze ich mich widerwillig hin, um mit dem Surface und seiner Dockingstation einen zweiten Anlauf zu nehmen. Aber ich habe immer noch Probleme, mich mit dem WIFI zu verbinden. Das Passwort wird nicht akzeptiert, obschon mit meinem NUC dasselbe Passwort 260853 problemlos funktioniert. Drei Stunden lang versuche ich die WIFI Einstellungen zu checken und kurz vor der Verzweiflung merke ich plötzlich: Ich Idiot! Ich habe ja das Betriebssystem komplett in Französisch aufgesetzt und da ist ein anderes Tastaturlayout drauf als dasjenige, das ich auf der deutschen Tastatur des Laptops sehe! Wenn ich das Passwort auf der deutschen Surface-Tastatur schreibe, kommen effektiv ganz andere Zeichen raus als die, die auf den Tasten abgebildet sind. Babylon reloadad. Im französischen Tastaturlayout muss man die Shift-Taste drücken, um zu den Zahlen zu kommen! Weil aber die Passwortheingabe mit Sternen verdeckt war, konnte ich nicht sehen, welche komische Dinge ich eingab. Das wars. In zwei Minuten läuft alles. Augustin kommt gegen 14 Uhr.

Wir gehen ins Kiros, das einzige Etablissement in der Nähe, das den Namen Restaurant verdient, um etwas zu essen. Wir essen eine Pizza mit einem libanesischen Taboule-Salat. Erstaunlicherweise mag Augustin den erfrischenden Salat, der für ihn exotisch ist. Salat kennt die kongolesische Küche nicht. Es hat heute viele reiche Einheimische mit ihren Kindern in dem grossen Speisesaal. Es ist Stefanstag. Sonntag. Die Innenstadt ist menschenleer. Sehr ungewöhnlich. Ich nehme ein paar Servietten mit. Als Not-Klopapier.

Montag, 27. Dezember 2021

Sonnig und trocken. Wenn ich meine Hotelzimmerhöhle verlasse und auf die Strasse trete, ist es wie in einer Szene eines Spaghetti-Western. Man landet direkt im gleissenden, staubigen, ungeteerten Chaos zwischen schäbigen Bruchbuden, Autos, Motorrädern, Karren und einem Gewimmel von Menschen von links und rechts. Ich versuche möglichst auf den Boden vor mir zu schauen, denn wenn man die Menschen anschaut, haben sie das Gefühl, man wolle etwas kaufen. Jeder, der hier ist, hat irgend etwas anzubieten: Handys, Handycovers, Handykabel, Telefonkredite, T-Shirts, Plastitaschen, Gürtel, Stromadapter, Schuhe, Wasser, Brötchen, Mangusteent, Passionsfrüchte, Lose aller Art, Mützen. Jede Bohrmaschine, Unterhose und Glühbirne hat hier zwei Beine und redet. Ich steuere über die trübe Kreuzung auf das Kiros zu, mein Frühstücksrestaurant.

Notizbucheintrag aus dem Kiros:

Ein Problem der afrikanischen Landwirtschaft mit massiven globalen Auswirkungen ist das Niederbrennen der Savanne zur Vorbereitung der Äcker für die Pflanzung von Maniok, Mais, Gemüse, Zuckerrohr usw. Gründe für diese Slash&Burn Methode sind die Tradition, aber vor allem die Arbeiterleichterung. Es ist unmöglich

von Hand und mit der Hackschaufel, genannt Hu, die über zwei Meter hohen Elefanten Gräser und andere Gewächse der Savanne zu entfernen. Ausserdem kann man das Savannenstroh nichts nutzbringend verwenden. Die Biomasse ist im Überfluss vorhanden und überwächst im Nu alles, was der Mensch anpflanzt. Das Jäten ist eine schweisstreibende Sisyphos-Rackerei in der Bruthitze. Ist man zu faul oder zu schwach, dann holt sich die Natur den Acker blitzartig zurück. Feuer ist das einzige Mittel, um dem Elefantengras Einhalt zu gebieten.

Auf einem unbestellten Stück Land schätzt man den Biomassezuwachs auf 1,5 kg pro Jahr und Quadratmeter, das sind 15 Tonnen pro Hektare. Das meiste davon Kohlenhydrate in Form von Zellulose, also wir könne sagen: Holz. Tausende von Quadratkilometern solcher Flächen werden gegen Ende der Trockenzeit in ganz Afrika niedergebrannt. Es sind ungeheure Mengen an CO₂, die damit in die Atmosphäre gelangen. Aus Weltraumbeobachtungen kennt man diese glutroten Flächen über ganz Subsahara-Afrika. Millionen Tonnen CO₂ gelangen mit den Buschfeuern in die Atmosphäre, ohne einen energiebedingten Nutzen für den Menschen zu produzieren, ausser, dass die Erde verbrannt, geräumt und bereit ist für den Ackerbau. Damit wir uns richtig verstehen: Ich bin kein Klimahysteriker. Mir scheint CO₂ in der Luft weit weniger schädlich als die Eutrophierung durch die künstliche Produktion von Stickstoffdüngern. Aber das ist ein anderes Thema. Und der grösste Nachteil des Abbrennens der Savannengräser ist wohl, dass damit wichtigen Nährstoffe und Humus dem Boden verloren gehen und dies langfristig zur Wüstenbildung beiträgt.

In der Landbevölkerung, aber selbst unter geschulten Agronomen, herrscht die irrige Meinung, Asche sei ein Dünger. Selbst mit dem hochgebildeten Augustin habe ich erbitterte Diskussionen darüber

geführt, dass Asche keinen Stickstoff enthält und daher alleine für den Pflanzenbau völlig wertlos ist, und sogar ein Verlustgeschäft, denn selbst die Reste von Stickstoff in Gräsern gehen beim Verbrennen verloren. Es hält sich hartnäckig die Meinung Asche fördere das Wachstum der Pflanzen. Fatal daran ist, dass es sogar ganz kurzfristig stimmt, denn Asche erhöht, gerade in Gegenden des Bas-Kongo, wo der Boden sauer ist, kurzfristig den pH-Wert, verbessert damit für einen kurzen Moment die Verfügbarkeit von Nährstoffen. Danach fällt der Boden gleich wieder zurück in einen Zustand, der ärger ist als zuvor. Jetzt bräuchte der Boden dringend ein paar Jahre Ruhe, um sich wieder einigermaßen zu erholen. Früher dauerten die vorgeschriebenen Ruhezeiten ein Jahrzehnt, sodass sogar Wald sich entwickeln konnte, wenn der Mensch mithilfe, die sogenannten Nkunkus Gemeinschaftswälder der Clans zu schützen. Heute hat man keine Zeit mehr, um zuzuwarten. Wälder sind abgeholzt, um Holzkohle nach Kinshasa zu verkaufen. Die Brandrodung ist zu einer Gefahr für die Ernährungssicherheit der Menschen geworden, weil die Grundlage der nachhaltigen Existenz der Menschen, der Boden, geplündert und verwüstet wird. Der dringend notwendige Transfer von Biomasse in den Boden, um als Humus die Bodenfruchtbarkeit zu sichern, ist unterbrochen. Vielerorts sind die letzten Reste der Bodenkrume abgeschwemmt und es ist äusserst schwierig, in dem steinig sandigen Gelände wieder einen Wald zu etablieren. Davon kann unser Chef de Jardin, Christian ein Lied singen. Brandrodung als traditionelle Wirtschaftsweise macht mit langen Brachphasen Sinn. So aber, wie sie heute aus Not betrieben wird, ist es reiner Raubbau, sägen am Ast, auf dem man sitzt. Das Haus anzündend, in dem man wohnt. Entdomestizierung.

Welche Anreize könnte man schaffen, damit die so produktive Savanne nicht weiter auf diese destruktive Weise missbraucht wird? Ich glaube wir müssen folgende Aspekte verinnerlichen.

1. Landwirtschaft ist in Afrika Handarbeit. Dem Bauern und seiner Familie stehen keine Maschinen zur Verfügung. Das Abbrennen ist eine reine Überlebensstrategie, da kein Landwirt soviel Energie aufwenden kann, um diese Gräser auszugraben und zu kompostieren.

2. Es herrscht Hunger. Das erste Ziel der Arbeit ist es, sich und die Familie und Gemeinschaft zu ernähren, am blanken Leben zu erhalten.

3. Sicherheit bedeutet in lebensbedrohlichen Umständen das, was man kennt und von dem man weiss, dass es funktioniert. Niemand ist bereit für irgendwelche Innovationen von weissen Spinnern sein Leben aufs Spiel zu setzen und zu verhungern.

4. Es gibt keinen Staat der die Bauern unterstützt. Im Gegenteil. Er lässt es sogar zu, dass hochsubventioniertes Getreide, Tomaten, Öl, alles mögliche aus "zivilisierten" Staaten in Afrika als Entwicklungshilfe entsorgt wird, was dazu führt, dass die landwirtschaftliche Produktion dieser Güter sich in Afrika nicht lohnt. So wurde auch die Textilindustrie Afrikas vernichtet und vieles mehr. Die früheren Kolonisatoren nutzen heute Afrika als Absatzmarkt für Überschüsse. Meist verteilt über mafiose, hochkorrupte Kanäle. Nebst der Ausbeutung der Rohstoffe gibt es nun auch noch eine Ausbeutung als gewinnträchtige Entsorgungshalde für Fehlproduktionen des Westens. So schafft man doppelt Abhängigkeiten. Afrika wird zu einem Fürsorgefall des Westens. Gleichzeitig unterstützt man den Braindrain und die Verwestlichung des Mittelstandes, der selber zu einem kolonialen Parasiten an der eigenen Bevölkerung wird, oder zu hunderten jungen Männern an die Futterkrippen des Westens entsendet, um da zu heiraten, Geld nach Hause zu schicken, aber wenigstens eine

Art von Arbeit zu haben, ohne sich um Essen und Unterkunft kümmern zu müssen: Geld-Phising in den Sozialwerken.

Ich habe mich immer wieder gewundert, wie sogenannte Entwicklungsfachleute, auch diejenigen unseres Hilfswerkes, verlangen, dass landwirtschaftliche Produktionsprojekte, wie dasjenige in Kilueka, nach drei Jahren selbsttragend sein müssen. Was für eine kranke Idee! Das sagen Leute, die in einem Staat leben, wo ihre eigenen Bauern 60% des Einkommens direkt vom Staat erhalten. Und die Afrikaner sollen es dann nach drei Jahren Anschub ohne jede weitere fremde Hilfe machen? Wie kommt man auf eine so schwachsinnige Idee? In keinem sogenannt zivilisierten Land existiert Primärproduktionen ohne massivste Subventionen. Nur in Afrika soll man das können. Und wenn sie es eben nicht können, sagt man, sie seien faul oder dumm, oder unwillig oder was weiss ich, bildungsresistent, verhaltensauffällig, undiszipliniert. Fiese Ausreden, um die eigenen Fehleinschätzungen auf anderen abzuladen. Ich kann verstehen, dass man hier auf dem Land skeptisch ist gegenüber Innovationen von Westlern, die mit verschiedenen Ellen messen. Die Leute hier in der Savanne sind das Gegenteil von blöd. Sie überleben fast ohne Hilfe von aussen. Das ist sehr hart, wenn man nur eine Schaufel hat. Ich habe allen Respekt vor diesen Menschen. Wir können viel von ihnen lernen. Mehr jedenfalls als umgekehrt. Wenn es das Leben betrifft. Und nicht bloss irgendwelche Spiele-
reien aus Langeweile und Übersättigung.

5. Bildung. Die Umstände der Menschen haben sich sehr rasch geändert. Traditionen sind mit Anpassungen nicht nachgekommen, und teils kontraproduktiv geworden. Mit unserer westlichen Bildung müssen wir in Afrika nicht Schule machen. Es muss eine afrikanische Schule entstehen. Eine, die auf der kulturellen Basis der hiesi-

gen Menschen fusst. Es ist nicht nötig, dass jeder Dorfbewohner Lesen und Schreiben lernt und die vatikanischen Lieder in Latein singen kann. Vielen wäre mehr geholfen, wenn man ihnen hilft, besser und effizienter zu Landwirtschaften, sich richtig zu pflegen, ein neues Verhältnis zu Sexualität und Familie zu entwickeln. Mündig zu werden in veränderten, traditionellen Zusammenhängen von Clan, Staat, Erwerbsarbeit usw. Wir haben gemerkt dass die meisten Mitarbeiter in Kilueka erstmals in ihrem Leben als Angestellte in einem Arbeitsverhältnis stehen, das nicht Sklaverei oder Fronarbeit für Familie oder andere bedeutet, sondern selbstbestimmt und selbstverantwortlich einen Job zu machen. Das ist ungewohnt. Viele unserer Agronomen des Projektes hatten anfangs das Gefühl, sie seien nun in den Zustand der hemmungslosen Selbstbereicherung aufgestiegen und könnten von nun an tun und lassen, was sie wollen. Alle Geräte, die man ihnen übergab zur Arbeit, meinten sie, gehörten gleich ihnen. Es fehlt die Erfahrung als Angestellte. Das ist eine echte Herausforderung.

In einer landwirtschaftlichen Schule hier darf man schriftunkundig sein. Ich sehe viele dieser Analphabeten mit ihrem ungeheuren Lebenswillen ihre Familien erhalten, während sich Alphabeten in Kinshasa in klimatisierten Büros vor ihrem Gerät langweilen und den anderen mit ihren Formularen und nutzlosen Bürokratie Hindernisse in den Weg stellen und fett und vollgefressen parasitieren an ihren abgemagerten und ausgelaugten Mitmenschen. Was für eine Verschwendung von Bildung an die falschen Leuten. Sie alle parasitieren letztlich an der Primärproduktion einer ruralen Bevölkerung, die sie im Grunde als Primitive verachten. Der afrikanische, eingebildete Mittelstand verachtet die eigenen Ernährer und damit die eigenen Wurzeln. Dies erkennt man ganz klar daran, dass die Stigmatisierung von entomophagen Gesellschaften heute in vielen entomophagen Staaten Afrikas von Afrikanern ausgeht, die in den Mittelstand aufge-

stiegen sind, von ignoranter Politik, fehlgeleiteter Wissenschaft und verblödeten Elite, die das Essen von Insekten als primitive, kulturlose Form der Ernährung betrachten, weil sie selber den Westlern nachgeifern und nacheifern, weil sie meinen, dass von da die Kohle und ihr Glück und ihre Zukunft herkommt. Verleugnung eigener Kultur. Verachtung und Verhöhnung der eigenen Bevölkerung. Wenn diese "Politiker" nicht lernen, die Lebensbedingungen ihrer Mitmenschen zu verbessern, sondern immer nur an ihre Flucht in den Westen denken, und an die Anhäufung von Geld für die Überfahrt ins Glück, dann braucht es auch keine Universitäten. Wissenschaft bezieht ihre Legitimität von der Notwendigkeit für den Menschen, sein Leben, seine Nahrung, seine Würde, seine Kultur, seine Existenz in Frieden und Freiheit.

6. Tabus

Das Ernährungsproblem betrifft in Afrika in erster Linie Proteine und Mikronährstoffe, Eisen, Zink usw. Kohlenhydrate in Form von Stärke oder Zucker und auch Öle gibt es in ausreichender Menge aus dem Reich der Pflanzen. Im Bas-Kongo gibt es genug Regen, rund 1500 mm Niederschlag pro Jahr. Das ermöglicht eine gute Biomasseproduktion, kräftigen Pflanzenwuchs. Gute Sonneneinstrahlung. Weil niemand Geld hat um NPK Dünger zu kaufen ist der Pflanzenbau limitiert auf die natürliche Bereitstellung dieser Nährstoffe. Die wichtigste Quelle von Düngestoffen ist dabei tabuisiert: Es sind Urin und Exkremente der Menschen. Augustin sagt, dass die Widerstände gegen die Nutzung von Abfallstoffen des Menschen für den Pflanzenbau sehr tief wurzeln. Die Tabus gehen einher mit Glauben an Zauberei. Mobutu, erzählt man noch heute, habe ins Trinkwasser von Kinshasa gepinkelt, um sich die Menschen gefügig zu machen. Zauberei. Deshalb wurde meine Idee, das Wasser für die

Tilapien mit Urin zu düngen, von Augustin zwar wissenschaftlich anerkannt, aber kulturell verworfen. Es sei zu früh sagte er. Von jüngeren Agronomen hörte ich es anders, wohl weil sie schon weiter weg sind von den traditionellen Wurzeln der Villageoise, den Dorfbewohnern. Augustin will nicht riskieren, dass die Arbeit in Songanzila in den zweifelhaften Ruf der Zauberei gerät. Meinen Bitte einmal bei Gelegenheit Dorfälteste zu einem Vortrag und Gespräch über das Thema einzuladen, hat er zur Kenntnis genommen, aber nicht weiter verfolgt. Ich selber werde keinen Druck ausüben. Dasselbe gilt für die Exkremate der Menschen. Ich habe berichtet von den Karpfenteichen in Asien, über denen die Toilettenhäuschen der Bewohner der Dorfes angebracht werden. Aber die Ablehnung war eindeutig. Hingegen hat Augtsin keine Mühe Schweinekot in die Fischteiche zu geben. Jedenfalls brauchen wir für die Proteinproduktion stickstoffhaltige Futtermittel oder Substrate. Der Human Output ist das mengenmässig bedeutendste Substrat dieser Art im Bas-Kongo. Zwar geht es nicht ganz verloren, wenn es in Latrinengruben gesammelt wird und darüber später Bäume wachsen. Aber vieles könnte gezielter genutzt werden, um die Ernährungssicherheit zu erhöhen.

Ende des Notizbucheintrags aus dem Kiros.

Augustin holt mich ab. Wir machen Einkäufe in den Gedärmen des Molochs Kinshasa; einen grossen Metalltopf für die Herstellung der Aktivkohle, einen Regulateur für Solarzellen und da sehen wir einen 24 Volt Inverter 5000 Watt. Etwas zu gross für unsere Bedürfnisse, aber es ist der einzige mit 24 Volt Eingang, um die Effizienz des Maison d'Énergie zu erhöhen. Augustin fragt: 400 Dollar? Eine Stange Geld. Augustin überlegt, ob er das investieren will. Morgen wird er das Teil mit Nseka anschauen. Nseka ist Augustins Vertrauensfachmann für Elektrisches. Er wird nach Kilueka mitkommen, um

das Energiehaus wieder in Schuss zu bringen. Ehrlich gesagt verstehe ich nicht ganz, warum da Batterien kaputt gegangen sein sollen. Ich werde mit Nseka die Batteriekapazitäten messen und die Verkabelung neu arrangieren. Das Calizum Chlorid für die Aktivkohle haben wir noch nicht gefunden. Wie immer ist der Einkaufstrip planlos. Statt sich vorher zu informieren, wo es was gibt, läuft man stundenlang durch Staub und Hitze und Menschengedränge von Hütte zu Hütte, um zu fragen. Bald kletten sich Zwischenhändler und Agenten an uns, mit ihren guten Tipps, obwohl sie keine Ahnung haben, von was wir reden und so stolpert man mit einer Traube von unbestellten "Beratern" durch das Gemenge und Gewühle. Um 16.50 lädt mich Augustin ab vor dem Hotel. Er komme morgen gegen 10 Uhr vorbei, um mich abzuholen für den Trip nach Kilueka.

Ich habe etwas Lektüre für den Abend gefunden. In einer kleinen Bibliothek, wo Augustin seine Bücher, aber auch Honig und Artemisia-Tee verkauft, hatte ich schon vor einem Jahr ein dünnes, schabiges Büchlein gesehen, das mich gleich ansprach: ‚Lettres de mon moulin‘ von Alphones Daudet, (1840-1897). Ich weiss nicht weshalb ich es damals nicht gekauft hatte. Jetzt greife ich zu. In dem abgeschossenen Broschürlein mit einem schief gedruckten Portrait des etwas freakigen Daudets, kommt auch die kleine Geschichte vor mit dem Titel ‚L' Elixir du Reverend Frère Gaucher‘, eine von physischer Lustigkeit sprühende, kurze Erzählung über den Hunger leidenden Orden eines französischen Klosters, der sich von ihrem Frère Gaucher überreden lässt, ein Kräuer-Elixir zu brauen, um aus den argen Finanznöten heraus zu kommen. Dem Unternehmen mit dem hochprozentigen Schnaps ist durchschlagender Erfolg beschieden, ausser für Frère Gaucher selber, der von den teuflischen Düften seines eigenen Likörs ins Delirium entführt wird und im Kirchenchor nur noch besoffen herum gröhlt, bis man ihn dispensiert und sozu-

sagen zum Wohle des Klosters dem dionysischen Ziegenfüssigen überlässt, oder opfert.

Es ist eine reizende Erzählung, die wir im Französischunterricht am Gymnasium Rämibühl in Zürich bei Prof. Dr. Christain Doelker lasen, dem später berühmten Schweizer Medienpädagogen. Als wir die Geschichte zu Ende gelesen hatten, kam Doelker eines Morgens in unser Klassenzimmer und sprach: „So, meine Herren“ (wir waren nur Jungs im Gymnasium), „wir haben ja jetzt die Geschichte geistig genossen von Frère Gaucher und seinem Elixier. Nun aber habe ich für euch noch den odoro-gustativen Teil der Erzählung mitgebracht.“ Bei diesen Worten packte er aus einer braunen Packpapiertasche eine abenteuerlich aussehende Flasche aus, das real existierende Elixir du Reverend Frère Gaucher! Welche Überraschung! Das gibt es wirklich? Ja, das süsse, an Magenbitter erinnernde, verführerische Elixir wird noch heute hergestellt.

Jeder von uns 14-15-jährigen Burschen durfte ein kleines Schlückerlein von dem grün-goldenen Zaubertrank probieren. Doelker war ein grossartiger und feinfühligler Didakt, der Sprache und Geist auf wundervolle Art mit der Sinnlichkeit der Welt zusammenbrachte und meinte, dass die französische Sprache dafür besonders gut geeignet sei. Sein Wahlspruch lautete: „Französisch ist keine Sprache, sondern Musik.“ Und bei ihm klang es auch so. Der Nachprint von ein paar Erzählungen aus den ‚Lettres de mon moulin‘ kostete in diesem Bücherschuppen Kinshasas 3000 FCC, das sind 1,5 Dollars. Augustin wird sicher auch seine Freude daran haben. Christian Doelker, der einzige meiner Gymnasiallehrer mit dem ich noch lange Jahre Kontakt hatte, ist letztes Jahr in hohem Alter in Höngg gestorben, dem einst kleinen Dorf ausserhalb von Zürich, wo ich selber geboren und aufgewachsen bin. Christian wird von meinem Einkauf sicher schon gehört haben.

28.12.2021

Um 10 Uhr soll Augustin mich abholen für die Reise nach Kilueka. Ich dusche und trockne mich mit dem Leintuch des Bettes ab, weil die ganze Woche mein Frottiertuch nicht gewechselt wurde und es schon seit vier Tagen bei den Kakerlaken am Boden liegt. Dann packe ich meine sieben Sachen und bin um 9.30 Uhr startklar zur Abreise. Einen Monat darf ich in Kilueka, in der Savanne von Kongo-Centrale arbeiten. Ich freue mich darauf, dass es los geht. Ich lege mich etwas hin. Und schlafe ein. Um 12.20 Uhr kommt Augustin. Er sagt, dass Nseka, unser Elektriker, später, ausserhalb der Stadt zusteigen wird. Er müsse jetzt noch den neuen Inverter kaufen. Wir tragen alle Dinge zum Toyota Pickup. Blaise, der Chauffeur, ist alleine da. Das Wetter ist bewölkt. Auf der Strasse viele Menschen. Kinshasa umzingelt uns mit dem üblichen Durcheinander. Zwanzig Millionen Raupen in einer verdreckten Plastikbox. Es hat zu wenig Busse für den Personentransport. An jeder Strassenkreuzung warten unüberschaubare Menschenmassen. Sie warten auf Taxis und gelbe, fast bis zur Unkenntlichkeit verbeulte Busse. Kommt einer an, entsteht sogleich ein mahlstromartiges Gedränge, welches das armselige Gefährt zu zerquetschen droht. Von Weitem sieht man, dass höchstens ein Viertel der Anstürmenden darin Platz finden können. Die anderen drei Viertel des Strudels werden als Looser im Menschenmeer zurück bleiben.

Das Strassenbord, wo wir warten bis Augustin den Inverter gekauft hat, heisst Kinmasieur, einer der Angelpunkte des Fernverkehrs in umgebende Städte. Um 12.48 Uhr kommt Augustin mit einem Karton. Er beschwert sich, weil wir mit dem Auto den Platz wechseln mussten wegen der vielen Busse und er uns im Durcheinander nicht fand. Nun aber geht es los. Allerdings immer von einem Stau in den Nächsten. Ein gottloses Chaos wieder heute. Auf einer

Strasse zum Quartier Bumbu stehen im Abstand von 200 Metern am Strassenrand grossflächige Tafeln mit der Aufschrift ‚Zone a exproprié‘. Augustin erklärt mir, dass alle Häuser und Hütten und Läden hier illegal errichtet wurden und gerade viel Neues sich im Bau befindet, auf Land, das dem Staat gehört und das frei gehalten werden muss. Es könne also jederzeit sein, dass Armee und Bagger auffahren und alles platt machen. Aber dazu fehlt der politische Wille. Die Leute wissen es. Ausserdem stehen die Hütten und Läden und Märkte und Wohnhäuser, selbst mehrstöckige, moderne Bauten, schon seit vielen Jahre hier und unaufhaltsam beginnt sich ein Gewohnheitsrecht fest zu wurzeln.

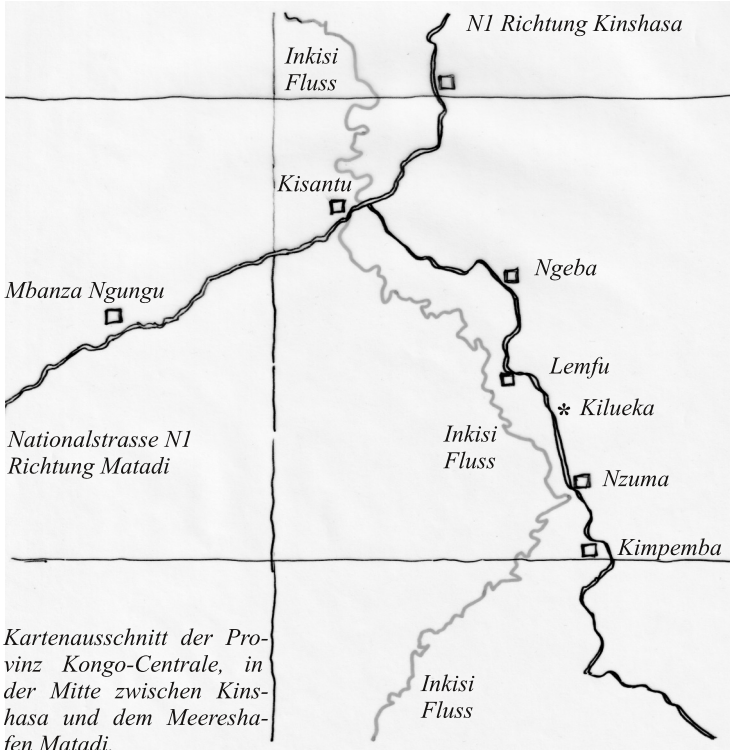
Endloser Stau durch das Quartier Bumbu. Nach einer Stunde haben wir kaum einen Kilometer geschafft. Ein Lastwagen hält mitten in der Strasse und lädt Mehlsäcke ab für eine Bäckerei. Kinshasa ist kein Habitat für Menschen. Rumsitzen oder rumhetzen bis andere die Dinge herbeischaffen, die man braucht: das kann nicht lange gut gehen. Erzwungenes Nichtstun ist erniedrigend. Jeder will doch etwas sinnvolles beitragen zu seinem Erhalt und zu dem seiner Familie. Man weiss dass alles andere Ausbeutung bedeutet. Der Mensch will etwas produzieren. Er will colere, pflegen, was dem Wortstamm nach in Kultur und Agrikultur vorkommt. Nicht nur als Händler an den Kanälen saugen, oder an den Geldflüsse hocken, die man selber leck geschlagen hat. Aber leider gibt es Kräfte, die nicht mögen, dass die Afrikaner etwas produzieren, denn man braucht den Kontinent um seinen Schrott und seine hochsubventionierten Überproduktionen zu dumpen. Was Hilfswerke da runterschaffen an Ausschussware holen sich die Spender sofort x-fach zurück, indem sie Monopole einrichten für Telefone, Autos, Lastwagen, Konserven und eben Mehl, das nirgends in Afrika produziert werden kann, weil es da in den Tropen gar nicht wächst. Die Pharmariesen haben den Kontinent ebenfalls fest im



Afrika mit der Demokratischen Republik Kongo



Demokratische Republik Kongo mit der Provinz Kongo-Centrale



Kartenausschnitt der Provinz Kongo-Centrale, in der Mitte zwischen Kinshasa und dem Meereshafen Matadi.

Griff mit Hilfe der von Lobbyisten unterwanderten WHO und ihren Stiefelleckern in Gesundheitsämtern, Ministerien und Universitäten. Onkologischer Betrieb.

14.05 Uhr. Wir sind noch immer nicht aus Kinshasa raus, zwei Spuren sind blockiert. Wir werden überholt von Taxis, Privaten, Polizeiautos, die auf der Gegenseite jenseits der doppelt ausgezeichneten Sicherheitslinie überholen, und damit den Stau weiter vorne nur noch verschlimmern.

Überall prangen über dem Schmutz der Gasse riesige, teure Plakate für christliche, spirituelle Meetings und Anlässe mit Propheten, Pasteurs, Priestern, Mfumus und Gurus aller Art, meist nuttig lackierte Männer mit italienischen Mass-Anzügen; propagiert von Radiostationen und gekauften TV-Trailern, Religionspropaganda der übelsten Sorte; von Erfolg, Glück und Erlösung aus dem Elend. Das Wort Dieu hat Hochkonjunktur. Auf jedem Strassenpfosten, Bus und Laden ist es aufgepinselt und hingepinkelt. Mit wenig Erfolg, wie mir scheint. Es kann nur gewinnen, wer mitmacht. Seelencasino.

Jetzt sind schon vier von fünf Spuren blockiert. Hinter uns lärmt seit ein paar Minuten ganz und gar sinnlos ein Polizeiauto, das hoffnungslos feststeckt, wie alle anderen. Diese Stadt ist eine Qual. Alle sind sich im Weg. Das Polizeiauto versucht rechts auf dem Fußgängerbereich weiter zu kommen, bleibt aber sogleich stecken in einem Schwarm Menschen und in Auslagen von Früchten, Gemüse, Kleidern und Schuhen die am Boden ausgebreitet sind. Gelangweilt lässt der Polizist seine Sirene weiter laufen, aber irgendwie perlt ihr nerviges Geplärre unbeachtet ab am Rauschen und Geschrei und Gebrüll der Leute, am Lärm der röchelnden Motoren, am Gestank und den gleichgültigen Mienen der in den Bussen eingepferchten Menschen.

14.30 Uhr. Jetzt sind wir vorbei am Rondpoint Victoire. Einem Mahlstrom aus Karossen und Körpern. 14.40 Uhr geht es im Stau

bergaufwärts. Es stinkt nach schleifenden Kupplungen und Bremsbelägen. So viele Leute unterwegs. Was machen die alle? Wo gehen die hin? Schon zwei Stunden sind wir unterwegs für kaum zehn Kilometer Strecke.

15.06 Uhr. Noch immer im Stau. Bei einem Markt. Ananas, Tomaten, Chili, Gurken, Kohl, Bananen, alles da. Ein Sattelschlepper mit Zement hat eine Motorpanne. Mitten in der Strasse liegt ein Mechaniker unter dem Motor des Camionkadavers. Die Fahrzeugkabine ist nach vorne geklappt. Im Schatten, unter der Ladefläche des Trucks, sitzen gemütlich ein paar Frauen beisammen und diskutieren. Eine knabbert an einem Maiskolben.

Der Stau geht weiter. Man sieht aber nicht nach vorne zu der möglichen Ursache für den Verkehrsinfarkt. Wegen dem Rauch, dem Öldampf und Staub und wegen den tausenden von Mofas, Menschen in der Strasse, den Taxis und Bussen. Ein Lastwagen versucht einen U-Turn zu machen. Aber die Strasse ist zu wenig breit und er bleibt quer stecken. Zuerst müssen Kisten von Ananas und Bohnensäcke entfernt werden. Für Unterhaltung ist jedenfalls gesorgt, falls man nicht irgendwo ankommen muss.

Kinshasa ist das Gegenteil von Schweiz. Alles was Beine, Räder oder Krücken hat ist unterwegs. Alle sind genau da, wo es keinen Platz hat. Auf der Strasse. Zu Fuss wäre man sicher schneller unterwegs als mit dem Auto. 15.26 Uhr. Ich würde in der Nacht fahren. Aber ich will nicht nerven mit Besserwisserei. Vielleicht muss es so sein. Und man mag es so. Seit drei Stunden suchen wir im Stau und Chaos einen Ausgang aus dem Moloch Kinshasa.

15.33 Uhr: Augustin steigt aus. Das ist kein Problem, denn es geht sowieso nicht weiter. Er will jemanden treffen, sagt Nseka. Blaise schimpft mit einem Taxifahrer der sich links vorgedrängelt hat und nun im Gegenverkehr feststeckt und alles nur noch mehr

behindert. Embouteillage ist das Wort für dieses Chaos. Einflaschung. So kommt man sich genau vor. Eingeflascht. Mitten im Stau laden wir die Dinge, die neben mir auf der hinteren Sitzbank des Toyotas gestapelt sind, auf die Ladefläche. Man kann sich Zeit nehmen, weil es eh nicht weitergeht. In Gegenrichtung kommen einige Autos entgegen. Stadtauswärts geht gar nichts. Aber niemand ist maskiert.

Nseka steigt aus und will etwas einkaufen in den Läden am Strassenrand. Er kann sich Zeit nehmen. 16 Uhr. Wir sind wieder fünfzig Meter weiter. Es kommt eine Kolonne von leeren Leichenwagen entgegen, denn an der Ausfallstrasse liegen hunderte Friedhöfe. 16.10 Uhr: Nseka steigt wieder ein. Hundert Meter weiter liegt ein Sattelschlepper seitlich umgekippt mit den Rädern in der Luft im Graben. Ist aber schon länger her, denn Waren sind abgeladen. Aus den Dörfern des Hinterlandes kommen Lastwagen mit gefährlich aufgetürmten Gütern in die Stadt, Maniokblätter, Kohle, Maniokwurzeln, Körbe mit Safus, Tomaten. 16.46 Uhr: Es rollt! Unglaublich.

Nach nur vier Stunden: Ankunft um 20.45 Uhr in Kisantu. Abzweigung auf die RN16. Bis Ngeba scheint die Staub-Piste etwas hergerichtet geworden zu sein. Ab Lemfu wird es schwierig. Es hat Löcher, steckengebliebene Camions und Schlammstrecken, bei denen man nicht weiss, ob man darin versinkt. Blaise, unser Chauffeur, hält einige Male an, steigt aus, besichtigt die Fahrbahn, um zu entscheiden, ob und wo er durchkommt. Mit Glück und 4x4 schaffen wir es.

Ankunft bei Nacht in Kilueka. Jolie wartet, Frank und der Hund Boika sind auch da. Im Ökonomiegebäude ist noch Licht. Da arbeiten Fanuelle, Chance und Moise. Hunderte von Plastikbecken sind aufgetürmt auf Tischen, deren Beine in wassergefüllten Bechern stehen, als Barriere gegen Ameisen. Der ganze Raum ist erfüllt vom Duft von Maniokblättern. Soeben ist die neue Raupengeneration von Samia ricini geschlüpft. Was für eine Freude. Aber auch: Welche Arbeit! Jetzt

noch in der Nacht werden die zigtausend winzigen Räumchen gefüttert. An der Türe prangt ein Warnschild: Zutritt nur für autorisierte Personen. Die Fenster sind geschlossen, weil es da keine Insektengitter hat. Luft kommt durch die Oberlichter. Man hat viel gelernt, wie ich gleich sehe. Dann setzen wir uns hin zum Abendessen. Fisch und Amaranthblätter-Gemüse mit Piripiri. Nachher ins Bett. Es ist heiss und feucht

Am Morgen höre ich das Geräusch eines Tieres, das ich nicht kenne. Es scheint im Zimmer zu sein oder am Fenster, das ich meist öffne in der Nacht. Vielleicht eine Fledermaus, die durchs offene Fenster kam, oder ein quietschender Gecko. Oder ein Nachtinsekt. Sehen kann ich nichts. Es ist stockfinster.

Mittwoch, 29. Dezember 2021

Um 6 Uhr aufstehen. Tee machen. Computer aufbauen. Kurze Zeit später kommen Fanuelle, Chance und Moise mit Körben voller Maniokblätter, um die Raupen zu füttern. Blaise bringt meinen Koffer. Wir packen die Brotmaschine aus, die zwei Pakete mit dem Pilzmycelium. Der Honigabfülltopf, Fischerruten und viele Pakete von Buchstabensuppe. Es ist am Morgen schon heiss und windstill. Es hat Mücken. Ich nehme also mein erste Malarone Tablette. Die Wolkendecke ist massiv. Solarzellen arbeiten nur zögerlich. Der Kühlschrank hat sich in der Nacht erwärmt, weil die Batterien leer waren.

Nseka ist schon an er Arbeit, um die Anlage im Maison d'Energy, unserer kleinen Solarzentrale, zu reparieren und den neuen Inverter einzubauen. Mir scheint, dass viel gearbeitet wurde. Die Vegetation ist unglaublich stark. In einem halben Jahr sind mickrige

Büsche zu Bäumen geworden, Mpukumpus und Acacias schiessen in den Himmel und wenn man nicht aufpasst, wo man sich am Abend hinlegt, ist man am Morgen wie Dornröschen zugewuchert.

Erster Augenschein: Fischzucht ausser Betrieb. Keine Pumpe läuft, keine Luft. Wasser ist ungedüngt. Becken fast voll, aber ohne Fische. Baignoire sieht seltsam aus. Komplett überdacht. Hat man die Pläne wieder nicht beachtet? Ich sehe aber nur von oben. Demonstration der Brotmaschine. Henry kommt dazu der Chef der Boulangerie ein Agronom aus Kisantu, vielleicht 25 Jahre, offenes Gesicht, wache Augen. Wir machen einen ersten Versuch mit Mehl Typ 55 aus Deutschland, das wir in Kinshasa gekauft haben. Das Mehl kommt aus Bischheim. Die Brotmaschine funktioniert prima mit dem Strom des Maison d'energy. Aber es ist nicht wunschgemäss locker aufgegangen. Also versuchen wir ein anderes Programm. Wir müssen wohl etwas experimentieren bis wir den Trick raus haben. Ausserdem sind die Bedingungen halt etwas anders als in Bischheim.

Augustin geht nach Lemfu, um sich mit seiner Familie zu besprechen wegen dem Begräbnis von Onkel Anastase. Ich habe jetzt wieder Strom an meinem NUC, schreibe alle Notizen meine Notizbüchleins ab, und gehe um 22 Uhr ins Bett.

Freitag, 31. Dezember 2021

Letzter Tag des Jahres. Um 5.45 Uhr ist es schon hell. Es hat nur wenige, lockere Haufenwolken, deshalb ist es kühl am Morgen früh, weil die Wärme der Erde besser ins All abstrahlt, wenn der Himmel offen ist.

Nseka ist der erste, der erscheint und fragt, ob die Batterie in meinem Zimmer funktioniere. Nein, Hat sie nicht, denn nach einer Stunde Licht von 10 Watt war wieder Schwarz, aus, Amen. Im Maison

d'Energy hat es nur noch 23 Volt Spannung am Morgen, weil die ganze Nacht eine Lampe in der Mitte des Areals brannte. Es seien Diebe unterwegs, hat man mir erzählt, man müsse vorsichtig sein. Türen abschliessen, wenn man weg gehe. Man besitzt keinen Tresor und manchmal hat es acht Millionen FCC (4000\$) in einer Kartonkiste mit mehreren Kilos Banknoten vom Brotverkauf.

Der Consultant der Hilfsorganisation habe gefragt, ob man keinen Tresor besitze. Es ist das erste, woran solche Berater denken. Aber Augustin sagt, man habe bei der Visite grosse Augen gemacht, dass schon eine komplette Boulangerie funktioniere. Augustin berichtet weiter, dass es einen Anstrum gäbe von Frauen, die die Brote von Songa Nzila in den umgebenden Dörfern verkaufen wollen. Das ist eine wunderbare Sache. Eine Frau habe im Monat 200'000 FCC verdient (100\$) eine unglaubliche Summe die man sonst mit nichts hier verdienen kann. Die Frauen erhalten zwanzig Prozent des Verkaufspreises. Ausserdem sind die Verkäuferinnen ein wichtiges Netzwerk in die Dörfer hinaus, und es sind auch Wege, um Informationen zu verbreiten und eventuell später weitere Produkte anzubieten, die Raupen, oder vielleicht auch gezüchtete Pilze. In Kinsaha hat Augustin 60 grüne Plastikbassins gekauft, die er den Verkäuferinnen übergeben will. Darauf müssen wir noch Dimpa Dieto (Unser Brot) und Songa Nzila schreiben, dass man weiss woher die Brote stammen. Ich habe heute die Schablonen vorbereitet, damit man die Schriftzüge aufspritzen kann in schwarz und rot. Nsimba wird mir helfen, sagt Augustin.

Die Bäckerei kommt momentan nicht nach mit der Produktion. Der Flaschenhals dabei ist das Kneten des Teigs. Von Hand ist es eine unglaubliche Schufterei. Augustin hat vor zwei Monaten 150 Säcke Mehl zu 45 kg gekauft für 5000 \$. In der Bäckerei ist eigens dafür ein Lager gebaut worden. Die Abläufe mit den Wagengestel-

len scheinen gut zu funktionieren. Es sind zwei Equippen angestellt, mit jeweils drei bis fünf Männern, die in einer Schicht jeweils 24 Stunden am Stück arbeiten! Ja, ich habe auch nachgefragt: 24 Stunden? Ist das dein Ernst, Augustin? Ja, sagt er, das sei so üblich. Danach hätten die Arbeiter 24 Stunden frei. Ausserdem habe man zwischen den Produktionsläufen manchmal Zeit, um ein Nickerchen zu machen. Insgesamt arbeiten da also fast zehn Personen. Es ist die modernste primitive Bäckerei weit und breit. Nun hat man für circa siebzig Tage genug Mehl, um täglich 3000 Brote herzustellen, die für 200 und 300 FCC verkauft werden (10 und 15 Rappen). Nun müssen wir nur noch dafür sorgen, dass das Geld für das Mehl in der Region bleibt, indem wir Mais, Sorghum oder Hirse anpflanzen oder von Dorfbewohnern kaufen. Christian hat mir erzählt dass Soja auch schon gepflanzt ist. Aber wie macht man damit Brot?

Gestern hat Augustin einen Boulanger entlassen. Es ist typisch, dass es unter Mitarbeitern auch solche gibt, die dem Unternehmer neidisch sind und meinen, dass er auf ihre Kosten Millionär wird, dabei ist es eher umgekehrt. Augustin steckt momentan viel eigenes Geld hinein, dass diese Bäckerei überhaupt läuft. Und der Weg zu einer selbsttragenden Produktion ist lang und steinig und es warten keine staatlichen Subventionen, vielleicht ab und zu Hilfen von Freunden und Hilfswerken in Europa. Die machen das möglich. Augustin ärgert sich über die Undankbarkeit der Angestellten der Bäckerei. Niemand sonst zahle ihnen einen Lohn wie er, dazu den Transport, das Frühstück am Morgen. Oft hätten diese Leute schon selber probiert kleine Bäckereien zu betreiben, ohne Erfolg. Sie kennen wenigstens ihr Metier. Die Brote sind gut gemacht und schön braun gebacken. Aber der Verbrauch an Holz ist immens, unter anderem deshalb, weil man die Ofentüre, die ich letztes Mal in Kisantu schweissen liess, um die Luftzufuhr drosseln zu können, einfach ent-

fernt hat und nun die Türe zur Feuerkammer immer sperrangelweit offen steht, und deshalb natürlich die meiste Energie durch das Kamin verschwindet. Augustin versteht das Problem. Auch, dass man ungetrocknetes Holz verwendet, das selber einen grossen Teil der Feuerenergie auffrisst, ist eine Unsitte. Aber der Kampf gegen Gewohnheiten ist eine Schlacht mit vielen Rückfällen. Wir haben hunderte von Baustellen. Nach und nach werden wir versuchen schrittchenweise Verbesserungen einzuschleifen. Aber man braucht Geduld und darf nicht zu grosse Schritte aufs Mal machen.

Fanuelle und Chance kommen vorbei um die Samias zu füttern. Die Räumchen sind jetzt fast alle in L2, im zweiten Raupenkleid, und beginnen beträchtliche Mengen an Blättern zu vertilgen. Draussen vor dem Hauseingang liegen Zweige mit Futter auf der Wiese auf einem Haufen. Um 6.19 Uhr geht die Sonne auf hinter einer Wolkenschicht die am Horizont am Boden liegt. Vor einer Woche hat es das letzte mal geregnet, sagt Fanuelle. Sie ist die treibende Kraft im Team von Mbinzo, zuverlässig, integrierend, immer im Team mit Chance. Zäh arbeitend, ausdauernd, intelligent, kommunikativ. Fanuelle ist eine Ausnahme auch deshalb weil sie kein Fufu isst, das Grundnahrungsmittel hier aus Maniokmehl. Schon als Kind nicht. Die Grossmutter hätte ihr Fufu gegeben, sagte sie mir. Sie hätte es aber zurückgewiesen. Sie esse stattdessen Kartoffeln, Brot, Reis, Spaghetti.

Es wird ruhig in Kilueka. Fast alle Arbeiter sind nach hause gegangen zu ihren Familien: Wir werden hier nur Wenige sein zum Jahresübergang. Der Festtag ist hier traditionellerweise der 1. Januar nicht die Sylvesternacht. Fanuelle und Chance bitten darum, auf den Markt gehen zu dürfen nach Lemfu. Jolie ist schon am Morgen gegangen in einer Aufmachung wie zu einer Hochzeit. Der Markt ist neben der Kirche der gesellschaftliche Rahmen für effektvolle Auf-

tritte. Ich frag mich immer: Wie kriegen die ihre Kleider so sauber hin in diesem Dreckwasser des Flusses. Ein Wunder.

Moise versorgt am Nachmittag die Samias. Morgen werden wir die ersten Raupen in der Briquetterie auf grossen, hängenden Zuchtbetten, die wir französisch ‚lits‘ nennen, ansiedeln. Die ersten tausend Kokons werden wir für die Nachzucht behalten. Diesmal werden wir es richtig machen. Die schnellsten und grössten Tiere brauchen wir für die Weiterzucht, die restlichen kann man essen, trocknen, räuchern, verkaufen. Mit tausend Kokons rechnen wir, dass es zweihundert Gramm Eier geben wird, was hunderttausend Raupen ergibt für eine Grossproduktion in unserem Raupenzuchtdorf in Kinsumbu, wo die Maniokfelder nun viele Blätter tragen, und wir zu den zweihundert Kilogramm Speiseraupen nochmals fünfhundert Kilos produzieren können bis anfangs März. Dann werden wir erstmals auch unsere Trockenkammer, das Séchoir, in der Boulangerie in Betrieb nehmen, das die Abwärme des Ofens benutzt. Ebenfalls eine Neuerung hier.

Ich esse Mangusteens um die Wette. Augustin hat mir einen ganzen Korb davon gekauft und mich ermahnt vorwärts zu machen beim Essen, damit sie nicht hart werden. Das muss man mir nicht zwei Mal sagen. Sie schmecken einfach nur köstlich, süss und saftig erfrischend. Die Kerne zerkaue ich ebenfalls. Gesundheitlich fühle ich mich gut, trinke nun viel mehr Tee als Kaffee, esse wenig, aber ich nehme wieder Malarone weil es aggressive Mücken hat. Gestern hatte ich drei Stiche am Arm. Ich habe zwar realisiert dass es gut wäre ein langärmeliges Hemd zu tragen beim Eindunkeln, aber ich halte mich eben oft selber nicht an das, was ich weiss. Und wenn ich schon nachsichtig sein muss wegen meiner eigenen Nachlässigkeit, dann doch auch bei den Anderen. Ein wenig.

Um 16.30 Uhr ist es noch immer hell und man sieht blauen Himmel. Es bläst ein angenehmer Wind und die Palmen winken mit ihren

spitzen Fingern und die Mpukuspukus mit ihren Kohlblättern, die wie Paddel aussehen, die im Himmel rudern.

Wir reden über Bildung. Augustin regt sich auf, dass die zehn Boulangers, die er engagiert hat, Hanf rauchen. Gestern abend haben sie ihm dargelegt, dass sie heute am 1. Januar nicht arbeiten werden. Das nervt Augustin. Man weiss ja nicht erst seit gestern, dass heute der 1. Januar ist. Das ist eine Erpressung. Man muss vielleicht Leute aus dem Dorf Kilueka anlernen, und ihnen ein Diplom geben nach 3 Monaten, ein Zeugnis. Ausserdem sind Leute aus dem Dorf Kilueka nicht so anonym wie die Boulangers, die aus der weiteren Umgebung kommen. Junge Leute sind froh, wenn sie eine Einführung in die Berufswelt erhalten. Und ins Leben als Angestellte, was dringend fehlt. Solche Jobs gibt es sonst nirgends. Das Geld bliebe damit in der näheren Gegend, und schafft neue Perspektiven, die man nicht mal in der Stadt hat.

Fanuelle kocht heute. Jolie hat Fieber, sagt sie. Malaria? Vielleicht. Moise füttert die Samias. Es ist Nacht geworden. Es gibt Leber mit Nudeln. Wir reden viel von der Bäckerei und von der Konkurrenz der anderen Boulangeries, vor allem von Pasteur Konda, der nun ein wenig ins Hintertreffen geraten ist, weil Augustin Brote bis nach Lemfu liefert. Dann reden wir noch etwas vom Wissenschafts-Kolonialismus. Dass Professoren Assistenten für sich arbeiten lassen usw. Das hat man immer wieder auch mit Augustin gemacht oder versucht. Zum Beispiel als Prof. F. M. ihn fragte ob er nicht helfen könne einen Artikel zu schreiben über afrikanische Sprichwörter, in denen Ameisen vorkommen. Als Augustin vorschlug, die Lehrer der umgebenden Schulen zu befragen, weil er selber nicht viel dazu sagen könne, und er fragte nach Bezahlung, winkte der emeritierte Professor ab. Er hätte kein Geld. Das beleidigt natürlich Augustin. Aber das sagt er nicht direkt. Jolie geht

nach dem Essen, das sie kaum anrührt, schlafen. Augustin bringt ihr noch ein Medikament. Eine Gewitterwolke zieht vorbei mit einem anschliessenden Regenbogen.

Samstag, 1. Januar 2022

Um 5.30 eröffnet ein Vogel mit einem Neujahrskonzert das Jahr. Es ist ein fünfminütiger Vortrag, bestehend aus einer Mischung von kurzen Melodiesequenzen und rhythmischen, wie gesprochenen, glucksenden und trillenden Teilen. Eine höchst angeregte Mitteilung, der ich mit nur einer Unterhose bekleidet, auf dem Bett, unter dem Moskitonetz liegend, mit geschlossenen Augen lausche, während der Tag anbricht. Um 6 Uhr geht die Sonne auf, Rot-Orange, wechselt dann zu Gelb und nach zwanzig Minuten zu gleisendem Weiss.

Fanuelle kommt, um die Samias zu füttern. Moise ist schon draussen im Garten und sammelt Futter. Man hört seine Machete, die durch die saftigen Triebe schneidet und den glockigen, hohen metallischen Klang der ausschwingenden Klinge. Der Himmel ist wolkenlos und windstill. Die Ruhe ist eindrücklich und auffällig.

Wir kämpfen wie verrückt mit den Samias. Sie sind schon so gross geworden, dass man sie nicht mehr in den Plastikbecken halten kann. Sie bedecken in Schichten übereinander liegend den ganzen Boden der Gefässe von 20 x 30 Zentimetern Grundfläche. Fanuelle hat ein Gramm Eier in jedes der hundert Becken gegeben. Ich schätze, dass dabei 500 Raupen pro Gramm Eier das L3 Stadium erreichen. Das heisst es hat in jedem Plastikbecken 500 Raupen! Insgesamt 50'000. Nun muss man sie eiligst auf die grossen Zuchbetten bringen, weil sie sonst an Dichtestress und Futtermangel eingehen.

In der Briquetterie, der ehemaligen Ziegelei in Songanzila, die nie richtig funktioniert hatte, haben wir einen grossen Zuchtraum für die

Samias unter Dach eingerichtet. Da hängen vom Dachgebälk des offenen Hangars zwei mal drei Meter grosse Rahmen, die mit einem Netz bespannt sind. Auf dieses Netz legt man Maniokblätter mit den Raupen. Und da auf diesen hängenden Gärten entwickeln sich die Raupen, bis man sie, wenn sie sich gelblich verfärben und den Darm entleert haben, absammeln kann,; hier in Afrika zum Essen, denn an der Seide ist man noch nicht interessiert. Aber ich hoffe, dass das noch kommen wird. Sobald ich das nächste Mal nach Thailand reisen kann, werde ich eines oder zwei der speziellen Spinnräder mitbringen, um aus den Kokon,s die wir schon gesammelt haben, Fäden zu spinnen. Ich glaube noch immer daran, dass dies ein spannendes Projekt sein könnte, obwohl, oder gerade, weil die Textilindustrie in Afrika fast komplett zerstört wurde durch die Kleidersammlungen in Europa, die den Markt überschwemmen, aber nicht etwa gratis werden sie verteilt, wie viele Spender meinen, sondern zu horrenden Preisen in speziellen Shops verkauft, welche die hunderten Tonnen Kleider und Schuhe über ein mafïöses Netzwerk vermarkten. Vor allem natürlich in den grossen Städten, wo die Container ankommen.

Moise arbeitet in der Briquetterie, wo ich entschieden habe, dass wir alle fünf grossen Zuchtbetten bestücken werden. 50'000 Raupen allein hier in Kilueka aufzuziehen halte ich für unmöglich. Einen Teil werden wir nach Kinumbu zu unserer Raupenfarm bringen müssen. Das Problem dort ist aber die Kontrolle, die weitgehend fehlt, weil die paar Hütten in der endlosen Savanne stehen, ganz alleine und weit und breit niemand ist, der mal rasch einen Augenschein nehmen kann, um zu sehen, wie es da geht und wie man da arbeitet. Und es ist eben so, dass, wenn niemand da ist, jeder meint, er könne machen, was er will. Ausserdem vergisst man, dass Raupen mit dem Fressen nicht warten können wie Hühner oder Menschen. Sie müssen immer fressen, damit sie gross werden und nicht einge-

hen. Das zu verstehen und zu verinnerlichen ist eine hohe Hürde. Bei Fanuelle ist dieses Verständnis vorhanden. Bei Moise zweifle ich noch immer, vor allem deshalb, weil man sieht, dass er die Raupen nicht mag und wahrscheinlich deshalb auch die Arbeit für diese verachtet. Er lacht nie, macht nie eine sympathische Bemerkung. Er wirkt immer gelangweilt und, als ob er zu Grösserem geboren wäre, als zum simplen Füttern von Tieren, eine Arbeit, die er grob und mit abschätziger Mine erledigt. Am liebsten sitzt er im Labo vor seinem Computer und hört Musik. Fanuelle ist hingegen dauernd in Bewegung und ich habe Augustin gesagt, dass er aufpassen müsse sie nicht zu überlasten, indem man einfach alles, was andere nicht tun wollen, ihr aufhalst und damit die Hilfreichen bestraft und die Unwilligen verschont.

Um 8.30 erscheint Jolie. Sie sieht schwach und müde aus, sagt aber, dass sie kein Fieber mehr habe. Aber ich glaube, dass hier niemand sagen wird, dass er krank ist, solange er noch lebt. Um 9 Uhr ist es schon richtig heiss und fast wolkenlos. Es hat genug Strom für die Kühltruhe, um die Getränke zu kühlen für das Fest, das hier traditionellerweise am 1. Januar gefeiert wird. Ich habe für das Fest hundert Dollars gespendet. Eine Ziege, wie man versprochen hat, hat man aber nicht gekauft. Jedenfalls habe ich sie nicht meckern gehört. Es ist interessant, wie man hier mit Geld umgeht. Ich habe lernen müssen, nie im Voraus zu bezahlen. Denn sobald das Geld bezahlt ist, erlischt der Trieb, dafür etwas zu liefern. Man bezahlt, wenn die Ware geliefert wird. Das erspart manche Enttäuschung. Vor kurzem haben wir eine solche Geschichte von einem Chinesen gehört, der Import Export Geschäfte in Kinshasa macht. Er hatte einem Agenten Geld bezahlt, um Waren zu verzollen, einige hundert Dollars. Pech. Der Mann ist sofort untergetaucht und man findet ihn nie mehr. Mit einigen hunder Dollars lebt man hier ein Jahr lang. So lernt man. Das

heisst aber gar nicht, dass die Leute unehrlich sind. Was ich hier erlebe an Sorgfalt im Umgang mit Dingen und Gerechtigkeit und Ehrlichkeit unter den Vertrauten im Team ist einzigartig. Viele, die da nicht hinein passen, hat man schon ersetzt. Die Mentalitätsunterscheide zwischen Afrikanern, Europäern, Asiaten und Amerikanern sind ganz andere als man gemeinhin annimmt, wenn man sich an Vorurteilen orientiert. Die menschlichen Grundwerte und Tugenden sind dieselben: Sie ermöglichen erst soziales Zusammenleben. Aber die kulturellen Ausprägungen sind schillernd bunt und man muss sie kennen, um nicht zu falschen Ansichten und Schlussfolgerungen zu gelangen.

9 Uhr. Augustin kommt zum Frühstück. Wir besprechen den Umzug der Samia-Raupen morgen nach Kinsumbu. Wir werden mit dem Mercedes 508 gehen und mit einem Trupp von Arbeitern, die draussen alles her richten. Christian wird mit seiner Equippe auch teilnehmen. Nachher werden zwei drei Leute da in der Farm bleiben und die Raupen aufziehen. In zwei Wochen beginnt dann die Ernte.

Zwei Jungs hocken vor dem Insekten-Labor auf dem Boden und hacken auf etwas herum. Es sind die Metzger, die eine Ziege mit Macheten schlachten. Es wurde also doch eine Opfertier gekauft.

Das Séchoir der Boulangerie muss fertig gestellt werden. Es fehlen die Tablare, die in der Schlosserei in Kisantu angefertigt werden müssen. Ich sage Augustin, dass wir dabei gleich auch die drei kleinen Pyrolyseöfen herstellen könnten. Er aber meint, dass man wohl warten müsse bis das Hilfswerk Geld überweise. Letztes Jahr hätte J. am 5. Januar ein Versement gemacht. Hoffentlich macht er dies auch dieses Jahr, damit die Arbeiten weiter gehen können. Ich rege mich jedes mal auf, wenn wir von den ewigen Finanzierungsproblemen reden und dem Nichtfunktionieren der dysfunktionalen Bürokratie des Hilfswerkes, die dutzende Beamte, Büros, Au-

tos, usw. besitzen, aber unfähig sind, ein Projekt so zu finanzieren, wie es geplant ist. Das Geld wird nach Kinshasa überwiesen, bleibt aber da blockiert, oder wird wahrscheinlich für anderes benutzt. Jedenfalls kommt es nicht an. Man stellt hunderte von Fragen. Ist diese Tranche angekommen? Nein. Und dies? Auch nicht. Und dann hört man nichts mehr. Und wenn Augustin schreibt, kommt einfach keine Antwort, nicht einmal, dass man sein Email erhalten habe. Einfach nur jämmerlich und stümperhaft diese Kommunikation. Hätte man andere Partner, hätte man diese Verhinderer längst zum Teufel geschickt. Wir müssen also a la longue dafür schauen, dass wir neue Partner finden, um unabhängiger zu werden, und um auch mal verzichten zu können auf eine Kooperation, die nicht funktioniert. So weit sind wir aber noch nicht. Aber hoffentlich bald.

Ich nehme eine Dusche, ziehe eine Badehose an und wasche alle meine Kleider. Dann lege ich mich hin für den Mittagsschlaf. Ich ziehe ein T-Shirt von Krokus an mit der Aufschrift ‚Eat the rich‘, ein Geschenk von meinem Freund Chris Von Rohr. Auf dem schwarzen T-Shirt ist ein tollwütiger Wolf zu sehen mit blutverschmierten Lippen, der den abgerissenen Arm eines Menschen frisst, einer reichen Frau wie es scheint, mit lackierten Fingernägeln, Golduhr und Bracelet. Ein grässliches Bild. Ja, eat the rich, das würde also heissen, dass ich mich selber aufessen muss. Und während ich mich hinlege und amüsiert dem Gedanken nachhänge, mich selber aufzuessen, gleite ich in den Schlaf hinüber. Zuerst esse ich im Traum ein paar meiner Zehen, dann ein paar Finger. Mein Ohrläppchen wäre ein zartes Stück. Aber da komme ich mit dem Mund nicht hin, und jetzt, wo ich die Finger schon aufgegessen habe, kann ich das Ohrläppchen nicht mehr abreißen, um es zu knabbern, also esse ich den Rest weiter vom Bauch nach hoch bis zum Hals und dann stülpe ich den Mund mit den Lippen über den Kopf und dann ist alles weg. Auszuscheiden gibt

es auch nichts, denn Darm und Anus sind auch aufgeessen. Ich schwebe ganz selbstverschlungen, immateriell, feinstofflich durch Raum und Zeit. Sehen kann ich auch nichts, denn die Augen habe ich auch aufgeessen. Die Ohren auch, die Nase ebenfalls. So liege ich ganz wohligh als blosse Vorstellung von einem früheren Menschen im Bett.

Und jetzt? Was soll aus der Geschichte werden? Sie geht ja physikalisch nicht auf, weil Materie nicht einfach, wenn sie sich selbst verschlingt, verschwinden kann, sondern sie immer erhalten bleiben muss, was in meinem Fall der Selbstverschlingung nicht gilt, also die Story ganz klar in einen ausserwissenschaftlich-überphysikalischen Raum führt, wo Materie verschwindet wie ein Wort, das man aus einem Text löscht, während sein Sinn weiterhin im Raum schwebt. Aber das tönt fürchterlich kompliziert. Also sagen wir es doch einfach so: Indem ich mich dem Imperativ meines T-Shirts ‚Eat the rich‘ folgend, selber auffass, habe ich mich physikalisch aus dem Dasein entfernt, was ja stimmt, weil ich einschliefe. Zwar wird man sagen: Ja, aber Moment mal! Du bist doch trotzdem weiterhin da, weil du auf dem Bett liegst. Das ist aus meiner persönlichen Sicht aber vorläufig bloss eine Behauptung und Vorstellung, die ich zur Kenntnis nehme, der ich aber als Schlafender nicht folgen kann, weil ich ja schlafe und im Schlaf solche oberflächlichen Ideen wie physikalische Gesetze günstigenfalls belächle.

Dann streift ein Gewitter Kilueka und es donnerte und rüttelte am Bett und es beginnt zu regnen, sodass ich aufwache und ich plötzlich wieder zurück bin in der Welt, wo bärtige Weisse in der Savanne Afrikas T-Shirts tragen mit der Aufschrift ‚Eat the rich!‘ Ich stehe auf, um meine Wäsche ins Trockene zu bringen. Augustin sitzt schon unter der Veranda und schreibt etwas auf seinem Handy. Auf dem Tisch im Gemeinschaftszimmer steht ein grosser Allumi-

niumtopf. Darin liegen die gekochten Teile der Ziege, die sich nicht selber verschlingen muss, weil wir das für sie übernehmen werden. Nun wird es plötzlich dunkel und beginnt zu rasseln von den schweren Tropfen, die auf die Wellblechdächer trommeln. Blitze zucken. Die Welt nimmt ein Neujahrsbad. Ein erfrischender Start, der hoffentlich das Alte, Modrige, Unbrauchbare, den Balast des Verdrängten und Verhinderten wegschwemmt.

Das Neujahrsessen findet in dem Gemeinschaftsraum statt, gerade angrenzend an mein Schlafzimmer. Es ist für sechs Personen aufgetischt. Das haben Jolie und Fanuelle gemacht. Es gibt grillierte Ziege, ausgezeichnet mariniert mit einem feinen Rauchgeschmack, Fufu, Makaroni und Spinat. Neben Joli, Augustin und mir sind Fanuelle, Henry und Moise dabei. Alle anderen des Teams sind zuhause bei ihren Familien. Wir trinken ein Bier, Fanuell eine Cola, Moise ein Sucré mit Orangenaroma. Man plaudert wenig. Heute hat es genug zu Essen für alle. Moise nuscht ein Tischgebet, das ich nicht verstehe, weil er leise spricht.

Nach dem Essen frage ich Moise, wo denn seine Musik sei, die er stets mit sich trage. Und schliesslich sagt er, er könne ja im Dorf seine Musikanlage aufstellen zur Feier des Tages. Ob man ihm das orange Kabel ausleihen könne, das meinen Computer mit Strom im Energiehaus verbindet. Ja klar. Das geschieht und als die Nacht einbricht kommen aus allen Lehmhütten junge Menschen, die von den lokalen Rythmen angezogen sind. Eine Gruppe von acht Jungs, zwischen 5-10 Jahre alt, sind bereits da und tanzen auf dem gestampften Lehm Boden als Choreografietruppe in klaren Tanzformen, nur erhellt von der Stirnlampe von Moise. Er sitzt mit Henry auf Stühlen und sie kommentieren mit einem Mikrophon die Rythmen, nennt Namen und motiviert die kleinen Tänzer. Wobei es nichts zu motivieren gibt. Die Jungs sind komplett in Trance. Sie sind alle top angezogen mit coolen

Hosen, Schuhen und Shorts und ich wundere mich, woher sie das alles haben. In einiger Entfernung stehen Mädchen und schauen zu. Auch kleinere Jungs. Einer der Knirpse wird plötzlich von den Rythmen ergriffen, beginnt zu zucken und springt dann in den Ring der Tanzende. Sie kennen die Lieder in- und auswendig, das ist klar. Sie klatschen genau zur selben Zeit an Stellen, die ich rythmisch nicht richtig einordnen kann. Die Tanzschritte sind klar abgeschaut von Videos, oder von anderen Festanlässen. Man singt mit. Es ist magisch, wie diese Musik, dieser eintönige, sich nur wiederholende, und nie den Grundton verlassende Fluss, mit den mehr erzählten als gesungenen Texten, tanzend durch die Nacht gelebt wird. Diese Art von natürlicher Körperlichkeit und Bewegungsfreude ist etwas, das wir im Westen weitgehend verloren haben. Wir würden sagen: Typisch Afrika. Sich mitreißen zu lassen von der Bewegungsfreude des Körpers. Der Tanz ist der Ort, wo das Gemeinschaftserlebnis körperlich, physisch wird. Die Musik löst Sorgen und Nöte und löst das Zeitliche physisch rythmisch getrommelt nicht harmonisch vergeistigt auf. Der Zauber besteht darin, sich dem Physischen hinzugeben, um es damit aufzuheben.

Augustin und ich schauen zu, lachen und wippen mit. Die älteren tanzen nicht. Sie schämen sich wohl schon ein bisschen. Ganz im Gegensatz zu den Kleinen. Es werden unter den Kids Schleckstengel verteilt. Ab und zu lassen sie einen Feuerwerkskörper knallen oder ein bengalisches Hölzchen leuchtet auf. Niemand trinkt etwas. Alle sind ganz bei sich und ihre Seelen der Musik überlassen.

Alltagsszene im Dorf Kilueka. Eine junge Frau mit ihrem Kind kocht vor der Lehmhütte. Im Haus hält man sich nur nachts auf.



Sonntag, 2. Januar 2022.

Um 5.45 werde ich aus einem seltsamen Traum gerissen. Ich hatte geträumt, dass ich einen Termin hatte für die Präsentation einer Fernsehsendung. Das Dossier hatte man mir gesandt und ich hatte zugesagt an dem Tag im Studio zu erscheinen. Das Dossier hatte mich nicht interessiert. Ich liess es unbeachtet liegen. Ich vertraute auf meine spontane Anwesenheit. Das hatte meist gereicht. Am Vortag des TV-Auftritts aber geschahen unvorhergesehene Dinge. Ich war mit meinem Auto unterwegs. Besuchte Freunde. Wir assen und sprachen. Worüber ist mir entfallen. Jedenfalls liess ich mein Auto stehen und ein Freund brachte mich spät nachts nach hause. Als ich am nächsten Tag aufwachte, war es schon fast zu spät, um noch rechtzeitig zum Fernsehstudio zu kommen. Ich suchte hastig ein paar Kleider zusammen, fand aber nur dreckige, lumpige, zerrissene Jeans, hatte also keine passende Hose für eine TV-Show. Das nervte und stresste mich. Schliesslich zog ich einfach eine an und merkte mir die Hosengrösse. Vielleicht – dachte ich - könnte ich unterwegs ein paar saubere Hosen kaufen. Mein Vater und meine Mutter waren bei mir zuhause und Vater sprach mitfühlend, als er mich verzweifelt in meinen Kleiderschrank wühlend sah: " Ach Daniel, du kommst in dieser Welt einfach nicht an" und wünschte mir Glück. Draussen merkte ich, dass mein Auto nicht da war, weil doch ein Freund mich am Vortag nach hause gebracht hatte. Also begann ich zu marschieren, in der Hoffnung, vielleicht an einer Kreuzung ein Taxi zu finden, das mich zu meinem Auto bringen könnte. Da merkte ich allerdings, dass ich mein Portemonnaie vergessen hatte. Aber dieses Problem liesse sich schon irgendwie lösen. Es waren viele Leute unterwegs. Sonniges Ferienwetter. Auf meinem Weg musste ich einen Fluss traversieren an einer Stelle, wo es ein natürliches Staubecken gab und das Wasser am Rande eines Pools über

eine rutschige Kante in die Tiefe plätscherte. Da überquerte ich den Fluss, watend durch den Pool, und als ich im brusttiefen Wasser ein Stück flussaufwärts gelangte, um an einer flachen Stelle das Flussbett zu verlassen, sah ich plötzlich Bob Dylan, der seelenruhig und ganz entspannt im ockerigen Wasser im Kreise schwamm. Ich sprach ihn an. Er reagierte freundlich interessiert. Wir machten ein paar Witze und ich erzählte ihm vom Problem, das ich hätte, zu spät zu der Sendung im TV zu kommen. Er sagt spontan, dass er mitkommen werde und so erreichen wir irgendwie das Fernsehstudio, wo es offenbar darum geht, dass Menschen Stars nachahmen in einem Look alike Contest. Es war ziemlich amüsant, weil man bald nicht mehr wusste, wer wer ist und dann schrillte der Wecker.

Ich stehe sogleich auf, um den Traum am Computer aufzuschreiben, denn normalerweise kann ich mich an Träume nicht erinnern. Das Stromkabel ist aber nicht da, weil wir es gestern gebraucht hatten, um die kleine Musikanlage zu speisen. Also stelle ich den kleinen Inverter an der Batterie in meinem Schlafzimmer ein. 13.7 Volt Spannung zeigt die Batterie. Damit kann ich den Traum aufschreiben. Gleich danach fällt die Batterie unter 11 Volt und kappt den Inverter. Mein Computer stellt ab.

Ich mache einen Tasse Kaffee. Es ist nun 6.20 Uhr und Fanuelle erscheint als erste mit einem Arm voll Manikozweigen für die Fütterung der Raupen. Wenig später erscheint Moise mit dem orangen Kabel und verbindet meine kleine Computeranlage wieder mit dem Energiehaus in der Nähe, wo es meist 24 Stunden lang genug Energie hat. Auch ein weiterer Travailleur ist da, der hilft die Maniokblätter von holzigen Zweigen abzuzupfen. Es soll ja heute morgen nach Kinsumbu gehen zum Start der grossen Produktionsanlage.

Als ich mich angezogen hatte und zur Toilette gehe, bemerke ich, dass ich ein Lied auf den Lippen habe. Eigentlich nur eine rhythmische

Sequenz die unbestellt aus mir summt, aber ganz eindeutig aus einem Song von Bob Dylan. Als ich dem Musikfetzen, der sich in mir repetierte, nachsinne, finde ich, dass es sich ganz eindeutig um die instrumentale Einleitung zum Refrain von ‚Licence to kill‘ handelt; die auffällige Bassfigur des Reggae Bassisten Robbie Shakespeare. Mehr als den Titel konnte ich über den Song nicht sagen. Ich will aber nachschauen, worum es in dem Lied geht. Was hat der Traum zu bedeuten? Es hat jedenfalls typische Elemente darin, die mit mir zu tun haben. Mein Stress zum Beispiel, nicht angemessen gekleidet zu sein für wichtige Anlässe; etwas was sich in meiner Biografie oft wiederholt hat, weil ich dazu neige mein Äusseres zu vernachlässigen. Dass ich eine schlechte Falle mache, wie man bei uns sagt. Und der Stress, nicht pünktlich zu sein und nicht zur angesagten Zeit da zu sein, wo man es versprochen hatte. Nicht Wort halten zu können. Andere hängen zu lassen. Und am Schluss natürlich, dass ich mich oft ärgere, dass ich es andere merken lasse, wenn ich einen Stress mit mir habe und ich mich über mich aufrege, während die anderen meinen, ich sei mit ihnen unzufrieden. Das ist ein Missverständnis, das oft auftaucht bei mir, dass ich es nicht schaffe, meinen eigenen Stress von anderen fernzuhalten.

Um 7.15 kommt Augustin. Er sagt er werde nicht frühstücken, weil er gestern zu viel gegessen habe. Das ist mir auch recht. Es hat vom gestrigen Essen noch mehr als genug übrig. Das wird heute reichen. Wobei wir ja sowieso nach Kinsumbu fahren wollen mit dem Mercedes. Augustin hat Bedenken wegen einer schwierigen Stelle auf der Strecke. Er hofft, dass wir da nicht einsinken im Schlamm mit dem 508. Es ist aber glücklicherweise die Nacht hindurch trocken geblieben. Man darf hoffen, dass es gut geht.

Zehn Uhr. Abfahrt nach Kinsumbu mit achtzig Kisten Raupen, das sind rund 40'000 Stück, drei Travailleurs, und acht Jungs. Zwei

Matratzen, Esswaren, Moskitonetz, damit zwei Arbeiter in den nächsten 10-14 Tagen da bleiben können, um die Raupen zu füttern.

Nach der abenteuerlichen Fahrt durch die Savanne entlang eines Fussweges mit vielen Löchern kommt die Schar an. Die acht kleinen Tänzer von gestern springen von der Ladebrücke und tragen die Bassins mit den Raupen auf dem Kopf zum weltweit ersten und bisher wohl einzigen Bauernhof, wo man essbare Raupen züchtet. Die Hütten in Kinsumbu stehen noch. Die 2 x 4 Meter grossen Zuchtbetten müssen jedoch neu aufgehängt werden. Dazu haben wir Draht mitgebracht. Sofort beginnen die emsigen Arbeiter und Fanuelle, Maniok zu schneiden, eine grossblättrige Art, die hier vor einem Jahr in grossen Feldern angebaut wurde, extra für die Raupenzucht. Dazwischen sind Safubäume gepflanzt worden und Christian hat in einem Feld sogar versucht, Bergreis auf Erdhügeln anzubauen. Die Keime sind jetzt zwanzig Zentimeter hoch. Mais hat hier Probleme, weil zu wenig Nährstoffe im sandigen Boden sind und der ph-Wert zu tief ist. Ich rechne aus, dass man hier in den nächsten zwei Wochen vier bis fünf Tonnen Maniokblätter an die Raupen verfüttern muss. Das ist eine Futtermenge wie für eine zwanzigköpfige Kuhherde. Allerdings brauchen die Raupen kein Wasser. Und sie verwandeln die blausäuregiftigen Blätter in wertvolle Nahrungsproteine für die Bevölkerung. Mit einer guten Zucht wird man damit zweihundertfünfzig Kilogramm Raupen produzieren. Jeden Tag müssen rund fünfzig Kilogramm Blätter auf jedem der acht Zuchtbetten verteilt werden. Und zwar nicht alles auf ein Mal, sondern immer wieder, fünf bis zehn Mal pro Tag, am Tag und auch in der Nacht. Das ist viel Arbeit und braucht Disziplin. Vor allem gegen Ende der Zucht, wenn auch schon die ersten Raupen geerntet werden.

Es ist gut, dass Dorfkinder dabei sind. So lernen sie von der Pieke auf und von der praktischen Seite her, ohne Schulstress und Prüfun-

gen. Ich setze mich im Schatten hin und höre der Musik zu, die Moise auf seinem Handy abspielt, alles lokale Songs aus der Gegend. Es ist zu heiss für mich. Zum Glück windet es ein bisschen. Ich bin trotzdem bachnass, während sonst niemand schwitzt. Ausserdem fällt mir wieder auf, dass alle anderen kaum etwas trinken. Niemand denkt daran eine Flasche Wasser mitzunehmen, ausser ich.

Zuerst verteilt man auf den Zuchtbetten eine Schicht Blätter und darauf gibt man aus den mitgebrachten Kisten die Raupen, die sich sofort verteilen und zu fressen beginnen. Jetzt wo tausende Raupen auf den Zuchtbetten mit dem Fressen der frischen Blätter beginnen, riecht es ganz typisch süsslich nach dem Maniok und dem Frass der Samia-Raupen. Was für ein spezielles Insekt, das sich so halten lässt! Eine grossartige Kulturleistung der Menschen, die vor Jahrhunderten im indischen Brahmaputratral diese Raupen komplett domestiziert haben, was bestimmt schon in prähistorischen Zeiten begonnen hatte, ähnlich wie beim Maulbeerseidenspinner, *Bombyx mori*, von dem man annimmt, dass er schon vor 5000 Jahren domestiziert wurde. Ich hoffe, dass *Samia ricini* sich nun nach dreissig Generationen in Afrika weiter etabliert und anpasst, und dass die Raupen den Menschen lange erhalten bleiben und die Genetik fruchtbar bleibt. Es ist ja erst vier Jahre her, seit ich die ersten Kokons nach Kilueka gebracht habe. Das Team hat in dieser Zeit gut gelernt. Man weiss, was zu tun ist. Nur an der Disziplin mangelt es zuweilen, weil man abgelenkt ist und man dafür sofort bestraft wird, weil es die Raupen nicht verzeihen, wenn man sie einen Tag alleine, oder unbeobachtet lässt. Im Gegensatz zu Hühnern, Ziegen, Fischen sterben sie sofort, wenn sie nicht täglich und ununterbrochen gefüttert werden. Sie können das Essen nicht wie wir Menschen auf später verschieben oder später nachholen. Unerbittlich läuft ihre Zeit ab. Was nicht gegessen wurde, kann nicht nachgeholt werden. Die Raupen bleiben dann klein oder

gehen ein. Das mussten wir hier mehrfach schmerzlich erfahren, weil man nachlässig wurde und damit die mühselige Vorarbeit in einem kurzen Augenblick der Nachlässigkeit zerstört hatte. Eine harte Schule. Aber so lernt man, auf die brutale und unangenehme Tour.

Augustin sagt dass man keine Taschenlampe habe für das Team, damit sie in der Nacht in der Umgebung der Farm in Kinsumbu Maniok schneiden können. Ausserdem hat es da kein Solarpanel, um Licht zu machen und Handys zu laden. Es ist sehr ärgerlich dass diese Taschenlampen und Stirnleuchten dauernd kaputt sind, auch die teuren Dinge mit aufladbaren Akkus, von denen ich vor eineinhalb Jahren sechs Stück mitgebracht habe und jetzt gerade noch zwei funktionieren. Augustin hat eine neue gekauft die mit AA Batterien läuft. Auch solche wiederaufladbare Batterien habe ich vor zwei Jahren gebracht mit Ladegerät. Diese Dinge gehen schneller kaputt als man sie nachkaufen kann, was wohl Absicht der Hersteller ist. Es wäre ein Wunder eine solche Lampe zu besitzen, die fünf Jahre läuft.

Augustin bespricht mit den Arbeitern ihren Einsatz hier in der Raupenfarm Kinsumbu. Vieles könnte man schon vorher überlegen, besser vorbereiten. Das stimmt. Aber ich mische mich nicht ein. Ausserdem bringt es nichts, wenn man im Nachhinein sagt, man hätte es anders und besser machen können. Das nervt nur und löst keine Probleme. Und so lernt man eben ‚On the Job‘. Für das nächste Mal. Vielleicht.

Um 14 Uhr fahren wir zurück. Ich werfe mich kurz unter die Dusche und danach ins Bett zum chillen, so gut es geht bei 30 Grad. Als ich aufwache gegen 16 Uhr plaudern draussen auf der kleinen Terrasse beim Eingang zum Ökonomiegebäude Madilu, unser ersatzchauffeur, weil Blaise nach Kinshasa zurück ging, Fanuelle, Jolie und Augustin bei Bier und Sucre. Man spricht über die Boulangerie. Jolie regt sich auf, weil sie gehört hat, dass eine Frau in Lemfu rumplap-

pert, in Songanzila arbeiteten die Bäcker für 50'000 FCC pro Monat, und wenn es in der Bäckerei nicht zu tun gäbe, dann müssten sie sogar noch auf den Felder schuften. Eine glatte Lüge. Effektiv erhalten sie alles in allem genau das zehnfache, nämlich 500'000 pro Monat. Aber so wird eben schlecht geredet, wenn jemand Erfolg hat und es der Konkurrenz weh tut. Neid und Missgunst sind eine Seuche, die überall Menschen befallen kann. Auch hier in der Savanne Afrikas.

Am Abend ist es windstill und die Mücken sind lästig. Das nächste Mal nehme ich ein langärmeliges Hemd mit. Das sage ich schon seit drei Jahren. Ich bin beim Dazulernen auch nicht gerade der Hirsch, wie mir scheint. Augustin hat Fotos der Raupen von Kinsumbu verschickt an unsere Partner. Erstaunlicherweise hat J., unser Schweizer Projektleiter des Hilfswerks, sofort reagiert. Nun sehen sie, dass wir ungeachtet dessen, dass man die versprochenen Zahlungen nicht tätigt, trotzdem nach Plan weiter arbeitet. Das wird ihr schlechtes Gewissen vielleicht auf die sanfte und freundliche Weise etwas befeuern und hoffentlich dazu führen, dass sie auch endlich ihr Wort halten.

Montag, 3. Januar 2022.

Dicht bedeckt und warm. Die Spannung fällt auf 20 Volt im Maison d'Energy. Das kann die Batterien töten. Der neue Inverter, den wir für 400 US-Dollars gekauft haben, wird heiss. Ist er gar nicht, wie angeschrieben, für 24 Volt gemacht, sondern für zwölf? Es würde mich nicht überraschen.

Jolie geht um 8.22 Uhr zur Krankenstation. Sie hat vorher heisses Wasser im Thermoskrug bereit gestellt. Es hat aber kein Brot, weil die Boulangers nochmals frei genommen haben. Moise fragt wegen der Herstellung von Mycel von Pilzen für die Zucht. Ich entscheide, am Abend eine Session zu machen für Fanuelle, Christian

und Moise. Augustin wird sicher auch teilnehmen. Augustin erscheint erst nach 9 Uhr morgens mit Schaum von der Rasur hinter den Ohren. Er entschuldigt sich, dass er spät sei. Wir sind schon bereit, um die Elektrizität in dem kleinen Haus in Kinsumbu, wo die Arbeiter die Raupen füttern, einzurichten. Christian bringt gleichzeitig eine Wagenladung neuer Baumsetzlinge zu dem Waldstück in Kijala, wo ein Waldbrand einige Bäume zerstört hat. Wieder so ein Unfall der direkt mit der Unsitte des Abbrennens der Savanne zu tun hat.

Madilu steuert den Mercedes 508, auf dessen Ladebrücke wieder viele kleine Dorfjungs mitfahren nach Kinsumbu, wo ich zusammen mit Moise zwei Solarpanels eine Batterie, Regulateur und zwei Lampen, eine im Haus und eine zwischen den Raupenställen einrichte, damit man auch in der Nacht beim Füttern der Raupen etwas sieht und die Jungs ihre Handys und das kleine Radiogerät aufladen können. Es beginnt zu regnen. Wir werden genau fertig mit der Installation, als der Regen zunimmt. Der Mercedes verbraucht für die kurze Strecke rund zehn Liter Diesel. Das ist viel, aber man fährt nur im ersten und zweiten Gang durch die offene Savanne auf einem schmalen Fussweg. Die Gräser sind über zwei Meter hoch in einem Trassee, das man bloss erahnen kann. Es ist gefährlich, weil Löcher unsichtbar sind. Aber Madilu und Moise kennen die Strecke und jedes gefährliche Schlammloch, das es zu vermeiden gilt, ganz genau.

Um 12. 30 sind wir in Kilueka. Ich lege mich hin es beginnt stärker zu regnen. Als ich aufwache um 14 Uhr ist das Dorf menschenleer und es plätschert und tropft von den Bäumen ringsum. Augustin kommt gegen 15.30 Uhr und klagt schon wieder über die Boulangers, die ihm das Leben schwer machen, weil sie sich benehmen, als seien sie die Könige hier. Drei dieser 10-er Equippe habe er heute gefeuert sagt Augustin. Es gehe einfach nicht, dass sie sich aufführen, als seien sie die Chefs dieser Bäckerei und als gehöre alles, was man ein-

nimmt ihnen. Ich verstehe seinen Ärger. Es ist eine Frechheit und Undankbarkeit sondergleichen. Vor allem deshalb weil es sonst nirgends einen Job gibt, der so gut bezahlt ist. Aber manchen steigt es sofort in den Kopf, wenn sie einmal Glück haben und bezahlte Arbeit finden. Sie meinen dann, sie seien zu Höherem auserwählt und hätten es nicht nötig, sich an Abmachungen und Pflichten der Anstellung zu halten. Deshalb gab es heute kein Brot und kein Frühstück. Ich habe um 15 Uhr selber ein Brot gebacken, eine Scheibe davon gegessen, eine Kilo Mangusteens verschlungen und als Augustin hungrig zu mir kam, haben wir zusammen eine frische Ananas verköstigt.

Augustin erzählt, er müsse kurz nach Lemfu zu einer Besprechung wegen eines weiteren Todesfalls in Mbanza Ngungu. Eine unverheiratete Frau, eine Krankenschwester, sei am 26. Dezember verstorben. Ihre Familie kümmere sich aber nicht um ihre sterblichen Überreste, das heisst, genauer: die Familie mütterlicherseits, die eigentlich verantwortlich wäre für ihre Beerdigung. Nun aber dränge die Zeit, weil die Leiche rasch verwese. Die Verwandten des Clans ihres Vater, werden an der Sitzung darauf drängen, dass die Beerdigung rasch zu erfolgen habe. Man werde die Leiche nach Lemfu überführen und sie da beerdigen. Augustin stöhnt: Afrikanische Familie! So ist das. Es gibt keine staatlichen Bestatter. Das ist alles Privatsache der Familien.

Dienstag, 4. Januar 2022.

Dicke Wolkendecke wie gestern, nass, aber angenehm um 18-20 Grad. Die Luft ist sauber und erfrischend, verglichen mit dem Staub und Rauch der grossen Trockenzeit, wenn die Savanne brennt. Ich mache einen Besuch in der Boulangerie, die auf Hochtouren läuft. Man hat aber das ursprünglich geplante System noch immer nicht

richtig umgesetzt und hat wieder improvisiert auf die schlechte Art. Das Ladenfenster für die Ausgabe der Brote öffnet nach Innen und versperrt die Hälfte des Raumes, während aussen genügend Platz zur Verfügung steht. Das muss geändert werden. Das Gestell mit den Gestellwagen, auf denen die Bleche mit den gebackenen Broten gestapelt werden ist, noch viel übler. Die Wagen wurden für Backbleche gebaut, die kleiner waren. Weil man aus unerfindlichen Gründen jetzt etwas breitere Backbleche benutzt, passen nun statt 18 Bleche nur neun auf einen Wagen. Und statt die Gestellwagen, die hier Chariots heissen, um 20 cm zu verbreitern, bastelt man hirnlos herum. Statt wie geplant die Brote auf den Chariots abzukühlen, nimmt man sie vom Gestell und legt sie am Boden auf eine dreckige Matte, wo sie übereinander gestapelt viel länger benötigen, um abzukühlen und dabei erst noch feucht werden. Das muss geändert werden.

Ich bin erzürnt und es tut mir ein bisschen leid für Augustin. Aber wenn man davon redet die Produktion erhöhen zu wollen, dann muss man eben auch das System so realisieren, wie wir es geplant hatten. Dann können wir hier ohne weiteres ein Viertel mehr Brote backen. Das dritte Problem ist, dass man die Ofentüre wieder entfernt hat und dieser 50 x 60 Zentimeter grosse Eingang den ganzen Tag völlig offen bleibt und dadurch ein so starker Zug herrscht dass locker drei Viertel der Energie direkt durch das Kamin verschwinden, ohne irgendeinen Nutzen. Ich sage Augustin, dass er mindestens die Hälfte der Holzkosten sparen könnte, wenn er das Holz trocken lagert und wieder eine Türe einbaut, mit der man den Luftzug regulieren kann. "Sonst kannst du", sage ich ihm, "eben so gut deine Banknoten, die du durch den Verkauf gewonnen hast, im Ofen verfeuern."

Jolie hat Augustin den Floh ins Ohr gesetzt, die Boulangerie zu vergrössern, sodass vier zusätzliche Personen darin Brote portionieren und formen können. Ich habe ihm geraten zuerst die Abläufe so

zu machen, wie sie geplant sind. Das schafft mehr Platz. Ausserdem wird vielleicht die Begeisterung der Kunden wieder etwas zurück gehen, oder man kann immer noch an Erweiterungen denken, wenn die Nachfrage anhält.

In einer Schicht arbeiten derzeit sieben Personen in der Bäckerei. Ein Fourier, der die Brote in den Ofen schiebt, heraus nimmt und ab und zu Wasser in den Ofen schleudert, um die Feuchtigkeit hoch zu halten, vier Former, ein Knetter und der Assistent des Fouriers, der die Brote auf die Gestelle verteilt. Draussen vor der Türe der Bäckerei sitzt Madilu und isst ein Brot. Ein Junge zählt Brote in zwei grossen Holzkisten, die bald mit dem Keweseki-Dreiradlastwagen ausgeliefert werden. Es freut mich sehr, dass das funktioniert und man Erfolg hat. Aber auch hier ist es wichtig, dass man versucht bei der guten Planung zu bleiben und nicht immer zurück zu fallen in sinnlose Improvisiererei. Dabei übersieht man nämlich, dass überall Geld zum Fenster raus geschmissen und Raum für nichts verschleudert wird. Mich erstaunt immer wieder, dass Mitarbeiter diese Probleme nicht sehen. Betriebsblindheit. Es ist als wolle man die gemeinsam erarbeiteten Ideen nicht respektieren, weil man glaubt es besser machen zu können und dabei alles nur verschlimmert. Das überzeugendste Beispiel ist der Ausgaberaum mit dem Ladenfenster, das nach innen öffnet und alles versperrt, wo die Brote auf Matten am Boden umgeschichtet werden. Da war genau umgekehrt geplant. Irgend jemand muss diese "Verbesserung" entgegen dem Plan durchgesetzt haben. Wer war das? Nie werden wir es erfahren. Ansonsten ist die Bäckerei nach Plänen gebaut und ist mit Sicherheit die modernste im Umkreis von hundert Kilometern. Für die Wartenden gibt es Toiletten und einen grossen überdachten Wartebereich.

Gestern haben die Schwestern des Konvents Notre Dame de Namur in Lemfu erstmals eine Grossbestellung aufgegeben; 250 Bro-

te pro Tag. Sie haben Mädchen nach Kilueka geschickt, um die Brote ab zu holen, Doch als es eindunkelte, waren die Mädchen noch nicht zurück im Konvent und die Schwestern machten sich Sorgen und haben angerufen. Das Problem war eine Verzögerung der Produktion. Im Moment sind es knapp 6000 Brote die täglich erschufet werden. Eine Riesenmenge. Ich habe gefragt woher denn plötzlich diese Nachfrage käme, ob denn nun alle anderen Bäckerein geschlossen seien und aufgegeben hätten. Man vermutet aber, dass es vor allem mit den Frauen zu tun hat, die die Brote verkaufen und damit viel verdienen; 20 Prozent am Verkaufspreis. Deshalb gäbe es einen richtigen Andrang von Frauen, die von weit her kämen, weil sie sich an diesem Einkommen beteiligen wollen, indem sie in ihrer Umgebung Brote verteilen, zu Fuss, mit dem Korb auf dem Kopf. Ein perfektes Netzwerk, das auch für Informationen und anderer Produkte verwendet werden kann. Man redet schon darüber die Zahl der Frauen, die die Brote verteilen, zu reduzieren. Vor allem weil man die bereits aktiven Frauen nicht vertäuben will, wenn es plötzlich zu wenig Brote hat zum Verteilen. Augustin und Jolie meinen man könnte die Produktion sogar verdoppeln und würde sie losschlagen können.

Am Nachmittag inokulieren wir Stroh der Pennisetumgräser, das während fünf Tagen in Wasser eingelegt war, mit der Pilzbrut, die ich aus der Schweiz mitgebracht habe. Es stinkt im Plastikfass typisch nach der Milchsäuregärung und es bilden sich auf der Wasseroberfläche kleine Schaumbläschen. Augustin und ich tauchen mit unseren Arme in die Jauche ein und nehmen den Stroh raus, um ihn im Freien zum Antrocknen auf eine Blache zu legen. Es regnet leicht. Das ist nicht ideal, weil das Substrat zu nass bleibt und es dann, wenn die Gärung weitergeht, die Entwicklung unseres Pilzes hemmen kann. Dennoch mischen wir die fein zerriebene Pilzbrut in die Strohmasse. Fanuelle und Chance packen das Substrat in zehn weisse Plastiksäcke

und hängen sie im nahegelegenen Wohnhaus der Arbeiter von Songzila an einem Balken auf. Ich schneide unten in die Säcke kleine Löcher, damit überschüssiges Wasser abfließen kann und etwas Luft dazu kommt, damit das Mycel nicht erstickt. Nach dem Abendessen mache ich wie versprochen eine Präsentation mit Bildern auf meinem Computer und erzähle vom Leben der Pilze und wie wir sie in der Schweiz auf Holzstämmen züchten. Dazu erzähle ich vom Lebenszyklus der Ständerpilze. Fanuelle, Chance, Henry, Christian, Jolie und Augustin lauschen aufmerksam. Um 21.30 beenden wir den Weiterbildungabend.

Für alle hier ist klar, dass Pilzzucht ein wichtiges Thema ist. Nur ein einziger Professor an der UNI Kinshasa befasst sich mit dem Thema, und er will, wie Fanuelle sagt, nicht verraten, wie man das Mycel auf den Körnern herstellt. Er will das Geheimnis für sich behalten, wahrscheinlich weil er meint damit reich werden zu können, oder ein höheres Stadium der Erleuchtung und des Respektes erreichen zu können, indem er Wissen nicht weitergibt. Solche Idioten werden dann Professoren! Ich würde den augenblicklich auf die Strasse prügeln. Wissenschaft heisst doch, sein Wissen mit anderen zu teilen. Augustin Konda kennt diesen 'Professor' ebenfalls. Es sind genau diese Typen, wegen denen Augustin entschieden hat, sich nie an einer Uni von einem solchen Vollpfosten anstellen zu lassen, damit er für den Unfähigen die Arbeit erledigt, aber dafür nicht mal in der Publikation als Autor erwähnt wird. Auch in Europa gibt es diese kaputte Akademikerspezies.

Mich erstaunt die grosse Zuversicht, dass Pilzzucht in Kilueka nun schon schon beschlossene Sache ist. Schliesslich muss erst noch der Beweis erbracht werden, dass es funktioniert auf dem Stroh des Elefantengrases und dann muss man auch noch Geld finden, um ein kleines Labor mit den notwendigsten Einrichtungen zu erstellen.

Mittwoch, 5. Januar 2022.

Draussen auf der Wiese hat Nsimba viele grüne Plastikbecken für die Brotfrauen beschriftet. Er hat gute Arbeit geleistet. Aber nun sind sechs Spraydosen leer und keine weiteren verfügbar. Als ich rausgehe und frage wieviele Becken er fertig gestellt habe sagt Nsima: Fünf- unddreissig. Ich sehe aber, dass er die Hälfte der Becken nicht so gemacht hat, wie ich es ihm vorgemacht habe indem man Rot etwas verschoben über Schwarz sprayt, sodass die Buchstaben dreidimensional erscheinen. Er hat es so gemacht wie Jolie es ihm befahl: Auf einer Seite 'Dimpa dieto' schwarz gesprayt und auf der anderen Seite 'Songa Nzila' in Rot.

Ich versuche meine Enttäuschung zu verbergen. Es ist wieder einmal typisch, dass man Pläne nicht respektiert, sondern einfach irgend etwas anderes macht, weil jemand drein geredet hat. Ich werde das jedenfalls erwähnen gegenüber Augustin. Ich weiss, dass es tädlerlig klingt. Aber ich werde ihm sagen, dass ich das nächste Mal, wenn man mich fragt eine Beschriftung zu entwerfen, und ich auch die Schablonen mache und die Farben einkaufe und das Design festlege, und man dann ohne mich zu fragen, entscheidet, es anders zu machen, dass ich dann nicht mehr mitarbeiten werde, sondern dass man solche Sachen dann besser gleich von Anfang an selber planen und machen kann. Das ist pingelig und kleinlich. Ja. Aber vielleicht hilft es ein bisschen aufzuzeigen, wo viele der Probleme hier liegen. Nämlich, dass man gemeinsam gefasste Pläne nicht respektiert, sondern alles aus spontanen Eingebungen heraus, oder aus Überheblichkeit, oder Not oder was weiss ich; jedenfalls vieles kaputt verbessert. Keinesfalls will ich damit sagen, dass dies nur hier passiert. Überall passiert das. Jeder will nur drein reden, aber nichts selber machen. Das ist eins der Grundübel unserer Zeit.

Meine Jeanshose hat nach zwei Wochen Arbeit ein Loch. Ich muss fragen, wer mir die Hose reparieren kann, denn ich habe nur dieses eine Paar dabei. Ich reise praktisch ohne Kleider im Gepäck, damit ich all die anderen Dinge mitnehmen kann, die es hier nicht gibt. Ausserdem kann man nicht mehr als ein paar Hose auf's Mal tragen. Weshalb also soll man zwei mitnehmen? Aber das langärmlige Hemd; daran denke ich jeden Abend, wenn die Moskitos kommen. Sie sind hier so blitzschnell. Sie kurven nicht lange herum. Sondern schiessen wie Pfeile auf den Arm los, wo sie sich hinsetzen und sofort abdrücken, vor allem in der Region oberhalb des Ellbogens. Das dauert ein paar Sekunden, dann sind sie weg. Wenn man sie aufscheucht, suchen sie Deckung unter dem Tisch, von wo sie erneut hervorkommen, sobald sie sich sicher fühlen, vor allem dann, wenn ich in Ruhe an meinem Tisch sitze und schreibe wie jetzt. Es ist, als wüssten sie, dass ich abgelenkt bin, in Gedanken versunken, ganz befangen und wehrlos wegen meiner Konzentration auf die Schreiarbeit. Sie nützen diese Schwäche und Unachtsamkeit gnadenlos aus. Ich sehe jeweils erstaunt die Schwellungen auf der Haut, die ihre Stiche hervorrufen und frage mich: Wie haben die Moskitos das gemacht? Ich habe doch gar keine gesehen. Schreiben in Afrika am Abend ist jedenfalls gefährlich.

Mücken sind eine Form von Zensur. Wenn man beim Schreiben immer an Moskitos denkt und an die Malaria, also aus Angst um den Körper sich nicht den eigenen Gedanken widmen kann, ist man nicht frei im Geist. Deshalb ist die Methode andere zu stören bei ihren Verrichtungen, heute vor allem durch ständige Kontrolle und Berieselung mit Informationen, eine schwere Form von hybrider Manipulation, die gerne als Solidarität und soziale Rücksichtnahme kaschiert wird. Man sollte auf Bleistifte aufdrucken: Schreiben in Afrika gefährdet ihre Gesundheit.

Ich würde gerne die zahlreichen Geckos bitte, etwas näher zu kommen. Jetzt gerade haben sie sich noch hinter den Fensterläden versteckt, zwischen den Koffern, in dunkeln Ritzen der Gestelle, unter den am Boden liegenden Kartonkisten. Von mir aus könnten sie auch auf mir herumturnen, wenn sie wenigstens die Angriffe der Mücken abwehren würden. Aber diese lichtscheuen und flinken Reptilien, die überall an den Wänden und Decken kleben, haben Angst vor mir. Und ich glaube nicht, dass man sie dressieren und abrichten kann wie Pferde, oder Hunde. Obschon sie , grosszügig betrachtet, eigentlich schon domestiziert sind. Sie leben ja mit mir unter einem Dach.

Gestern hatte ich in ein T-Shirt gegriffen, um es anzuziehen. Ich spürte plötzlich, dass sich etwas bewegt in meiner Hand; zweifellos ein Insekt, etwas Stacheliges. Es war eine sechs Zentimeter lange Fauchschabe, die sich da versteckt hatte. Sowas kommt hier öfters vor, weshalb man gut daran tut, Schuhe auszuschütteln, bevor man sie anzieht. Man weiss nie, welches Geschöpf sich da an einer illegalen Schuhbesetzung beteiligt. Auch Schlangen gibt es allerlei Arten. Im Gestell mit meinen wenigen Kleidern und Wertsachen, ist seit drei Tagen eine grosse, orange Töpferwespe mit schwarzen Flügeln, damit beschäftigt, ihre tönernen Amphoren zu bauen. Unterdessen sind es schon drei nebeneinander, wobei zwei davon bereits verschlossen sind. In ihnen ernähren sich die Larven der Wespe von gelähmten Spinnen. Das sage ich nur für Leute, die denken ich sei hier alleine und einsam. Den ganzen Tag flatterten heute hunderte von N'sani Schmetterlingen um's Haus. *Cymothoe caenis* ist einer der wenigen Tagfalter, deren Raupen hier gegessen werden und die dem eingeführten indischen Seidenspinner *Samia ricini* den lokalen Namen ausgeliehen hat: *Nsani gata*, wohl weil man fand dass *Samia* unaussprechlich ist für Kinkongozungen und es aber nahe bei Nsani liege. Nun ist es 18.30 Uhr, schon dunkel und ich sehe die ersten Fledermäuse, die vor dem Fenster jagen. Hoffentlich viele Mücken. Danke.

Am Abend erzählt Augustin, dass er heute gerade drei schlechte Nachrichten erhalten habe. Drei Todesfälle. Eine Verstorbene sei eine Frau, die früher in seiner Familie in Kinshasa als Kindermädchen ausgeholfen habe. Sie sei 50 Jahre alt gewesen. Eine mittellose, arme Frau. Man hätte nicht einmal Geld, um ihre Leiche einzubalsamieren. Dann ist ein Cousin von Augustin gestorben, etwa in seinem Alter, also kurz vor 70. Ein Nachbar der auf der gegenüberliegenden Strassenseite des Hauses von Kondas Familie in Kinshasas Bumbuquartier gelebt hat, sei jetzt auch tot. Er war schon lange krank, stark abgemagert. Seine Haut war gelb geworden. Ein depremierender Tag, klagt Augustin. Es werde wohl noch viele Tote geben.

Selbst Erfolg macht Probleme. Die Bäckerei läuft wie verrückt, die Nachfrage wird immer grösser und einige Frauen, die die Brote verteilen, sind unzufrieden, weil sie nicht die Menge an Broten erhalten, die sie verteilen könnten. Jolie ist an vorderster Front mit diesen Brotverkäuferinnen beschäftigt, führt Buch, versucht eine gerechte Zuteilung zu machen. Das wird aber zunehmend schwierig. Man könnte doppelt so viele Brote verkaufen. Augustin hat heute ein Foto gemacht vom ersten Mann der mit einem Plastikbassin auf dem Kopf Brote verteilt entlang der RN16. Da hat sich etwas geändert, sagt Augustin. Sowa hat man früher nie gesehen, dass ein Mann auf dem Kopf ein Bassin trägt. Das waren immer nur die Frauen. Er hat dieses Foto an C. geschickt, die Geschäftsführerin des Hilfswerk in Norddeutschland. Diese hat aber nur mit der schulmeisterlichen Mahnung reagiert, Augustin solle bei der Brotverteilung darauf achten Frauen zu bevorzugen. C. habe gar nicht verstanden, was er hätte sagen wollen mit dem Bild, beklagt sich Augustin. Dass sich nämlich das starre Rollenbild zwischen Frauen und Männern aufweiche. Das wolle er nicht werten. Aber es sei Zeichen eines Wandels in der Gesellschaft. Er hätte ja schon bemerkt, dass viele der

über fünfzig Frauen, die Brote verkaufen, nun zu bedeutenderen Ernährerinnen der Familien geworden sind, als ihre Männer. Eine der Frauen kann sich sogar leisten Äcker zu pachten, auf denen sie gegen Bezahlung von Tagelöhnern Maniok und Gemüse anbauen lässt. Das sei neu.

Donnerstag, 6. Januar 2022.

Der Todestag meines Vaters. In Europa ist es der Dreikönigstag, fällt mir grad ein. Da bäckt man einen süßen Kuchen mit vielen zusammen geklebten Einzelbrötchen. In einem davon steckt die Plastikfigur eines Königs. Derjenige, der ihn findet, ist dann an diesem Tag der König und darf sich eine goldbedruckte Kartonkrone aufsetzen und etwas wünschen.

Augustin kommt um 8 Uhr. Jolie ist schon wieder in Lemfu bei der Brotverteilung. Nsimba bringt zwei Brote. Wir essen etwas und reden. Henry kommt vorbei und berichtet von Holzfällern, die unterwegs sind, um Brennmaterial für den Ofen der Bäckerei zu beschaffen. Wir rechnen aus, dass der limitierende Faktor der Ofen ist, mit einer Kapazität von maximal 10'000 Broten, im 24 Stunden Dauerbetrieb. Der Ansturm von Frauen, die Brote verteilen möchten, nimmt weiter zu und wir sind uns einig, dass man nun keine weiteren Verteilerinnen mehr aufnimmt, bis die Produktion erhöht werden kann. Ausserdem will man die bestehenden und treuesten Verteilerinnen zu schützen, das sind heute schon neunzig Frauen. Einige von ihnen verteilen täglich 250 Brote, ein Mann transportiert jeden zweiten Tag 1500 Brote auf die andere Seite des Inkisi-Flusses. Die Nachfrage scheint nicht abzubrechen. Man denkt bereits darüber nach einen zweiten Ofen, eine zweite Bäckerei zu bauen. Henry selber ist müde, weil er fast rund um die Uhr die Bäckerei betreut, eine Heidenarbeit.

7. Januar 2022, Freitag

Heute konnte ich mich nicht wecken lassen, denn ich vermisse seit gestern Nachmittag mein Telefon. Ich habe überall gesucht. Nichts. Anrufen kann ich darauf nicht, weil es hier kein Netz hat für meine SIM-Karte. Ich habe mein antikiertes Muscheltelefon wohl auf dem Tisch, draussen auf der Veranda, liegen gelassen, aber ich bin nicht sicher. Das ist nichts Grossartiges, aber es fehlt einfach ein Wecker. Und es hatte einige Telefonnummern drauf gespeichert. Mehr nicht. Ich erinnere mich dass ich gestern Nachmittag drinnen gearbeitet hatte, als Chance mit einer kleinen Gruppe junger Menschen vorbei kam, die einen Besuch machten. Aber ich will niemanden verdächtigen. Wer klaut schon ein solches vorsintflutliches Gerät? Jeder hier hat ein hundert Mal moderneres China-Handy.

Das Schlimmste an solchen Situationen, in denen Dingen vermisst werden, ist nicht der Verlust an sich, sondern wirklich gravierend ist der Verdacht, dass etwas gestohlen wurde. Wieviele Male habe ich gemeint, es sei etwas gestohlen worden? Wie oft habe ich in Gedanken diesen und jenen verdächtigt, nur um später zu finden, dass ich das Ding selber verlegt hatte und es später wieder auftauchte aus meinem Chaos, meiner Unordnung und Vergesslichkeit? Wer entschuldigt sich dann für den Schaden, den der Verdacht angerichtet hat? Wie kann man diese toxischen Gedanken jeh wieder gut machen?

Es ist bedeckt, ohne Sonne, trocken. Ich informiere Chance und Fanuelle wegen dem Telefon. Sie sagen, dass bei der Veranda Fremde vorbeigehen, die vielleicht Dinge mitlaufen lassen, die auf dem Tisch liegen. Ich solle meine Sachen besser immer innen im Haus aufbewahren und abschliessen. Auch Augustin und Jolie sagen dasselbe.

Augustin will mit mir die Bäckerei besuchen, um da alles auszumessen, was wir in Kisantu in der Schlosserei herstellen müssen: Tablare für das Séchoir, die Türe für den Ofen. Als wir in Diskussion sind wegen dem Ofen, berichtet Henry, dass ein Träger im Ofen geschmolzen sei. Da drinnen sind Motorblöcke von Lastwagen verbaut als Hitzeschilde. Sie sind teils geschmolzen und die Ofenkästen, die auf ihnen lasten, sind eingebrochen und erhalten nicht mehr alle Hitze. Für mich ist ganz klar, dass es damit zu tun hat, dass man zu viel heizt, weil keine Türe vor dem Ofenloch ist, also immer maximaler Zug herrscht. Ich sage: „Leute, das ist keine Erzschmelze hier, sondern ein Backofen. Ihr müsst die Hitze reduzieren, sonst zerstört ihr den ganzen Ofen.“ Aber diese Erkenntnis sickert nur langsam ein und es braucht nochmals einen heftigen Anstoss meinerseits, dass man sich durchringen kann anzunehmen, dass Baba Daniel vielleicht recht haben könnte.

Es taucht plötzlich der Horror am Horizont auf, dass man den Ofen kaputt geheizt hat und vor dem Problem stehen könnte, dass täglich 6000 Brote verkauft werden könnten, aber man sie nicht mehr backen kann. Also rückt bei Augustin die Einsicht näher, dass es nötig sei einen zweiten Ofen zu bauen. Glücklicherweise hat es auf einer Seite der Bäckerei noch etwa fünf Meter Platz, um einen Anbau mit einem zweiten Ofen zu bauen. Wir vermessen alles und Augustin willigt ein, dass ich dazu Pläne zeichne. Endlich ist er einverstanden, die Gestellwagen für die Brote anzupassen, so dass zwei Backbleche nebeneinander auf einem Tablar Platz finden. Dann braucht man für eine Ofenfüllung nur noch einen einzigen Wagen statt zwei und hat viel mehr Platz in der Bäckerei. Ausserdem zeige ich Augustin nochmals wie man die Öffnung des Verkaufsraumes ganz einfach umdrehen kann, indem der Laden nach aussen öffnet, statt nach innen, wo er den ganzen Raum verstellt, der sowieso praktisch ungenutzt ist,

oder als Poubelle dient. Dann kann man hier nachher locker sechs Gestellwagen mit Broten zum Abkühlen deponieren. Man gewinnt einen neuen zusätzlichen Raum. Fast zehn Quadratmeter. Ich schreibe das hier nicht, um die werte Leserschaft mit Wiederholungen zu nerven, sondern um die ermüdende und langweilige Wichtigkeit von Redundanz vorzuführen. Man müsste es wie den Refrain eines schönen Liedes sehen können. Mir kommt aber das Musikalische und Erhebende dabei oft abhanden.

Als ich von der Bäckerein zurückkomme in mein Zimmer und das Vorhängeschloss öffne, sehe ich sofort, dass jemand versucht hatte am Stromkabel, das durch das vergitterte Fenster zu meinem Computer führt, zu ziehen. Alle Geräte, die am Kabel hingen, wollte jemand zu sich fischen. Der Bildschirm ist umgekippt, weil der Dieb ihn am Netzkabel an den Tischrand gezogen hatte, sodass er beinahe zu Boden fiel. Der Ventilator liegt am Boden und ist kaputt. Auch die beiden Powerbanks liegen am Boden, der Stromadapter des NUC ebenfalls. Beim Aufräumen merke ich: Ein Kabel wurde geklaut, ein Ladekabel mit einem USB-C Ladestecker. Jolie, Fanuelle und Augustin haben also doch recht. Da ist ein Gauner in der Nähe, der genau beobachtet, was ich mache, und ob jemand zu Hause ist. Weil das unverglaste Fenster mit Einstiegssicherungen versehen ist, hat der Dieb glücklicherweise nicht mehr geklaut und nicht noch mehr Schaden angerichtet.

Ich rege mich auf. Da lauert also jemand irgendwo zwischen den Manioksträuchern, Ananasstauden, im Gebüsch oder im Dorf und sieht, wann Baba Daniel unterwegs und nicht zuhause ist. Und dass es dann eine günstige Gelegenheit gibt, um da etwas zu klauen. Ich werde jedenfalls von jetzt an etwas vorsichtiger sein. Es gilt die Unschuldsvermutung. Aber sie ist etwas leck geschlagen.

Als ich meinen Mittagsschlaf machen will, sehe ich, dass ein Junge des Dorfes sich neben meinem Hauseingang auf einem Mäuerchen sitzend an die Hauswand drückt, in der Meinung wohl, dass ich ihn so nicht sehen kann. Ich sehe ihn aber trotzdem, weil er vor sich in den Händen ein Stück Karton zerreisst. Ich trete vor ihn, schaue ihn an. Er mich auch. Er lächelt verlegen, bleibt sitzen. Als ich ins Haus und zum Fenster hin gehe, um kurz raus zu schauen, sehe ich, dass gerade ein zweiter Bursche um das Haus schleicht. Es ist ebenfalls einer der Nachbarsbuben, vielleicht fünf, sechs Jahre alt. Als ich ihn sehe, fühlt er sich ertappt und haut ab. Ich gehe nach draussen und rufe: „Viens ici!“ Aber beide geben Fersengeld und sind weg. Es gilt die Unschuldsumutung. Aber sie ist krank geworden und hüstelt.

Augustin sagt, er werde nach Kinshasa fahren müssen um Angelegenheiten zu regeln, und um nachzusehen, ob endlich Geld angekommen sei. Er werde erst im Verlauf der nächsten Woche wieder nach Kilueka zurück kehren. Blaise, unser Chauffeur, sollte heute ankommen und er müsse etwas am Mercedes 508 reparieren und wir könnten dann nach dem Weekend, das morgen Samstag beginnt, am Montag also, nach Kisantu in die Schlosserei fahren um die Gestellwagen anzupassen, Tablare zu schweissen und die Ofentüre so abzuändern, dass man sie danach einbauen kann. Ich kann da auch meine Hose flicken lassen, denn grad neben der Schlosserei gibt es eine kleine Nähstube, wo wir die schwimmenden Gehege für die Tilapien nähen liessen. Ausserdem kann ich dann vielleicht meine Emails checken. Das werden hunderte sein, denn ich war mehr als zwei Wochen offline. Was in Europa abgeht mit Corona, interessiert mich ehrlich gesagt überhaupt nicht. Hier, am Ende der Welt, hat man vor diesen Idioten Ruhe und kann sich seiner Arbeit widmen, ohne dabei von mafïösen Hygiene-Kontrolletis, korrupten Politikern, vor allem Linken und Grünen, bestochenen oder einfach verblödeten Apparat-

schicks und Beamten, Pharmalobbisten und ihren geschmierten Propagandamedien gestört zu werden. Mücken hat es hier schon genug.

Augustin hat eine Liste der Insekten zusammen gestellt, die wir im Labor gezüchtet haben. Da sind viele dabei, die mit Kikongo-Namen aufgeführt sind. Es sind 39 Arten. Es fehlen noch die 'Makuakus' der Seidenspinner *Gonometa* und *Grellada*. Während wir miteinander reden über die Struktur des Buches, kommen zwei Jungs an die Türe und möchten mit Augustin sprechen. Sie bringen einen Dreiliter Kanister, der ursprünglich für Sonnenblumenöl gebraucht wurde und einen Plastiksack mit etwas darin, was ich nicht sehen kann. Sie stellen die beiden Dinge auf den Tisch. Als wir unser Gespräch beendet haben, sagt Augustin: „Nun werde ich Dir erzählen, was wir hier in Afrika machen und wie wir es machen.“ Er nimmt den Plastikkanister in die Hand, der mit einer durchsichtigen klaren Flüssigkeit gefüllt ist: „Wir haben doch von dem Wasserfall gesprochen im Tal bei Mvumbi masa. Kannst Du Dich erinnern? Da wo auch der Savannenbrand gelegt wurde, der einen Teil unserer Aufforstung zerstört hat?“

„Ja, ich erinnere mich. Wir haben mit Christian darüber gesprochen, ob an dieser Stelle des Wasserfalls ein kleines Wasserrad mit einem Generator betrieben werden könnte.“

„Genau“, sagt Augustin: „Das Wasser in diesem Kanister stammt von diesem Wasserfall. Und nun werde ich Dir erzählen, warum die Jungs mir diese Dinge gebracht haben. Du weißt doch dass ich Seminare mache für traditionelle afrikanische Naturheilkunde?“

„Klar. Du hattest doch gerade zwei Seminare letztes Jahr.“

„Exactement. An diesen Seminaren frage ich jeweils die Teilnehmenden, ob sie selber von ihren eigenen Erfahrung und ihrem eigenen Wissenschatz etwas weitergeben könnten. Und da hat sich

ein Mann gemeldet und Zeugnis abgelegt von folgender Geschichte: Er hätte ein Kind gehabt, das an einer seltsame Krankheit litt, die hier in Afrika gar nicht so selten ist. Betroffene Kinder können nicht sprechen, weil sie die Worte nicht aus sich heraus bringen. Es ist wie ein Stottern, das nicht aufhört. Sie möchten sich mitteilen, aber die Worte verklemmen sich, kommen nicht aus ihnen heraus. Diese Kinder sind dann ein bisschen wie Taubstumme, die viel mit den Händen kommunizieren. Der Seminarteilnehmer hatte ein eigenes Kind mit solchen Symptomen. Er erzählte dann, dass er von einem Guerinseur gelernt habe, dass man ein Medikament machen könne gegen dieses Stottern. Es bestehe aus zwei Dingen: Dem Wasser von einem Wasserfall und den Blättern einer Liane aus dem Urwald, eine Pflanze die mit Namen bekannt ist. Der Mann sagte am Seminar er hätte mit diesem Getränk sein Kind geheilt und auch viele weitere mit denselben Symptomen.“

Hier hielt Augustin ein und schaute mich prüfend an: „Glaubst Du das?“

„Ich halte dies für möglich und es gefällt mir ausserdem eine solche Geschichte zu hören und ich weiss, dass Wissenschaft nur ein kleiner Teil von dem zu fassen vermag, was Geist und Welt und Realität ist. Ausserdem sind Dinge, die funktionieren, nicht von meinem Glauben abhängig. Sie funktionieren aus sich heraus.“

Augustin nickt. Ich fahre fort: „Ich habe überhaupt keine Mühe zu akzeptieren, dass Dinge auch funktionieren, die ich mir auf keine Art und Weise erklären kann. Die Welt funktioniert nicht wegen den Erklärungen, wie sie funktioniert. Du kennst meine Meinung dazu. Auch über Fetischeure lache ich nicht. Ich kann mir gut vorstellen, dass solche Dinge funktionieren. Dass ein Nioka-Fetisch an meinem Fenster vielleicht dazu führt, dass der Dieb mein Telephon zurückbringt und das Ladekabel.“

„Ich bin sicher, dass er es bringen wird.“, bestätigt Augustin mit Nachdruck und ernster Mine.

„Ich freue mich darüber, dass Du, Augustin, als wissenschaftlich denkender Mensch, als Hommes des lettres, auch über den Gartenzaun der Modelle von Wissenschaft und Sprache hinaus sehen kannst und die ganz anderen, umfassenderen Dimensionen des Lebendigen wertschätzt. Wieviel Menschen kenne ich, die in ihren kleinen Modellen rechthaberisch befangen sind, ob das nun Wissenschaft, Medizin, Religion oder selbstfabrizierte Vorstellungsgebäude von Dingen oder Menschen betrifft.“

„Gut“, sagt Augustin, „dann hör zu, was ich nun machen werde. Du weisst doch, dass unsere Nachbarn, in dem Haus gerade neben dem Songanzila Gebäude ein Kind haben, das genau solche Probleme hat Worte zu äussern?“

„Ja, klar erinnere ich mich an den dünnen, langen Knaben, der nur laute wie "Uu, Eeh, Oo" herausbringt und dabei wild gestikuliert, wenn er sich mitteilen will, aber nichts rausbringt in Worten.“

„Das ist das Kind meines kleinen Bruders und seiner Familie, die Du ja nun fast alle kennst. Als ich am Seminar von diesem Mann hörte, wie er sein Kind geheilt hatte, habe ich mir vorgenommen einen Versuch zu machen. Soweit ist es jetzt. Da, hier in diesem Kanister ist das Wasser des Wasserfalls von Mvumbi Masa und das da, in dem Plastiksack, sind die Blätter der Liane N'sindi. Daraus mache ich nun ein Getränk wie es der Mann gesagt hatte. Man füllt eine Flasche mit den Blättern, dann giesst man Wasser bis oben dazu und davon trinkt der Patient. Das ist alles.“

„Ist diese Krankheit häufig in Afrika? Ich hab nicht gehört dass es Ähnliches in Europa gibt.“

„Du weisst doch, Daniel, dass ich auch dieses Problem habe und

manchmal stottere. Es scheint dass es in der Familie liegt, und wie vererbt, gehäuft auftritt.“

„Ja, stimmt. Bei Dir ist es aber nur eine Störung bei Worten die mit Buchstaben wie Q, K, und G beginnen. Du meinst also das kommt von derselben familiär vererbten Sprachstörung her?“

„Es ist zumindest möglich,“ antwortet Augustin.

„Mir fällt es ja heute gar nicht mehr auf“, sage ich: „weil ich mich so an Dich gewöhnt habe und diese Macke als Teil deiner Persönlichkeit achte. Aber es ist lustig, dass Du als intelligenter und sprachgewandter Mensch beim Reden, wenn Du anstösst an eine solche Stelle, wo es mit Q, K, und G nicht weiter geht, manchmal Halt machst und einfach mit einem anderen Wort weiterfährst.“

Augustin lacht. „Und glaubst du jetzt an das Mittel?“ „Ich bitte Dich, Augustin. Die Dinge dieser Welt sind nicht auf unseren Glauben angewiesen. Du weisst das. Ich weiss das. Die Überheblichkeit und Anmassung zu meinen, dass die Welt funktioniert, weil wir an sie glauben, habe ich mir abgeschminkt. Die Welt ist zum Glück frei von unseren Glaubensbeteuerungen. Und wir auch: Wir sind frei von Zwängen an etwas glauben zu müssen. Vertrauen wird doch einfach darauf, dass Dinge auch dann funktionieren, wenn wir sie nicht verstehen. Aber das hatten wir schon.“

Augustin sucht im Zimmer ein paar leere Plastik-Wasserflaschen zusammen: Ich werde das Wasserfallwasser wohl etwas abkochen, bevor ich es verwende.“, kommentiert er dann, „Ich weiss ja nicht was da in dem Bach alles drin war.“

„Das halte ich für eine gute Idee.“

„Wenn der Nachbarsjunge davon getrunken hat“, erklärt Augustin, „wird jeweils neues Wasser in die Flasche nach geschüttet. Die Blätter bleiben in der Flasche drin. So geht das.“

Augustin findet gerade keine Einliterflaschen. Wir suchen ein paar kleinere zusammen. Da denke ich plötzlich: Ich könnte doch eins der Blätter in etwas Alkohol in die Schweiz mitbringen und Thomas bringen im Kientalerhof. Vielleicht können wir daraus ein homöopathische Mittel machen.

„Hast Du etwas Alkohol, um das Blatt einzulegen?“, frage ich. Aber da kommt mir in den Sinn, dass doch das Wasser zum Medikament auch dazu gehört, also stecke ich ein Blatt der Liane in eine kleine braune Glasflasche, die ich zum Sammeln von Proben mitgebracht hatte und fülle auf mit dem Wasser des Wasserfalls von Mvumbi masa. Auf diese Potenzierung bin ich jetzt schon gespannt.

Ganz vergessen habe ich vor lauter Aufregung Augustin zu fragen, ob er davon auch probieren wird, oder ob er unter seiner Sprachstörung nicht mehr so leidet, dass er sie los werden will.

Ich selber bin ja auch einer der raren Ex - Radio- und Fernsehsprecher, die einen Sprachfehler haben und ich lisble. Beim s bin ich etwas zungenfaul. Man hat mich als Knabe in ein Zungentrainig geschickt zu einer Sprech-Therapeutin, an die ich mich nur schleierhaft erinnern mag. Da musste ich üben die Zunge zu Röllchen und zwischen den Zähnen zu einem Schmetterling zu formen und dabei zu reden. Dabei hat mich mein Sprachfehler gar nicht gestört. Wenigstens hat man dann am Radio und Fernsehen immer gehört, wer gerade moderiert. Das ist doch auch ein Vorteil. Krankheiten, Fehler und Gebrechen kann man auch zu Markenzeichen machen. Ich bin aber vor allem froh, dass ich in dieser komplett verluderten Branche heute nicht mehr arbeiten muss. Was ist das bloss für ein dreckiger Haufen verlogener Marketingfuzzies geworden! Vor allem die oben, die Totengräber des Journalismus.

Jolie kommt vorbei und fragt ob noch andere Sachen als das Telefon gestohlen wurden. Ja, das Ladekabel. „Wir werden den Vole-

ur finden!“, sagt sie hart und laut. „Und ich“, antworte ich ihr, „werde mehr auf Dich hören und alles sorgfältig verschliessen, wenn ich nicht da bin, oder eine Pause mache.“ Augustin hat schon angedeutet einen Fetischeur zu beauftragen, um den Langfinger zu stellen, oder dazu zu bewegen reumütig sein Diebesgut zu retournieren, um sich vom Fluch des Fetischeurs zu befreien.

Jolie hat eine wunderbares Poulet zubereitet, mit einer Sauce aus Erdnusspaste und Basilikum. Einfach traumhaft. Dazu gibt es wieder frisch geerntete Safus. Augustin ist Experte für diese Früchte. Er sagt, dass sie heute besser schmecken. Das habe damit zu tun, dass man Safus gerade nach der Ernte einen Tag liegen lassen müsse, bevor man sie zubereitet. Tatsächlich haben sie dadurch den kleinen, für mich fast unmerklichen Rest an Säure verloren und sind noch weicher und sämiger; wie eine Mousse. Man isst die dünne aber steife Haut der Früchte mit, die Aromen des Holzfeuers enthält. Augustin isst Safus mit der Chillsauce, PiriPiri. Obschon ich PiriPiri auch mag, genieße ich die Früchte ohne irgendwelche Zutaten. Die brauchen nichts zusätzlich. Ich könnte Tonnen davon verschlingen, aber sie sind hier so wertvoll, dass man es nicht übertreibt. Obschon sie jetzt in grossen Mengen vorkommen. Augustin träumt davon, seinen Nachfahren einen Wald mit Safubäumen zu hinterlassen. Ich verstehe warum. Das Pflanzen von Bäumen ist einer der heiligen Grundaufträge für die Bantus von ihrem Nzambi Mpungu, der spirituellen Macht, die in Verbindung steht mit den Vorfahren. Bantu heisst einfach Mensch.

Weil wir zuvor vom Wasserfall von Mvumbi Masa gesprochen haben kommt mir in den Sinn, dass der Fall des verheerenden Steppebrandes noch immer nicht gelöst ist, der einen Teil der Aufforstung unseres Projektes zerstört hat. Augustin sagt, dass er und sein Anwalt gegen den Verdächtigen vor Gericht auf Schadenersatz plä-

diert haben. Nun liege der Fall beim Oberrichter. Dieser erwarte von ihm, Augustin, ein Couvert mit einer 'Motivation', oder eine Kiste mit Getränken oder dergleichen, sonst werde sich da nichts bewegen. Das sei leider so in Afrika. Ausserdem sei es ein Verfahren nach dem 'Loi penal' und das Gericht sehe keinen Anlass, aus eigenem Antrieb viel zu unternehmen. Der Verdächtige, sein Anwalt, und seine Familie seien nie erschienen vor Gericht. Der mutmassliche Brandstifter ist untergetaucht, weil man ihn gegen Kautionsfreigelassen hatte. Augustin wird mit dem Gerichtspräsidenten reden müssen, um dann zu schauen wie die weitere Entwicklung ist. Er erwartet juristisch nicht viel von diesem Prozess, eher eine Signalfunktion durch die Geschichten, die man sich darüber erzählt, welche Konsequenzen es haben kann, wenn man verantwortungslos die Savanne anzündet. Aber selbst in dieser Hinsicht seien die Meinungen in der Bevölkerung geteilt. Wie hoch denn eine Motivation sein müsse, um zu erwirken, dass ein Urteil gefällt werde, frage ich. Augustin meint, dass in dem Couvert wohl etwa 200 Dollars sein müssten, bis man sich bewegt.

Spät, beim Verlassen des Zimmers, nachdem wir noch viel über die Buchplanung gesprochen hatten, sagt Augustin: „Wir werden den Voleur deines Telefons finden.“ Auch Jolie wolle, dass er gefasst werde. „Und wir werden ihn schlagen und 'chicotter'“, fügt er hinzu, was nichts Heilvolles bedeutet. In Kinshasa, wenn man einen Dieb erwischt, griffen die Leute sofort zu Backsteinen und es sei nicht unüblich, dass ein Gauner und Dieb auf offener Strasse totgeschlagen werde. Oft könne die Polizei danach nur noch einen zermalzten Kadaver zusammenkratzen.

Ich habe provisorisch zur Abwehr weiterer Klauversuche einen eigenen kleinen Fetisch hergestellt, den ich mit Klebeband am Fenstergitter festgemacht habe, da, wo man versucht hat, am Kabel

meine Geräte abzufischen. Der Fetisch besteht aus einem Blatt der Antistotter-Schlingpflanze, in welches ich Augenlöcher gerissen habe, die mit jeweils einer Büroklammer dekoriert sind. Dazu unten drei Stripes meiner leuchtorange Postit-Merkzettelchen. Einen Fluch habe ich damit noch nicht verbunden. Ich bin noch am Überlegen ob eine knallende Ohrfeige reicht, eine hochnotpeinliche Ermahnung vor all seinen Kollegen, oder vielleicht verurteile ich ihn zum Tragen einer blauen Operationsmaske während einer Woche, oder einer Corona-Impfung. Das finde ich aber alles ein bisschen zu grausam. Mir reicht schon, wenn er reuig ist und seinen Mist einsieht, den er gemacht hat. Augustin ist wohl weniger gnädig. Bei ihm wird es sicher nicht bei der Maskentragpflicht bleiben.

Samstag, 8. Januar 2022

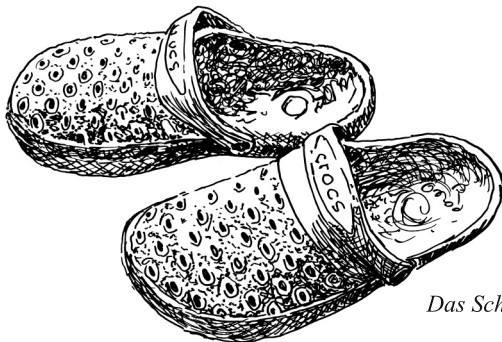
Die ganze Nacht tönt Musik von einem Deuil aus der Nachbarschaft über die Savanne. Die Beerdigungsparty steigt in Kiniangi, bei den Hütten etwas südwärts von Kilueka. Es trommelt zum Sternenhimmel mit einem Beat von 90-100 bpm und um sieben Uhr rumpelt es noch immer. Allerdings mischen sich um 5.45 Uhr Hähne in den Soundtrack ein und ich wache auf, ohne dass Augustins Telefonwecker schrillte. Ich war zu blöd, um herauszufinden, wo man den Ersatzwecker einstellt, den ich nicht vorprogrammieren konnte, weil stets, wenn ich etwas eingeben wollte, die Aufforderung kam ein Passwort einzugeben, das ich nicht kenne. Aber egal. Ich bin auch so pünktlich vor sechs Uhr wach bei Tagesbeginn. Schon bald kommen Fanuelle und Chance mit Plastikkörben, in denen sich die ersten Samias in ihren leuchtendweissen Seidenkokon einspinnen. Es sind viele grüne Raupen darunter, viele weisse mit schwarzen Punkten und

ganz selten auch komplett weisse. Es scheint also, dass sich die indische Genetik durchgesetzt hat, aber das ist nur eine Vermutung. Pro Korb hat Fanuelle 60 Raupen platziert. Da haben sie genug Platz um ihre Kokons einen neben dem anderen anzufertigen und nicht übereinander, was immer Probleme beim Ausschlüpfen verursacht. Zuvor, sagt Fanuelle, hätte sie hundert Raupen pro Korb abgezählt. Das seien aber zu viele gewesen. Nun hat man schon fünf Körbe, das sind 300 Raupen. Es wird noch zwei drei Tage dauern bis die Nachzucht mit 1000 Kokons gesichert ist und mit der Verarbeitung der übrigen 50'000 Raupen begonnen werden kann.

Ich werde nochmals mit dem Räucherofen arbeiten und einige Flaschen geräuchert 'Moto moko' in Essig und Piripiri zubereiten, die ich dann nach Hause mitnehme. Das kam bei meinen Freunden und bei Präsentationen immer sehr gut an und schmeckt wie geräucherter Fisch, wenn man nicht genau hinschaut. Bei gewissen Leuten ist es so, dass ihre Geschmackszellen von den Augen und dem Hirn bevormundet, oder besserer, manipuliert werden. Wenn sie etwas sehen, das wie eine Raupe oder ein Insekt aussieht, dann schaltet das Hirn die Geschmacksnerven gleich auf Ekel. Die Zunge ist als Sensor beim Hirn nicht sehr glaubhaft. Sie steht im Verdacht voreilig etwas gegen den Hunger durchgehen zu lassen, wenn es unverdächtig und angenehm schmeckt, während Auge und Hirn genau wissen wollen, was es ist und sie den Körper lieber verhungern lassen, als sich auf riskante Survival-Abenteuer einzulassen, auch wenn, oder, gerade weil die Zunge steif und fest behauptet, dass es hervorragend und völlig unverdächtig schmeckt. Das Hirn wird darauf etwa so antworten: „Zunge, du musst wissen, es sind viele gestorben, weil sie nichts zu essen hatten, aber auch viele, weil sie gegessen haben.“ Das findet die Zunge ein doofes Argument. Und bei einem doofen Argumenten hat sie Mühe es herunter zu schlucken.

Kurz vor acht bricht die Trommeltonspur aus Kiniangi ab. Es ist mucksmäuschenstill und kein Lüftchen regt sich. Schon am Morgen bin ich geplagt von Mücken. Stiche vor allem an den Unterarmen von der Stelle an wo kurz über dem Ellbogen das T-Shirt aufhört. Ob ich mir da Ärmel annähen lassen soll, die ich mit einem Gummiband bei den Handgelenken festmachen kann? Zum Glück habe ich gestrickte Socken mitgenommen. Diese ziehe ich jetzt immer am Morgen und Abend an. Über Mittag ist es den Mücken zu hell und zu heiss. Da kann ich barfuss gehen.

Auf der Liste der Dinge von denen ich geschworen habe, sie niemals zu akzeptieren, nie zu kaufen oder niemals zu tragen ist ein neues Item rausgefallen. Es sind die unsäglichen Crocs oder Gloggs, diese unförmigen Plastikholzschuhe, die mal grässlich in Mode waren. Jolie hat mir auf meine Bitte hin, mir ein paar Sandalen zu kaufen, ausgerechnet solche Gloggs gekauft. Ganz in weiss. Ganz in Plastik. Ganz furchtbar. Man sieht darin aus wie ein bekloppter Milchmann an einem Ort, wo es keine Kühe gibt. Auch in Spitälern trägt man solche weissen Geschwüre an den Füßen, auch in der Psychiatrie und in den Corona-Test- und Impfzentren. Aber hier in Afrika ernte ich damit nur Lob: „Oh, Ki le la“ nennt man die Dinger bewundernd, was soviel bedeutet wie: modern, schick, angesagt, in.



Das Schuhwerk des Schreckens.

Das Alter ist ja normalerweise eine Lebensphase, in der man sich nicht mehr viel schämen muss. Aber diese Crocs oder Gloggs setzen völlig neue Maßstäbe der Lächerlichkeit. Man trägt an ihnen die schwere Last der modischen Eitelkeit. Und immer wenn man denkt es gehe mit dem Niveau und dem schlechten Geschmack nicht mehr weiter bergab, schenkt einem jemand ein neues Paar Gloggs. Ich übe gerade mit meinen Gloggs, mich gegen Irritationen des Würdeverlustes abzuhärten. Andere kasteien sich mit rostigen Ketten, Nagelbetten und Fastenkuren.

Beim Morgenessen telefoniert Augustin, und klagt, dass Laurent in Kinshasa seine Schwestern besuche, während in Lemfu sich niemand um die Beerdigung seines Vaters kümmere. Das Grab müsse doch vorbereitet werden auf dem kleinen Friedhof, den Augustin für seine Mutter auf dem Clangebiet der Vuzidi Nkuwu bauen liess. Neben seiner Mutter Therese soll da auch deren Bruder Anastase beigesetzt werden. Aber Laurent, sein Sohn, und seine Schwestern trödelten nur herum. „Vielleicht wartet man, bis du, Augustin, die Arbeit machst,“ sage ich. „Nein“, winkt er ab, „das werde ich nicht. Es ist Aufgabe der Kinder, sich um die Beerdigung ihrer Eltern zu kümmern!“ Schliesslich hätten sich die Eltern ein Leben lang für ihre Kinder aufgeopfert, also sei es an den Kinder, sich wenigstens um die Beerdigung der Eltern zu kümmern.

Dann erzählt Augustin, dass die Ignoranz gegenüber alten Leute und ihre Vernachlässigung schon sprichwörtlich geworden ist. Vor über fünf Jahren sei der jetzt verstorbene Onkel Anastase schon einmal sehr schwer krank gewesen. Er war in einen Dämmerzustand verfallen und lag in Lemfu bewusstlos auf der Krankenstation. Man hatte ihn aufgegeben. Man wartete nur noch, dass seine Seele sich aus dem Körper verabschiedet und dachte, es könne sich nur um Stunden handeln, so elend und geistig völlig abwesend sei Anstase

gewesen. Augustin habe aber gedacht, dass man sich vielleicht in Lemfu medizinisch nicht so gut auskennt und hatte einen Freund kontaktiert der im Hopital Saint-Luc in Kisantu arbeitet und gefragt, ob er den ins Delirium Verfallenen holen könne, um ihn genauer zu untersuchen. Er, Augustin, bezahle alles, Ambulanz, Zimmer, alles. In Lemfu habe man ihm darauf vorgehalten: „Was willst Du, Augustin, mit diesem armen, alten Mann? Siehst Du nicht. Er will doch sterben. Den kann man nicht mehr retten. Alles vergebliche Mühe. Du wirst dein Geld zum Fenster raus werfen!“ Augustin aber habe ihnen geantwortet: „Das Risiko, dass Onkel Anastase auf der Fahrt von Lemfu nach Kisantu stirbt, das nehme ich auf mich. Wenigstens habe ich dann alles versucht, um ihn zu retten.“ Der Transport mit der Ambulanz gelang. In Kisantu untersuchte man den alten Mann sofort und fand, dass er an schwerer Meningitis litt und dem Teufel gerade noch rechtzeitig von der Schippe springen konnte, weil man ihn fachgerecht behandelte und er schon wenig später gesund wieder in Lemfu erschien, wo die Lästere für kurze Zeit schwiegen, oder sich zum Ablästern anderen Dingen zuwandten. Nicht einmal die eigenen Kinder hätten sich um ihren Vater gekümmert. Das ist traurig.

Solche Ignoranz gegenüber Menschen und Dingen findet man überall, klagt Augustin. Es ist eine triste, negative, depressive Stimmung: Eine diabolische Verliebtheit in negative Prophezeiungen: „Das wird schief gehen! Daraus kann nichts werden! Das bringt doch nichts. Das wird nicht funktionieren.“ So wehrt man sich gegen jeden kleinsten Anstoss, sich zu bewegen und etwas zu versuchen. Vor allem gegen neue Dinge wehrt man sich. Ich habe das auch bemerkt. Es gibt eine destruktive Grundhaltung gegenüber fast allem, das man hierhin gebracht hat: Die Geräte, die Raupen, die Fische und jetzt die Pilze. Gerade Moise ist ein solcher Typ, der das am liebsten alles loswerden würde, weil es nur Arbeit bringt und er gar nicht merken

will, dass er für diese bezahlt wird. Das ist bei Fanuelle deutlich anders, auch bei Christian wie mir scheint. Augustin stimmt zu.

Dann künde ich an, dass ich die Pilze besuchen will und Augustin sagt sofort er wolle mich begleiten. Die Säcke mit dem Substrat hängen noch immer an dem Balken in dem Hüttchen. Aber da sehe ich etwas, was mein Herz jauchzen lässt. Aus vielen kleinen Löchern in einem der weissen Plastikbeutel, spriessen winzige Ansätze für Pilzchen hervor. Büschelchen von Nadelköpfchen. Deutlich Rosarot. Wow! Der erste Flamingoseitling (*Pleurotus djamor*) ist schon dabei zu fruchten. Nach nur neun Tagen! In Rekordzeit. Am 30.12. haben wir inokuliert. Jetzt ist der 8. Januar. Auch Augustins Gesicht leuchtet, als er die winzigen Pilzchen sieht. Wir klatschen unsere Hände zusammen. Ich bin sehr erleichtert. Ob das funktionieren würde auf Stroh des Elefantengrases, das ein halbes Jahr gelagert war, das wusste ich nicht. „Morgen, Augustin, wirst Du sehen, wie schnell diese Pilze wachsen. Schade, dass Du nach Kinshasa fahren willst. Du wirst die erste Mahlzeit verpassen mit den Flamingos..“

Zufällig kommt gerade Jolie vorbei, weil sie zum Saubermachen den Schlüssel braucht für mein Zimmer, das ich diesmal wegen den Diebstählen abgeschlossen habe. Auch sie sieht die Pilzchen, ist ganz erfreut und sagt, dass sie am Mittwoch die ersten davon zubereiten werde. Das wird ein Festmahl. Genau solche Ereignisse haben uns gefehlt: ein solcher Aufsteller, der uns wieder motiviert, um etwas zuversichtlicher vorwärts zu schauen, umgeben von Tod, Beerdingparties, Problemen, Hunger, Geldmangel und Krankheit.

Wenn wir das Savannengras nutzen können für die Pilzzucht, was für eine unbegrenzte Menge an Zuchtmaterial haben wir dann, um ein begehrtes Nahrungsmittel zu produzieren! Und dabei können wir erst noch verhindern, dass Biomasse jedes Jahr nutzlos und zum Schaden des Klimas abgebrannt wird. Ungeahntes Potential. Grüne

Technokraten im Westen werden auch dieses Projekt auslachen und ignorieren, wie immer, wenn man Probleme nicht mit teurem Technikgetöse lösen will. Aber auch diese kompetenzfreien Pseudowissenschaftler werden entlarvt werden als dumme Schwätzer, wie die Corona-Hysteriker. Für mich könnte bald gerne schon morgen sein. Kommt, Flamingopilzchen, zeigt ihnen, wo das Leben und seine nachhaltige Kreativität durchgeht!

Es wird Nacht. Jolie hat N'gala zubereitet, die Raupen von Cirina Forda, in einer feinen Sauce. Dazu geräucherte Ziege und Salzfisch, Fufu und für mich Teigwaren. Ein richtiges Festessen. Gekrönt von zwei Safus pro Person. Gegen Ende des Abendessens erhält Augustin auf dem Telefon einen Anruf von Moïse. Er springt auf und ruft: „Safari Ants! Sie sind in die Briquetterie eingedrungen! Sie sind daran unsere Samia Raupenzucht zu vernichten!“ Ein Ameisenangriff! Sofort machen wir uns in der Schwärze der Nacht auf den Weg. Blaise ist schon damit beschäftigt Benzin in eine Sprayflasche abzufüllen. Auch Frank ist unterwegs. Als wir in mondloser Finsternis bei der Briquetterie ankommen sind schon Henry und Fanuelle im Einsatz. Überall Ameisen. Sie haben sich aufs Dach geschlichen und krabbeln in doppelten Kolonnen die Drähte der aufgehängten Zuchtbetten herab und stürzen sich auf die fetten Raupen, die ahnungslos an Maniokblättern fressen. Jeweils ein, zwei Dutzend der Ameisen fallen über eine Raupe her, die sich in Agonie windet, vergeblich. Die Ameisen beißen und schlitzten sie auf und töten sie. Dabei läuft die Körperflüssigkeit der Raupe aus und es stürzen sich noch mehr Ameisen drauf. Moïse versucht alle Raupen in der Nähe des Ameiseneinfalls in Sicherheit zu bringen in grossen Plastikkörben, aber das bringt nichts. Auch von den anderen Befestigungsseilen kommen tausende von Ameisen herab und verbeißen sich in den wehrlosen Raupen der Sa-

mias. Ich rufe, dass wir in Petrol getränkte Stofffetzen um die Drähte wickeln müssen. Das stoppt die Ameisen. Aber man hat keinen Stoff, also eile ich in mein Haus zurück und opfere ein altes Hemd. Bei der Rückkehr zu Briquetterie sehe ich, dass alle in erbitterte Abwehrgefechte verwickelt sind. Von überall her kommen weitere Ameisenheere auf breiten Strassen angestürmt. Im Schutz der Dunkelheit kriechen sie aus der Deckung in Haufen von Ästen und Blättern hervor und eilen zielstrebig zu der Raupenzucht. Frank zündet einen Laubhaufen an, unter dem wir ein Versteck vermuten, Augustin sprays Benzin. Fanuelle wischt mit einem Besen. Henry füllt Plastikflaschen mit Benzin aus einem 25-Liter Kanister. Es sieht gefährlich aus. Wenn das Zeug in Brand gerät fliegt die ganze Hütte mit uns sechs Verteidigern, den 15'000 Samiaraupen und zwei Milliarden Ameisen in die Luft. „Seid vorsichtig!“, rufe ich. Nun werden weitere Feuer entfacht in Asthaufen unter denen Ameisen hervorkommen. Es scheint sich um einen klar geplanten Überfall zu handeln. Es ist Zauberei, wie die Ameisen ihre Überfall organisieren. Gleichzeitig fallen sie von allen Seiten ein, am Boden, übers Dach, an den Pfosten hoch. Es sieht aus als sei das Manöver bis ins Detail geplant, mit Truppen die sich abseilen, die gelähmten Raupen zu Boden werfen, wo sie von Bodenpersonal weggeschafft werden.

Bumm!! Schon wieder entzündet sich Benzin mit einem Knall in einem Haufen Maniokzweige. Bald ist die Briquetterie umzingelt von einem Dutzend Feuern. Augustin geht den Ameisenstrassen nach und meint man müsse das mit trockenem Gras und Ästen bedeckte Strassenbord in der Nähe nieder brennen. Die Ameisen kämen vielleicht von da her. Gesagt getan. Benzin rein. Bumm!! Das ganze Strassenbord brennt lichterloh. Aber in der Briquetterie, bei den Zuchtbetten, kämpft Moise noch immer gegen Ameisen, die vom Dach her eindringen.

Die Schlacht wogt hin und her und ist nach einer Stunde noch unentschieden. Immer neue Massen von Ameisen rücken auf immer neuen Wegen aus immer mehr Löchern im Boden an und stürmen direkt auf die Raupenzucht zu. Der Benzinkanister ist schon halb leer. Die Batterien der Stirnlampen sind am Ende. Nur Augustin und ich haben noch Licht, die anderen hüpfen im Feuerschein, weil die Ameisen sofort die Beine hoch sprinten und ziemlich schmerzhaft beißen. Nach jedem zweiten Schritt haue auch ich auf meine Jeanshosen und auf mein Hemd, unter welchen aggressive Krabblers eindringen sind. Ich habe gestrickte Socken an und meine schrecklichen Crocs. Fanuelle, Henry, Frank, Blaise und Augustin kämpfen mit nackten Füßen in Sandalen, Moïse mit nacktem Oberkörper.

Erst als praktisch die ganze Umgebung des Raupenhauses abgefackelt ist und die wie Teer fließende Masse der schwarzen Ameisen an den Fundamenten des Hauses, an Pfosten und entlang der Einfallwege mit Benzin besprays sind, beginnt sich eine Niederlage des gigantischen Ameisenheeres abzuzeichnen. Von Rückzug kann aber keine Rede sein. Nur die Ordnung des Ansturms, die Klarheit der Marschordnung der Ströme, an den Flanken bewacht von riesigen Soldatenameisen, lässt etwas nach und im Benzingeruch und Rauch scheint der Zusammenhalt des Heeres der Safari Ants gebrochen.

Nun erst verstehe ich die brutale Wucht dieser gefürchteten Ameisen, die in einer Nacht ganze Nahrungsmittellager plündern können und auch Tiere bis zu einer Grösse von Hühnern locker umbringen und in wenigen Augenblicken zerteilen und wegputzen, wegen der schieren Riesenzahl ihres Volkes. Sie haben in einer Stunde jetzt sicher schon 500 Raupen getötet, das sind drei Kilogramm und hätten bestimmt restlos alle umgebracht, wäre nicht glücklicherweise Moïse auf der Hut gewesen, der uns noch im rechten Moment gewarnt hat. Wenn man den heimlichen und lautlosen Angriff in der

Nacht nicht bemerkt, steht man am Morgen vor leeren Raupenge-
stellen und das Ameisenvolk ist um 100 Kilogramm Fleisch reicher
und bald um eine Milliarde Individuen grösser geworden. Nun ist
auch klar weshalb in Asien Raupennachzuchtlabors immer mit ei-
nem breiten Wassergraben umgeben sind. Das habe ich auch für hier
vorgeschlagen. Um einundzwanzig Uhr falle ich erschöpft ins Bett.

Blaise erzählt am Morgen dass die Schlacht um 23 Uhr vorbei
gewesen sei und sich die Ameisen dann zurückgezogen hätten. Er
sagt, dass es einen Moment gäbe, in welchem die Ameisen realisie-
ren, dass sie dieses Mal keine Chance haben und wie auf Komman-
do den Rückzug antreten. Das kann sehr rasch geschehen. Es ist er-
staunlich und ein Rätsel wie sie diesen Abbruch des Kampfes
koordinieren und kommunizieren. Zwanzig Liter Benzin haben wir
Verteidiger verbraucht um den Angriff abzuwehren. Die ganze Um-
gebung des Raupenzuchthauses sieht aus wie ein zerbombter und
aufgewühlter Kriegsschauplatz, übersät mit Leichen von Ameisen,
toten Raupen, rauchenden Haufen, verbrannter Erde und dem Ge-
stank von Petrol, Plastik und Russ.

Sonntag, 9. Januar 2022

Fanuelle bringt um 8 Uhr das Frühstück. Jolie ist schon in der
Kirche St. Henry in Lemfu beim Gottesdienst. Das ist ein sakrosank-
tes, gesellschaftliches Ereignis, das sie sich nicht entgehen lassen
will. Fanuelle berichtet, dass die Pilze wieder ein schönes Stück ge-
wachsen sind und nun auch am zweiten und dritten Plastiksack mit
pasteurisierem Substrat erscheinen. Ich sage ihr, dass man die Pilze
spätestens sechs Tage, nach dem sie sichtbar sind, geerntet haben
muss, wegen Larven von Pilzmücken die sich dann zu entwickeln
beginnen.

Ich sehe von Weitem, dass auch Augustin zum Pilzzucht Häuschen pilgert und ich folge ihm. Tatsächlich sind die Flamingoseitlinge schön gewachsen und spriessen überall. Augustin ist ganz entzückt und schiesst Dutzende von Fotos, die er verschicken möchte an Freunde. Beim Frühstück denkt er nach über einen lokalen Namen und findet Bunkete vielversprechend. N'kete bedeute soviel wie Sauberkeit. Die Vorsilbe Bu- bedeutet Pilz. Auf die Farbe will Augustin nicht eingehen. Sie ist wie das rosarote Plastik der Stühle in unserem Esszimmer. Aber für dieses blasse Pink findet Augustin gerade keinen treffenden Ausdruck. Die Sauberkeit scheint ihm das Besondere am Pilz; dass er nicht von Erde verschmutzt ist, sondern ganz sauber von einem in der Luft pendelnden Plastiksack geerntet werden kann.

Es ist heute drückend heiss, trocken und erst gegen 15 Uhr kommt ein wenig Wind auf. Ich sehe und höre keinen Menschen. Alle sind im Stillen mit der Pflege ihres Sonntagnachmittags beschäftigt, vielleicht indem sie sich ausruhen, waschen, träumen, oder einfach mit der Welt zusammen sind. Um 16 Uhr zieht ein Gewitter auf, ein kurzer Platzregen folgt. Es duftet süß, schwer und tief von feuchter Erde. Das Parfum der Fruchtbarkeit.

Was, wenn es das Gute im Menschen doch gibt? Trotzdem. Wie sonst können wir die Abgründe unserer Seele, unser Versagen, unsere Kaltherzigkeit, unsere Unmenschlichkeit, die Abwesenheit von Liebe und unsere Verlorenheit in Lügen, Macht und Blödsinn erkennen und tief empfinden, wenn nicht von einer Warte der Gewissheit her, dass wir gut sind? Das Flache kannst du nur vom Berg aus sehen. Und den Berg nur vom Flachen her. So können wir auch unsere Lieblosigkeit nur von der Liebe her sehen und sie in ihr aufheben.

Montag, 10. Januar 2022

Wir packen alle Dinge ein, um zum Agisseur (Schlosser) nach Kisantu zu fahren. Augustin kommt auch mit, weil er nachher von Kisantu aus nach Kinshasa weiterfährt mit einem Motorradtaxi, um die finanzielle Lage mit seiner Bank zu checken. Die Fahrt im Mercedes nach Kisantu ist wie Rodeo. Man muss aufpassen, dass man nicht bei jeder Bodenwelle, Unebenheit, jeder Fahrrinne und jedem Schlagloch abhebt vom Sitz und den Kopf an der Decke der Fahrzeugkabine anschlägt, bei jeder Kurve seitlich abrutscht, oder beim Bremsen nach vorne knallt. Mitfahren ist ziemlich anstrengend. Wie dieser 70-er Jahre Mercedes dies aushält, ist ein Rätsel deutscher Fahrzeugbaukunst, und Geheminis der lokalen Tuningwerkstätten.

Nachdem wir in Kisantu Material eingekauft haben, bleibe ich mit Moise bei den Schlossern, um die ersten Muster der Tablare für das Séchoir und der Anpassungen der Gestellwagen für die Bäckerei herzustellen. Dann sage ich Moise: "Komm wir gehen etwas essen, weil es schon Mittag ist." Wir spazieren durch das Aussenquartier zum Zentrum von Kisantu, wo allerdings in einem Schuppen, wo es letztes Jahr noch Poulet gab, nicht mehr gekocht wird. Wir suchen einen andere Bude. Auch da nur leere Kühltruhen und erst an einem versteckteren Ort, im sogenannten Couloir, das ist eine schmale, überdachte Gasse, hat es eine Besenbeiz, wo wir uns hinsetzen können. Aber auch da kocht man nicht. Man sagt uns, man könne ja entlang der Strasse bei den Grills auf den Ölfässern und den mobilen Foodshacks fragen. Ich gebe Moise 15'000 FCC und sage ihm, er solle etwas Poulet, oder so kaufen und ein Brot. Doch dann dauert es fast eine Stunde bis er endlich wieder kommt. Er bringt gebratene Ziege mit Zwiebeln, Poulet und Brot. Die Frau in der Bar serviert sogar noch zwei Teller. Wir essen mit den Händen, trinken ein Energymalt, das ist ein mit Vitaminen aufgepepptes Malzgetränk.

Nach dem Essen sage ich Moise, ich könnte doch hier auch meinen Computer aufstellen, um zu sehen, ob ich meine Mails checken kann. Tatsächlich gibt es im Hausinnern eine dunkel Ecke, mit zwei Plastiktischchen neben einem Fernseher, der zwar läuft aber kein Programm zeigt. Zum Glück. Da hat es also Strom. Nach zehn Minuten habe ich meinen NUC installiert mit einem Minibildschirm, den ich für die Raspberry Pis mitgebracht habe. Alles läuft, sogar das Modem, einwandfrei und nach einer Stunde habe ich alles abgearbeitet. Wir spazieren zurück zum Schlosser.

Mitten im Lärm von Trennscheiben und Sägen und Hämmern und im Gefunke der Schweissanlagen, draussen im glühenden Staub der Strasse sitzt eine Ente, die vor kurzem eine kleine Schar Junge bekommen hat. Die kleinen gelben Wollknäuel irren verloren piepsend in dem unsäglichem Gekreische der Trennscheiben um ihre Mama.. Ein stinkiger, kleiner Wasserlauf, der aus dem Haus rinnt, trüb von Seife und Abfällen, ist das einzige Wasser in der Nähe des Muttertieres. Ich sage Moise, dass es seltsam sei, dass diese Ente da seelenruhig hockt und dass sie nicht abhaut und mit ihren Jungen an einen sicherern Ort geht. Da erst merke ich, dass Die Entenmutter an einem Stück Schnur angebunden ist. Manchmal steht sie auf, versucht wegzugehen, aber die Schnur an einem ihrer beiden Watschelfüsse hält sie zurück. Armes, gschundenes Tier. In praller Sonne. Ich frage Moise ob ich ein wenig Brot von unserem Mittagessen haben könnte, um die Ente zu füttern. Ich ernte lautes Gelächter von allen Anwesenden. Moise hat ihnen nämlich den Rest der Brote von unserem Mittagessen gegeben und mitgeteilt, dass ich damit die Ente füttern wolle. „Ha. Ha Ha! Die Ente! Er will die Ente füttern!“ Vier junge Männer kauern am Boden und hämmern und schweissen an ihren Objekten, Eingangstüren für Häuser, Bettgestelle. Moise lacht: "Eine Ente füttern! Wer kommt auf eine solche Idee?"

Ich merke selber, dass es vielleicht eine blöde Idee ist Mitleid zu haben mit Enten, wenn rundherum Menschen Hunger haben. Vielleicht ist es besser die Welt prioritär von den Menschen her zu betrachten, und von den Bedingungen her, unter denen sie leben. Dieser Aspekt wird aber längst nicht von allen geteilt. Vor allem nicht in den reichen Ländern, wo man nicht hungert. Da neigt man dazu die Welt mehr und mehr aus der Sicht der Tiere zu betrachten. Das wirkt hier belustigend. Die angebundene Ente tut mir trotzdem leid, aber ich versuche ihren vorwurfsvollen Blick zu meiden und ihre angstvoll aufgerissenen Augen zu vergessen. Und ihre verlorenen, hilflos piepsenden gelben Wollknäuelkinderchen auch. Man könnte sie doch trotzdem an einem angenehmeren Ort anpflocken. Aber weshalb soll man Tiere besser behandeln als Menschen?

Um 17 Uhr fahren wir ab. Kurz vor Lemfu, nach einer harten Bodenwelle, stellt der Motor des 508 ab. Blaise will starten. Es funkt und britzt in der Nähe des Zündschlosses, unter der Lenkradstange. Der Anlasser spuckt und bewegt sich nicht mehr. Es ist Nacht. Im Licht von Handys klabt Lolo, der Hilfsmechaniker, einen Schraubenschlüssel hervor. Man probiert dies und jenes. Ohne Erfolg. Dann Kommando: Stossen! Ich steige aus. Wir sind nur zu Dritt, die Piste uneben und wir kriegen den Lastwagen nicht vom Fleck. Zwei-, dreimal versucht Blaise anzureissen. Nichts. Da kommt aus der Finsternis ein junger Mann zur Hilfe. Später noch eine kleinere Gruppe Jungs. Erst als wir den Lastwagen rückwärts schieben, springt er an.

Um 20h kommen wir in Kilueka an. Jolies Essen steht auf dem Tisch bereit. Ich bin so kaputt, dass ich keinen Hunger mehr habe und mich fast entschuldigen muss, dass ich heute nicht esse. Jolie sagt sie hätte mir einen Kanister mit Wasser neben das Waschbecken gestellt. Falls es kein Wasser habe aus den Leitungen.

Dienstag, 11. 1. 2022

Mein erster Besuch gilt den Pilzen. Ich spaziere am morgendlichen Frühstücksfeuer der etwa zehn Arbeiter vorbei und grüsse alle. Speziell Laurent, dem ich kondolieren zum Tod seines Vaters Anastase. Laurent, der Vorarbeiter der Travailleurs der Genossenschaft und Cousin Augustins, ist wie immer ein strahlender Sunnyboy. Er lacht breit und herzlich mit seinen gleissend weissen Zähnen. Ob er die Pilze sehen wolle? Ja klar. Sie sind recht gewachsen, aber bereits daran Sporen abzugeben. Es ist also höchste Zeit sie zu ernten, bevor alle ihre Nahrungsenergie in die Luft zerstäubt ist. Man sieht dicke, weisse Rauchwolken aus ihren Lamellen abschlieren. Laurent ist beeindruckt. Ich werde Jolie bitten heute zu ernten, um nicht zu viel zu verlieren. Aber Jolie ist gerade in Lemfu, wo sie den Verkauf der Brote überwacht. Und Fanuelle hat heute einen freien Tag.

Ich muss meine Haustiere füttern, meine sechs grossen Raupen von *Pseudobunaea alinda*, die ich in einem Aerarium mit Blättern von *Acacia mangium* füttere. Sie sind jetzt im letzten Raupenstadium und schon über zehn Zentimeter lang und knutsch- bis neongrün mit zwei perlmutt-silbern glänzenden Malen an der hinteren und vorderen Seite des Körpers. Wenn man sie stört fallen sie in eine Starre, heben den Vorderkörper von dem Blatt ab, auf welchem sie fressen, ziehen die Vorderbeine und den Kopf ein und sehen nun selber aus wie ein Blatt. Manchmal ruhen sie in dieser Stellung auch tagsüber. Sie fressen vor allem in der Nacht und dann hört man gelegentlich, wenn sie die bis einen Zentimeter grossen Kotkugeln zu Boden fallen lassen.

Um 14 Uhr ernten wir die Pilze und ich filme alles, um eine hübsche Dokumentation zu machen. Jolie, Fanuelle und Chance bereiten alles zu. Man will die Pilze waschen und ich sage, dass sie das bei diesem Pilz unterlassen sollen, weil das nur Schaden anrichtet. Es ist also ganz klug dass Augustin Bunkete vorschlägt, was „Der Saubere

Pilz‘ heisst, damit man sich stets erinnert, dass man diesen Pilz nicht waschen muss. Aber beim Zubereiten sind die Frauen etwas unsicher. Ich will nicht dreinreden. Sie braten Zwiebeln und Tomaten an in Öl, geben dann ein Büchschchen Tomatenpurée dazu einen Maggiwürfel (sic!) und etwas Wasser und dann die Pilze. Ich hätte sie natürlich in Knoblauch angebraten. Aber vielleicht mag man das hier nicht so.

Ich probiere um 16.20 Uhr. Die Pilzchen schmecken hervorragend. Sie haben ihre rosarote Farbe sogar behalten. Sie sind weich und kein bisschen zäh, aber auch nicht schwammig, glitschig. Etwas bissfest. Genau richtig. Allen schmeckt es und auch Jolie lacht. Wenn sie es mag, hat es die Welt hier akzeptiert. Die Qualitäts- und Akzeptanzkontrolle für die kongolesische Zunge ist erfolgreich absolviert.

Mittwoch, 12. 1. 2022

Wir fahren erneut nach Kisantu, um weiteres Zeug in der Schlosserei zu schweissen. Da sagt Moise schüchtern und wie bei-läufig, dass man die Gestellwagen neu schweissen müsse, weil sie zu klein seien. Wie bitte? Höre ich recht? Zu klein? Ja, diejenigen, die wir gestern geändert hätten, seien zu klein für die Platinen, die man in Kilueka verwende. Wie bitte? Man hat uns doch gestern auf meine ausdrückliche Bitte hin zwei der Platinen als Muster mitgegeben, auf denen die Brote in den Ofen kommen. Und wir haben extra kontrolliert, dass sie sogar einen Zentimeter mehr Platz haben auf den Gestellwagen. Von welchen Platinen redest Du? Moise zeigt mir zwei Platinen. Sie sind drei Zentimeter breiter als die Muster, die man mir gestern mitgegen hatte.

Nun werde ich extra ein bisschen laut, damit es alle hören könne, mit Absicht, weil es dann bei allen besser hängen bleibt:

„Welcher Vollidiot hat uns gestern die kleinen Platinen als Muster mitgegeben, nachdem ich ausdrücklich verlangt hatte, dass ich die jetzt verwendeten Platinen als Muster mitnehmen will, damit man die Gestellwagen verbreitern kann um 21 Zentimeter. Wer war das?“

Ruhe. Moise schaut zu Boden.

„Was sind das für komplette Idioten! Habt ihr das Gefühl, dass wir die ganze Arbeit ein drittes Mal machen und nochmals 200 Dollars zum Fenster raus schmeissen, einfach weil bei euch die Hirnlosigkeit regiert und es allen egal ist, weil es nicht euer Geld ist, oder so. Spinnt ihr überhaupt! Komplette Idioten! Kann ich da nur sagen.“ Ich laufe weg und lasse Moise und Blaise verdutzt und die Schweisser verdattert stehen, die alle während meinem Vortrag aufgehört hatten zu arbeiten. Drei der angepassten Gestellwagen haben wir gestern bereits mitgenommen nach Kilueka und jetzt schon unbrauchbar!

Ich lasse den Gefechtsrauch etwas verziehen und komme dann nach einer Viertelstunde zurück: „Gib mir die Platinen. Aha. Es fehlt ein Zentimeter. Dann machen wir jetzt zwei Zentimeter mehr. Diese Vollidioten geben mir einfach falsche Platinen mit!“ Kopfschüttelnd geh ich wieder weg. Ich glaube man hat verstanden. Und man wird es in Kilueka den Zuständigen weitermelden, wer immer das war.

Sonst funktioniert alles prima. Jedoch merken wir erst jetzt, dass wir zu wenig Geld mitgenommen haben, um alles Material zu bezahlen und dann noch genug Bares für das Benzin für die Rückfahrt übrig haben. Die einzige Lösung ist, dass ich von meinem Konto etwas Geld beziehe bei einem ATM mit meiner Master Travelcash Karte. Aber das ist einfacher gesagt als getan. In Kisantu geht das nicht, sagt uns ein freundlicher Herr von einem Cashbüro, wo man auch Geld wechseln kann. Die nächste Gelegenheit wäre eventuell in Mbanza Ngungu, einer grösseren Stadt etwa 45 km Richtung Matadi. Dahin sind es aber eine gute halbe Stunde mit dem Taxi. Sollen wir das wa-

gen? Wir müssen. Es gibt keine Alternative. Ein bisschen Bargeld hat Moise noch, um die Hinfahrt nach Mbanza Ngungu zu bezahlen. Wir werden hoffen, dass es da dann klappt mit dem Geldbezug.

Schon bei der Einfahrt nach Mbanza Ngungu stranden wir in einer Embouteillage. Stau. Nichts geht mehr. Moise und ich steigen aus dem Taxi aus und gehen zu Fuss weiter. Es ist gegen Mittag und es beginnt leicht zu regnen. Der Stau stammt von einem Poidslourds, einem Zementtransporter aus Lukala, der auf einem abschüssigen Stück irgendwie aus der Bahn geraten ist. Wahrscheinlich Versagen der Bremsen, wie immer. Nach einigen hundert Metern Spaziergang an der endlose stehenden Autokette vorbei, ruft plötzlich jemand hinter mir, „He!“ und „Mister!“, und verfolgt mich. Ich reagiere aber auf sowas grundsätzlich nicht, denn jeder ruft hier ein bisschen etwas hinter einem Weissen her, vor allem, wenn er zu Fuss unterwegs ist. Also ignoriere ich die Rufe und marschiere strammen Schrittes weiter. Schliesslich überholt mich der Rufer, ein kleiner, etwas dicklicher Mann mit hellblauer Maske und dunkelblauer Uniform. Ich halte aber nicht an. Er sei von der DGM von der Migrationsbehörde sagt er keuchend, er wolle meine Papiere sehen. Da ist er bei mir gerade an den Richtigen geraten. Ich halte an und stelle mich vor ihn: „So so“, lache ich ihn an: „Sie sind von der DGM. Ich bin auch von der DGM.“ Moise, der hinter mir ging und mich eingeholt hat, schaut mich irritiert an. Ich stemme die Arme in die Seite und schaue auf den Uniformierten herab: „Monsieur. Jeder kann heute solche Uniformen kaufen und behaupten, er sei von der DGM.“ Nun packt er seinen Ausweis aus. Ich darauf: „Aber Monsieur. S'il vous plait. Wieviele solche gefälschten Ausweise habe ich schon gesehen? Das letzte Mal war es in Kisantu. Als ich damals die Autonummer des Herrn aufgeschrieben habe, ist er geflüchte. Sind sie auch von dieser Sorte?“ Er sagt, er wolle nur meine Ausweise

sehen. Ich aber: „Ich zeige doch nicht jedem Dahergelaufenen, der mich auf der Strasse anmacht, meinen Pass. Wo käme ich da hin?“ „Dann müssten sie aufs Büro mitkommen.“, sagt der Uniformierte. Und ich drauf: „Das ist eine gute Idee. Wir können ja ein bisschen mit ihrem Chef reden.“

Jetzt tritt auch noch ein ziviler Kollege des DGM-lers dazu, von dem ich nicht weiss, was der genau zu tun hat mit dem Uniformierten. „Gehören sie auch zu dem?“ frage ich ihn. „Haben sie auch einen Ausweis? Einen richtigen, meine ich.“ Er hat aber keinen. „Na gut“, sage ich zu Moise: „Wenn sie uns zum Büro der DGM mitnehmen möchten, dann gehen wir eben ein Stück mit. Der Weg liegt ja in Richtung der Bank, die wir suchen. Nicht wahr?“ Moise nickt.

„Haben sie ein verkehrstüchtiges Polizeiauto, oder so?“ frage ich den Uniformierten. Nein, sagt er, aber er hält ein Taxi an, und wir steigen ein. Bald passieren wir die Bank und dann kurz danach kommen wir bei einer dreckigen Gasse an, wo das Büro der DGM ist, die kongolesische Migrationsbehörde. Der Vorzimmersekretär bietet mir einen Stuhl an. Ich bleibe stehen und beschwere mich lauthals darüber, dass heute jeder "chien" einen Weissen auf der Strasse anmacht und einen Ausweis sehen will, während alle Schwarzen offenbar grundsätzlich unschuldig sind, und nur der Weisse Kriminelle: „Ist das nicht so? Ist das hier der Racial Profiling Generalauftrag?“

„Haben sie 'chien' gesagt?“

„Ja, genau. Sie haben richtig gehört. Ich habe 'chien' gesagt. Ich empfinde das so. Wenn ich als Weisser auf der Strasse gehe, werde ich angebellt wie von einem "chien". Gerade vorher passiert von ihrem Beamten, der wahrscheinlich bei einem Bier in einem Restaurant gelauert hat und dachte, der Weisse werde ein paar 'Billets' fallen lassen, wenn man ihn ordentlich anbellt. So ist das doch. Oder?“

Schliesslich geht die Türe zum abgetakelten Chefbüro auf und da

sitzt ein fester, älterer, speckgesichtiger Mann, der mir einen Stuhl anbietet. Ich erkläre ihm dasselbe nochmals, ob man eigentlich in seinem Revier alle Uniformierten abrichte nur Weisse auf der Strasse aufzugabeln. Was er natürlich zurückweist.

Ich lache: „Monsieur, excusez moi. Ich bin nun schon genug lang hier, um zu wissen aus meiner Erfahrung als Weisser, dass es eine Tatsache ist, dass die DGM nur Weisse kontrolliert, weil sie instruiert wurden, dass alle Weisse Kriminelle sind, die nur hier sind, um sich zu bereichern, wie mir sogar der Partner ihres Uniformierten im Taxi sagte. Sowas von lächerlich. Eine Beleidigung.“ Damit strecke ich ihm den Pass hin und die Einladung von Songa Nzila: „Sehen sie? Ich habe 200 Dollar bezahlt für das Visum! Wer hat sich da wohl bereichert?“ Er blättert ein wenig im Pass, der fast bis zur letzte Seite gefüllt ist mit Visas und Stempeln. Es dauert eine ganze Weile bis der sonst nette und freundliche Herr das aktuelle Visum findet.

Da kommt sein Uniformierter, der mich aufgegabelt hatte unterwürfig ins Chefbüro und sagt, der Taxifahrer wolle 2000 FCC. Ich hatte vorsorglich schon im Vorzimmer klar gemacht: „Ich habe kein Taxi bestellt. Es war die DGM, die dieses Taxi bestellt hat. Ich war zu Fuss unterwegs. Also zahlt auch die DGM. Sie wollten ja, dass ich hierher komme, nicht wahr?“, Erstaunlicherweise wird das ohne Widerrede akzeptiert. Der DGM-Chef bezahlt die 2000 FCC. Aber nicht mit Geld, sondern mit irgend etwas, das er auf einen gelben Notizzettel kritzelt. Dann sind wir wieder draussen und Moise lacht übers ganze Gesicht als wir Richtung Bank marschieren, wo ich tatsächlich Geld beziehen kann und wir dann nach Kisantu zurück kehren. Auf der Rückfahrt von Kisantu nach Kilueka gibt es noch eine Panne, weil der Motor des 508 mitten auf der Dreckspiste im Unland der Savanne den Geist aufgibt. Lolo der Hilfsmechaniker

kommt zum Einsatz. Die Motorabdeckung in der Fahrerkabine wird entfernt und die Suche geht los. Nach einer halben Stunde findet man das Problem. Verschmutzten Kraftstoffleitung. Blaise putz alles und wir kommen sogar noch kurz vor Sonnenuntergang in Kilueka an.

Donnerstag, 13.1.2022

Es beginnt in den ersten Morgenstunden zu regnen. Um 5.45, als mein Ersatz-Wecker summt, ist es dunkel und es bleibt fast genau so finster bis weit nach acht Uhr, während es kräftig regnet und auch einige Gewitterzellen vorbei ziehen. Ich muss beim Frühstück mit Jolie eine Stirnlampe angezündet lassen, weil es so düster ist und weil es wegen fehlender Sonne auch keinen Strom hat. Die Solarzellen beginnen erst gegen zehn Uhr zaghaft zu arbeiten. Erst nach Mittag hört der Regen auf. Nach Kisantu kann man heute ganz sicher nicht fahren. Man hört keinen Camion vorbei röcheln. Es hat vermutlich wieder ein paar Unfälle im Schlamm gegeben und die Strasse ist blockiert für die Poids lourds. Es wird merklich kühl . Das sind für mich hier genau die richtigen Temperaturen, so um 25 Grad bei leichtem Wind. Erst nach 22 Uhr geh ich ins Bett

Samstag, 15.Januar 2022

Das erste was ich beim Aufstehen mache: Ich esse die beiden Sausages, die von gestern abend übrig geblieben sind. Ich habe gefragt, ob man denn in der kongolesischen Küche für diese absolut einzigartige Frucht nicht noch andere Zubereitungen kenne, als diejenige mit heissem Salzwasser und Grill. Aber Jolie sagt: Nein. Sie wisse von keiner anderen Verwendung und keiner anderen Zubereitung. Das kommt mir seltsam vor. Vor allem bei einer Frucht, die so im Zentrum der Esskultur steht.

Henry, Moise, Fanuelle und ich sehen uns die Pilze an. Alles wächst. Danach zeigt mir Fanuelle auf ihrem Laptop ihre Abschlussarbeit über Pilze. die sie unter der Ägide des berüchtigten Professors gemacht hat, der seinen Studenten nicht verraten will, wie man Pilzbrut herstellt. Ich finde in ihrer Arbeit seltsam verkomplizierte Zubereitungen der Substrate. Zuerst 24 Stunden im Wasser einlegen, dann einen Monat fermentieren lassen, nachher pasteurisieren. Da hat wohl einer versucht, etwas Vodoo zu kreieren, um nachher damit rumzubluffen, er haben ein völlig neues "System" für die Pilzproduktion erfunden. Item. Ich freue mich, dass Fanuelle, wie ich sehe, sehr präzise verstanden hat, worum es geht, und auch die richtigen Fragen stellt. Sie hat jetzt gesehen, wie einfach die Substratzubereitung mit der Milchsäuregärung gelingt. Denn in allen Beuteln mit dem nur im Wasser während fünf Tagen eingelegten, gehackten, getrocknetem Stroh zeigt sich gutes Mycelwachstum. Ich bin sicher dass Fanuelle die richtige Frau ist für ein Pilzlabor in Kiliueka. Und ihr Professor kann nachher viel von ihr lernen. Trotzdem wird Fanuelle nie Professorin werden können, solange sie nicht für einen dieser Mächtigers arbeitet, die wohl wegen Vitamin B auf ihre Posten gekrochen sind und nicht wegen ihren intellektuellen Fähigkeiten.

Die gezielte Förderung von Unfähigen kennt man nicht nur in Afrika allzu gut. Vielleicht ist es sogar gut, wenn Nieten auf den fetten Professorengelähmten hocken. Sie richten dann im Alltag weniger Schaden an. Mir tun einfach ihre Studenten leid, die meinen, man könne von diesen eingebildeten Halunken etwas lernen, dabei haben sie ihre Skripts einfach aus französischen Büchern abgeschrieben, die sie vor ihren Studenten verstecken. Ich habe dies auf den ersten Blick gesehen, als mir Fanuelle einige ihrer Studien-Unterlagen gezeigt hat. Es fehlt hier ganz eindeutig eine Bibliothek. In Französisch, denn englisch beherrscht man hier nicht.

In Kilueka müssen wir eine kleine Bibliothek aufbauen. Aber nur mit Tischen zum Studium vor Ort. Mitgeben kann man hier nichts. Es verschwindet sofort. Meine Lichtfalle ist auch nicht wieder aufgetaucht bis heute. Die Drossel und die Quecksilberdampf-Lampe sind verschwunden. Die Frage ist: Wer kann damit etwas anfangen? Oder wurden diese Dinge in Auftrag "abgeholt". Wer weiss. Jedenfall ist es immer doof, dass man nach einem solchen Verschwinden solche unnötigen Verdächtigungen mit sich herum schleppt. Das nervt noch mehr als der Verlust dieser Apparatur, weil es direkt die Beziehungen zwischen den Menschen um uns betrifft, die höchst wahrscheinlich mit diesem Verlust gar nichts zu tun haben.

Der kriminelle Akt der Entwendung wird als negative Stimmung sozusagen auf die Gemeinschaft verteilt und versprüht als Beziehungsgift von Verdächtigungen, Mutmassungen und einem Gefühl von Ungemütlichkeit und Unwohlsein, irgendwie Krankheit. Deshalb ist wahrscheinlich das Gebot: "Du sollst nicht stehlen", gar nicht so sehr als Ermahnung zum Schutz des Eigentums eines Einzelnen zu verstehen, sondern als Schutz der Gemeinschaft vor Aneignungen, die die Gemeinschaft in ihren Beziehungen und ihren Zusammenhalt schwächen. Ich wäre durchaus bereit gewesen, die Quecksilberdampf-Lampe mit anderen zu teilen. Sie gehörte mir ja gar nicht. Oder es interessierte mich gar nicht, wem sie gehört, solange ich sie benutzen kann. Aber es scheint hier Kräfte zu geben, die diese Sache nicht nur mir entziehen wollen, was ja noch ginge, wenn ich wüsste von wem und wie lange, sondern die diese Sache, die eine Gemeinschaftssache ist, der Gemeinschaft entziehen.

Eigentumsrecht ist nicht einfach eine Privatsache. Das geht viel weiter. Ich schreibe das hier, weil es ja auch berechtigte Zweifel am Sinn eines Eigentumsrechtes gibt, das die Benutzung einer Sache anderen entzieht, obwohl die Sache gar nicht genutzt wird. Zum Bei-

spiel mit all den Hundertausenden leerstehenden Ferienwohnung, ungenutzten Schiffen, Harley Davidsons, Flugzeugen, all dem Zeugs, das nur angeschafft wird, um es unbenutzt vergammeln zu lassen und es anderen zu entziehen, die sehr wohl wüssten, wie man etwas Sinnvolles mit den Habseligkeiten anfangen könnte. Das Problem ist nicht lösbar, indem man den Besitzern, die dem Gebrauch entzogene Gebrauchsgüter wegnimmt, sondern, wir müssen eine Haltung in der Gesellschaft fördern, dass man einsieht, dass es gar nichts bringt, sich Dinge anzuschaffen, die man danach nur leer stehen lassen muss. Man kann sie ja auch mieten, oder teilen mit anderen. Oder weiterverkaufen, um sich nicht mit ihnen zu belasten in der Zeit, wo man sie nicht benötigt. Das gereicht letztlich zum eigenen Vorteil. Nicht nur finanzieller Art. Das Eingeschlossensein im Eigenen, Privaten ist im Grunde genommen ein asozialer Hermetismus, der die in ihren unbenutzten Gütern versklavten Besitzer entmündigt und als Beziehungswesen entstellt.



Sonntag, 16. Januar 2022

Der Morgen ist kühl. Es hat viel Tau auf den Pflanzen. Die Nacht war wolkenlos. Deshalb sind die Temperaturen gefallen. Als die Sonne zu scheinen beginnt, gegen sieben Uhr, tropft es von den Blättern der Mpukumpukus. Die ganze Nacht Getrommel aus der Savanne und die rollenden Beats der Disco eines Deuils. Ein gemütlicher Morgen. Kaffee ist ausgegangen. Teebeutel hat es auch keine. Auch mit dem Frühstück hat es in den letzten Tagen nicht geklappt, wahrscheinlich weil Jolie mit dem Verkauf der Brote in Lemfu beschäftigt ist. Und weil Augustin nicht da ist. Er soll heute zurück kommen. Er habe einen Ofen gekauft in Kinshasa, berichtete Jolie gestern abend.

Blaise sagt, dass man Morgen nach Kisantu fahre. Es gelte den Mercedes zu reparieren. Das könne aber bis Dienstag dauern. Was ich gedenke zu tun? Gute Frage. Ich schlage vor, abzuwarten bis Augustin zurück ist und das Weitere mit ihm zu besprechen. Er hat vielleicht noch Dinge, die es in Kisantu zu erledigen gibt. Ich meinerseits hätte nur noch die drei kleinen Pyrolyseöfen, die ich fertigstellen möchte und das Gitter für den Lufteinlass des Séchoirs.

Blaise will bei mir Kaffee holen. Ich sage ihm, dass er leider ausgegangen sei. Aber, ich weiss, weil ich beim Einkauf in Kinshasa dabei war, dass es im Magasin noch davon haben müsste. Dazu hat Blaise aber offenbar keinen Zutritt, denn er sagt, Jolie sei in Lemfu. Ja klar. Sie ist beim Gottesdienst. Blaise kommt später und holt dafür eine Tasse mit Milchpulver und Zucker. Würde Jolie die Türe zum Magasin offen stehen lassen, wäre in einer Woche alles weg, es wäre dann wie wenn nach einer gewissen Zeit die Ameisen gemerkt hätten, dass es irgend etwas hat, was nicht festgemacht ist und sich das dann einfach holen. Das will aber nicht heissen, dass die Menschen Ameisen sind, die das machen. Das nicht. Es ist der Druck der Bedürfnisse, der diese Strategie schafft. Ein Gesetz der Natur sozusagen, das in je-

der Konstellation einen Ausgleich der Bedürfnisse anstrebt. Deshalb braucht es in diesem Habitat Schlüssel. Zurückhaltung ist unter Konditionen des entsozialisierten Mangels immer ein grosses Selbstopfer für die Gemeinschaft. Das kann man nicht von jedem erwarten. Erhoffen schon. Dass es einmal eine Zeit gibt, wo es keine Schlüssel mehr braucht und keine Passwörter. Ob es Sinn macht sowas zu hoffen? Nein, ich glaube, unter den aktuellen Bedingungen der Menschenhaltung nicht. Die Freiheit des Einzelnen darf auch beinhalten, Dinge zu tun, mit denen der Mensch sich, oder der Gemeinschaft schadet. Seine Freiheit darf sogar soweit gehen, dass er auf das bestehende Habitat verzichten will. Menschengerechte Menschenhaltung muss immer neu gefunden werden. Jeder empfindet das, wenn er zu sich ehrlich ist. Der Mensch ist kein Solidargut der Gesellschaft. Er gehört sich selber.

Nur die, die satt sind, können auf Essen verzichten. Was aber wenn Gefangene darauf verzichten frei zu kommen? Woran könnte das liegen? Du kannst einem Gefangenen nicht einreden, dass er sich nicht wohl fühlt. Du kannst niemandem einreden, dass er nicht frei ist. Es kann sein, dass der Gefangene seine Freiheit darin sieht, Gefangener zu sein. Und sich in dieser Gefangenschaft nach seinen Begriffen seine Freiheit bewahren kann, ohne zu meinen, ausbrechen zu müssen, oder zu überlegen, ob er eventuell zu Unrecht da einsitzt. Der Begriff der Freiheit ist eine sehr persönliche und individuelle Sache.

Augustin kommt am nachmittag an. Er hat viel zu erzählen. Er hat einen neuen Ofen gekauft für einen zweiten Backofen in Kilueka. In tagelanger Stöberei zwischen Schuppen und Händlern hat er die Teile zusammenkauft die dafür nötig sind und alles zusammenschweissen lassen; den Camiontransport organisiert. Eine Heidenarbeit im Puff von Kinshasa. Das hat ihn alles in allem circa

4000 Dollar gekostet. Die Boulangerie läuft so gut, dass man den Betrieb nicht einstellen kann, um den Ofen zu reparieren. Jolie erklärt am Abend, dass man locker das Doppelte der bisherigen Produktion verkaufen könne. Das sind 16 Säcke Mehl, sagt sie, rund 700 kg Mehl. Pro Tag! Deshalb haben wir über die Knetmaschine nachgedacht. Aber ich sage Augustin, dass eine solche Teigmaschine mit einer Kapazität von 100kg pro Charge zu gross sei für seine Boulangerie. Denn eine solche Maschine lohne sich nur, wenn sie fast dauernd in Betrieb ist, nicht wenn man sie eine Stunde pro Tag braucht und dann ungenutzt lässt. Ausserdem kann man Chargen von 200kg Teig gar nicht verarbeiten mit dem Personal, das man hat. Es wäre besser eine kleinere Maschine zu kaufen maximal ein Sack pro Charge, also etwa 50 Kilogramm oder sogar noch weniger. Damit der Teig immer frisch ist, nicht zu lang liegen bleibt, was ein Problem ist. Der Absatz scheint jedenfalls kein Problem zu sein. Nun darf man nicht in die Falle laufen, durchzudrehen und die Relationen zu verlieren.

Augustin ist immer noch unzufrieden mit den Boulangers, die er angestellt hat und zwar eher wegen ihrem Charakter als wegen ihrer Arbeit. Er will beginnen, selber Boulangers auszubilden, die den Betrieb am Laufen halten so wie er, Augustin, es will und nicht so wie sie es wollen. Wie die Zerstörung des ersten Ofens zeigt hat, hat man vieles, was den nachhaltigen Betrieb betrifft, nicht verstanden.

Morgen wird Blaise nach Kisantu fahren, um den Mercedes-Lastwagen zu reparieren. An der Federaufhängung muss etwas gemacht werden. Das Ersatzteil hat Guelord, Augustins Sohn, in Kinshasa gekauft. Er wird morgen ankommen, weil es noch Arbeit gibt an der Buchhaltung.

Augustin hat ein Telefon von J. M. erhalten, dem neuen Projektleiter des Hilfwerkes im Hauptquartier in Kinshasa. Man benötige noch den Bericht für das dritte Projektjahr. Narrativ und Abrechnung,

dass man Geld überweisen könne. Ausserdem das Budget für das laufende 7. Semester. Augustin glaubt, dass nun etwas ins Rollen käme. Ausserdem wolle der 'Consultant' nochmals vorbeikommen um das dreijährige Nachfolgeprojekt anzuschauen, respektive offene Fragen zu klären. Man erwarte den Start des Projektes schon im April. Was genau richtig wäre, um einen sauberen Übergang zu gewährleisten.

Augustin erzählt mir eine lange Geschichte von seinen Ideen, andere Ameisen einzusetzen, um Ameisen zu bekämpfen. Er hat Experimente gemacht, indem er Ameisen zweier Arten in einen Sack gab und danach schaute, welche Art überlebt. Am aggressivsten seien die Bimama genannten schwarzen Ameisen die in finsternen, runden Bauten leben, die die Grösse von prall gefüllten 35-liter Abfallsäcken haben und wie dunkle Beulen an Bäumen festgemacht sind. Augustin hat Bimamas schon gegen die Makambalas eingesetzt die roten Oecophylla Ameisen, die in einer Vielzahl von Blätternestern leben. Nun möchte er weitere Versuche mit den Safari Ants machen, die unsere Briquetterie mit der Raupenzucht überfallen haben. Sie haben grossen Schaden angerichtet. Auch indirekt durch das Benzin, das zu ihrer Abwehr eingesetzt wurde. Fanuelle hat berichtet, dass viele der Samia-Raupen danach kränkelten und sich nicht mehr erholt haben.

Für die Ameisenversuche von Augustin schlage ich vor eine Beobachtungskiste zu bauen, in die er zwei Völker geben kann und dann beobachten kann, wie sie sich bekämpfen. Augustin hat auch erzählt von anderen Ameisen, die von den Bäumen fallen, eine winzige Art, die aber gleich zubeissen und Schmerzen verursachen, so dass man danach krank werde. Er vermute, dass sie nicht nur Ameisensäure verwenden, sondern noch andere Gifte. Dann reden wir über die sträflich unterschätzte Welt der Ameisen, die in den Tropen

ganz eindeutig die schlimmsten Schädlinge sind. Im Westen redet man nicht viel davon, weil Ameisen da kein Problem sind.

Dann besucht uns, als es schon Nacht geworden ist und der Vollmond im Osten aufsteigt, Charlene, eine frühere Mitarbeiterin. Sie ist piekfein angezogen, geschminkt und schwebt in der betörenden Duftwolke eines eindrucklichen Parfums daher. Sie möchte mit Augustin sprechen. Ihr Onkel, der sie motiviert habe, ein Studium in Mbanza Ngungu zu beginnen und das erste Jahr bezahlt habe, habe ihr geschrieben, er könne sie nicht weiter unterstützen, er sei in Brazzaville im Confinement (Lockdown) und ausserstande, Geld zu schicken. Übliche Coronaausrede. Nun bittet Charlene Augustin um Hilfe. Er aber steigt nicht darauf ein. Ich verstehe zwar nicht alles, nur soviel, dass er selber drei Jungs habe, die an der Uni seien usw. Im Laufe des Gesprächs stellt sich heraus, dass der Professor, der die Pilzexperimente gemacht hat, und die Brut für die Experimente von Fanuelle geliefert hat, auch Charlenes Professor ist. Das muss ein eigenartiger Typ sein. Augustin wird wieder richtig wütend. Professoren hier hätten nichts mit der Sache, die sie lehren, zu tun. Sie seien nur unterwegs um Geld einzusammeln. Das gehe so: Der Prof sei angestellt für eine 60-Stunden Vorlesung zu einem Thema. Er komme aus Kinshasa angereist. Er hocke fünf Tage in einem Zimmer. In diesen fünf Tagen lese er vom Morgen bis zum Abend sein Skript vor. Das war's. Die Studenten langweilen sich zu Tode. Keine Uebungen. Nicht konkretes. Nur Theorie. Geschwafel. An einer Landwirtschaftsschule! Dann verlange der Prof zwanzig Dollars für den Skript, den er selber drucken lässt für einen Viertel des Preises. Wenn ein Student den Skript nicht kauft, lässt er in durchsauen bei der Prüfung. So ist das Studiensystem installiert an der UNI Kinshasa und an ihren Filialen in Mbanza Ngungu und anderswo. Alle sind so, sagt Augustin. Alle. Die Arbeit der Professoren machen Assistenten, die kaum bezahlt werden.

Der Prof reist herum, um Geld abzukassieren. Oft hätten diese Bazocours, wie ich ja gesehen hätte, von der Sache selber erschreckend wenig Ahnung. Das Substrat für die Pilzzucht, das er im Labor herstellt, verkauft der Prof. Er züchtet sogar im Uni-Labor Pilze, die er für zehn Dollars das Kilo verdeckelt. Die universitäre Ausbildung ist komplett im Eimer, stellt Augustin fest. Gibt es wenigstens Bibliotheken? Ach was! Dann könnten die Studenten ja selber lernen. Das will man nicht. Es ist traurig. Ich frage mich, weshalb unter solchen Umständen überhaupt jemand studieren will. Man braucht eben die Papierchen, Diplömchen usw. um vielleicht einmal eine Anstellung zu erhalten. Vielleicht. Meist aber nicht. Hunderttausende Uniabschliesser sind genauso ohne Job wie vorher. Nur die Profs haben sich dumm und dämlich bereichert.

Am Freitag, sei die Beerdigung von Onkel Anastase. Ob ich auch mitkäme. Ja, sage ich, wenn er, Augustin, es wünsche, werde ich ihn gerne begleiten. Das Grab sei vorbereitet auf dem Friedhof, den Augustin auf dem Gebiet seines Clans bauen liess.

Montag, 17.1.2022

Als erstes kommt um sechs Uhr Fanuelle. Sie holt Plastikbecken für die Ernte der letzten Samias dieser Generation. Sie sagt, dass das Bassin Tilapias randvoll mit Wasser gefüllt sei. Offenbar hat unserer früherer, desertierter Fischchef Dieumerci niemandem weiter gesagt wie man die Düngung des Wassers macht. Mit Kalk und Guano der Fledermäuse. Je 25 kg . Ist ja nicht so schwierig zu verstehen, oder? Das passt zu ihm. Dieumerci ist gleich wie die kaputten Profs hier. Er ist angestellt für etwas, was er für sich behält, um es in die eigene Tasche zu verkaufen. So wie der Prof das Labor der Uni benutzt um privat Pilze herzustellen, die er verkauft, hat auch Dieumerci

die Fischzucht eigentlich als seinen Privatbesitz betrachtet, um damit Geld zu verdienen. Es würde mich nicht wundern, wenn er auch die Lichtfalle geklaut hat, um sie irgendjemandem zu verkaufen. Das sind genau solche Typen. Es ist schlimm und traurig für die Ehrlichen und Aufrichtigen. Und sie zerstören die Moral der ganzen Gesellschaft. Aber niemand wehrt sich. Alle machen irgendwie mit.

Blaise sagt, dass er noch auf ein Ersatzteil warte. Danach könne man gehen. Ich packe alles ein. Doch dann ist plötzlich alles anders. Heute sei ein offizieller Feiertag, heisst es jetzt. Der Todestag von Patrice Lumumba, dem ersten demokratisch gewählten, schwarzen Präsidenten der unabhängigen Demokratischen Republik Kongo. Erinnerung an seine Ermordung 1965 durch US-amerikanische und belgische Geheimdienste. Gestern sei der Geburtstag von Kabila Père gewesen. Von mir aus hätte man den streichen können. Aber an Lumumba zu denken, das könnte etwas bringen.

Mit Augustin rede ich nochmals über eine Bibliothek. Ja, das würde fehlen. Er hätte an der Ecole Superieure bei den Jesuiten in Kisantu jedes Jahr sechs Bücher lesen und Zusammenfassungen schreiben müssen. Die Frères hätten grossen Wert auf das Lesen gelegt. Das fehlt heute vollkommen. Man will nicht, dass die jungen Leute lesen. Das macht sie nur gescheiter und mündiger und das braucht man nicht. Man braucht blöde, die man ausbeuten und über den Tisch ziehen kann. Deshalb installiert man auch solche Nieten wie den Prof, der seine Skripts zu Wucherpreisen verkauft, die er selber von irgendwelchen Büchern abgeschrieben hat. Die Jesuiten hätten noch eigene Bibliotheken gehabt. Wer liest heute noch? Kein Wunder, sage ich, wenn es keine Bücher hat. Es gäbe sicher Leute, die lesen würden, wenn sie könnten und Bücher da wären, die sie interessieren. Daran werden wir arbeiten müssen an einer kleinen Bibliothek für Kilueka. Ich werde in der Schweiz schauen, welche fran-

zösischen Bücher ich beschaffen kann für meine nächste Reise. Einen ganzen Koffer werde ich füllen. Oder zwei. Und wir werden einen Tisch einrichten wo man Lesen kann. Mit Licht, damit man auch am Abend lesen kann.

Die Pilze sind prächtig weiter gediehen. Heute kann man schon wieder ernten, um für Augustin eine Portion zu kochen. Dann schlage ich vor die Schwimmwesten zu testen und das Aluminiumboot zu testen und den pH des Wassers im Bassin Tilapias zu messen. Wir werfen uns ins Wasser Nsimba und Moise mit den leuchtend roten Rettungsvesten. Chance und Fanuelle und Augustin schauen zu. Vielleicht getrauen sie sich später. Das Wasser ist sehr angenehm. Und wir sehen sogar Fische darin. Vielleicht 15 cm lange. Aber nur wenige.

Das pH Meter zeigt 9. Das kann nicht sein. Woher kommt dieser Kalk? Vielleicht aus dem Zement und aus den Resten am Boden. Wir kalibrieren das pH-Meter, aber es fehlt eine der drei Kalibrierflüssigkeiten. Am Schluss bleiben die Messungen hoch. Wir müssen derzeit nicht kalken, nur Guano ins Wasser geben. Aber vorher baden wir noch zwei drei Tage, denn nachher ist es in der Toilette der Lumpukini (Fledermäuse) nicht mehr angenehm. Ich will auch das neue Aluminium-Boot testen. Aber die Motivation ist nicht überschwänglich, und ich will keinen Stress machen. Vielleicht ist das Bedürfnis, ins Wasser zu gehen hier gar nicht so gross. Niemand kann schwimmen.

Am Abend gibt es Diskussionen mit Fanuelle und Christian und Augustin über Pilze. Man sagt, dass der unselige Abzock Professor sein Substrat mit Mais mache und ich erwidere, ich hätte in den 20 Jahren, in denen ich dies mache und in allen Büchern, die ich kenne, nie gehört, dass man Pilzbrut mit Mais herstellt. Also würde ich es

auch nicht machen. Ich verstehe auch warum, weil das Maiskorn keine starke Hülle aus Zellulose enthält, die die Stärke sicher einschliesst, weil nämlich die Stärke, wenn sie offen liegt sofort kontaminiert mit Hefe und Schimmel und Bakterien. Das Wichtigste an der Landwirtschaft ist doch, dass man mit seiner Arbeit Erfolg hat und etwas erntet. Da passt Gebastel einfach nicht rein. Experimentieren ist super und wunderbar. Da habe ich nichts dagegen. Das hat mit Landwirtschaft aber einfach nichts zu tun, weil man nicht weiss was dabei raus kommt. Versteht ihr? Deshalb werde ich mein Inokulum so machen, wie ich es für richtig halte, auch wenn euer Abzock Prof, den ihr ja alle für einen Idioten hält, das angeblich anders macht.

Dann sage ich zu Fanuelle: „Hat nicht dein Prof gesagt man müsse 243 Gramm Kalk in zwölf kg Substrat geben?“ Fanuelle nickt. „Und“, fahre ich weiter, „haben wir das auch so gemacht bei unseren Pilzen, die wachsen?“ „Nein.“ „Also siehst Du. Haben wir unser Substrat einen Tag eingeweicht, einen Monat fermentiert und dann pasteurisiert?“ „Nein.“ „Dennoch hat es funktioniert, nicht wahr?“ „Ja.“ „Ich möchte das Inokulum mit Sorghum und Hirse eventuell Vollreis machen. Nicht mit Mais.“

Es ist ermüdend und enttäuschend, wie wenig Vertrauen in mein Urteil vorhanden ist. Wenn man bedenkt, dass keiner von den dreien, jemals selber Pilzbrut hergestellt hat, sie also gar nicht aus eigener Erfahrung wissen, wovon sie reden. Das ist leider heute weit verbreitet. Man hält angelesene, papierige Theorie und Hörensagen für Wichtiger als Praxis; das Büro für wichtiger als die Produktion. Das Hirn für wichtiger als die Hände und gelebte Erfahrung. Daran leidet die Menschheit ganz akut. Die Theorieanmassung geht bis in die hintersten Winkel des Planeten. Es fehlt respektvolles Zusammensein von Hirn und Hand. Deshalb fehlt auch der Respekt vor alten Leuten.

Ja, klar, man hat auch Mühe, dass der Weisse immer so tut als wisse er alles besser als der Schwarze. Das spielt hier auch herein. Und das kann ich sogar verstehen. Das würde ich genauso als mühsam und ungerecht empfinden und würde mich auch zur Auflehnung anstiften. Ich merke oft, dass bei Lösungen, die man präsentiert, die Leute nicht wollen dass es funktioniert. Das ist ein seltsames Ding, denn sie leben ja davon, dass es funktioniert und sie sehen ja, dass es funktioniert. Aber wenn es von einem Weissen kommt, dann wollen sie es nicht. Moise ist in dieser Haltung sehr befangen. Unbewusst. Er will keinen Klimaschrank für die Puppen, aber jetzt klagt er wieder vorwurfsvoll über ein riesiges Problem mit der Mortalität. Er will keinen Hygienschrank für die Raupen, will dies und jenes nicht. Es ist eine Weigerung da, aktiv, ein Widerwille. Nicht nur gegen Arbeit, das auch. Nicht nur gegen Fremdbestimmung, das auch. Obwohl man ja damit Geld verdient, sondern grundsätzlicher. Gegen die Sache, für die man angestellt ist.

Man lässt Dinge extra kaputt gehen, damit man sagen kann es hätte nicht funktioniert und der andere, der sich das ausgedacht hat, habe eben falsch überlegt. Das ist eine Stimmung von Subversion und Sabotage – nicht bewusst vielleicht – die ich hier bestätigen kann bei gewissen Charakteren, vor allem bei Männern, die einen furchtbaren Minderwertigkeitskomplex haben gegenüber Frauen und gegenüber Weissen. Man meint man habe von den Starken, Klugen und den Weissen gelernt, dass man Schwache ausnutzen soll, dass man nur für sich selber schauen soll und alle anderen bloss als Steinbrüche zur Befriedigung eigener Wünsche betrachten soll. Deshalb wird hier auch keine Gelegenheit ausgelassen, sofort zu profitieren, persönlich, wenn man nur die geringsten Zeichen dazu gibt. Ich habe diese hundertfach erlebt. Ich werde meine Konsequenzen ziehen. Das betrifft vor allem die Männer. Wenn man Moi-

se 15'000 FCC gibt um etwas zu Essen zu kaufen, dann kauft er etwas für 5000 FCC und behält den Rest für sich. Nie gibt man etwas zurück. Dasselbe wenn ich Mavuela 2000 FCC für Bananen gebe. Er kommt mit Bananen für 1000 FCC zurück. Das kann man endlos so weitererzählen. Immer ist man nur da dabei, wo man vielleicht noch mit Daniel etwas essen kann, weil er bezahlt, oder Augustin. Danke hört man nicht.

Augustin beklagt sich bitter darüber, dass jede Gelegenheit erschlichen wird, um abzuhaufen und irgendwo sein eigenes, privates Ding zu machen und irgendwo noch ein kleines Seitengeschäftchen. Gestern mit dem Modem war es sicher genau so. Moise sagte, er müsse Updates machen. Ich habe das nicht beim ersten Wort geglaubt. Nachher sind zwei Gigabyte weg vom Konto. Eine Gruppe von Jungs haben sicher den ganzen Tag Videos geschaut. Irgendwas. Ist mir ja egal. Sicher kein Backup gemacht. Man hat Augustin irgend etwas erzählt, damit er das Modem gibt. Und weg ist es und man verkriecht sich irgendwo. Aber für die eigene Arbeit ist man zu fein. Nicht dass man sie nicht machen könnte. Nein. Moise z.B. kann gut arbeiten. Aber er will oft nicht und das ist ja okay, wenn einer selbständig ist, aber nicht dann, wenn man ein monatliches Salär erhält. Da wird es dann eben längerfristig so sein, dass man mit solchen Leuten nicht mehr zusammen arbeiten will. Moise werde ich sicher nie mehr in einem Labor für Insekten haben wollen, weil er die Tiere nicht respektiert. Das sieht man in einer Sekunde an der Art, wie er die Raupen verächtlich behandelt. Einige dieser Leute mit dieser undankbaren und betrügerischen Haltung gegenüber ihren eigenen Arbeitgebern, werden sicher Politiker, oder Priester oder beides, weil sie da ihre zelebrierte Nutzlosigkeit voll ausleben können und das, was sie selber hassen, an anderen abreagieren können. Sie werden damit selber zu schwarzen Weissen, die ihre schwarzen Freunde ausbeuten;

oft noch schlimmer als die Kolonialherren und Missionare von früher. Trauma-Verkettungen entsozialisierter Gesellschaften.

Augustin sagt mir nach dem Abendessen, bei dem es Pilze gab, dass Fanuelle und Christian nicht miteinander reden. Sie sagen sich nicht einmal guten Tag, grüssen sich nicht. Dabei leben sie zusammen unter demselben Dach. Fanuelle kocht noch für alle, für Moise, Christian und Chance. Ohne jemals ein Danke zu hören oder sowas. Nichts. Das hätte ich von Christian nicht erwartet, der mir gegenüber sehr unterwürfig ist. Vielleicht merken die anderen Mitarbeiter, dass Fanuelle eine Power hat, der sie nichts entgegen zu setzen haben und nun sabotieren sie eben mit Ignoranz, Abwertung und Kooperationsverweigerung.

Dienstag 18. Januar 2022

Die Sonne kommt um 7 Uhr. Es wird heute wieder warm werden. Um 7.30 weiss ich noch nicht, ob wir nach Kisantu gehen. Augustin sagte gestern, dass eventuell auch heute noch ein Feiertag sei. Er kann aber auch nicht sagen weshalb. Eine Frau von einem Hilfswerk habe wieder angefragt, weil sie von ihm Informationen benötige über die Boursiers die man unterstützt, weil sie am 20. Januar eine Sitzung habe. Dann wird einfach im Kommandoton ein Befehl rausgegeben, irgendwelche Daten zu liefern, ohne zu fragen nach den Umständen, ob es überhaupt möglich sei usw. Diese Arroganz und Stillosigkeit gegenüber der Arbeit hier, nervt Augustin. Die Schulen sind ja jetzt während den Feiertagen geschlossen und er muss mit dem Motorrad einen Tag lang über Schlammrinnen fahren, um die Infos zusammen zu tragen. Daran denkt man in Norddeutschland, wo die Kaffee-und-Kuchen-Runde der Donatoren stattfindet, keine Sekunde. Es wollte ja auch noch nie jemand hierherkommen, um sich vor Ort ein Bild zu machen. Die haben alle

Angst, typisch für die Hilfsarbeit des Westens. Es ist schrecklich, wenn man von sowas abhängig ist. Jeder versteht, dass man am Liebsten alle diese Leute in die Wüste schicken würde, wenn man es sich erlauben könnte. Aber man muss mit ihnen zusammenarbeiten, wie man auch mit den Heerscharen von Pfaffen und Priestern und Missionsschwestern und den Kirchen zusammen arbeiten muss, weil die vom Vatikan und von christlichen Hilfswerk-Kreuzrittern Geld erhalten, das man früher denen gestohlen hat die man heute 'beschenkt'. Augustin macht das nur wegen den Schulkindern, weil er sonst keinen Weg sieht, um ihnen eine Grundausbildung angedeihen zu lassen. Sein Opfer ist die mühsame und masochistische Zusammenarbeit mit den Appartschiks und Bürolisten der Unterstützer.

Auch unser Hilfswerk ist ein solcher chronisch kranker Haufen Sesselfurzer. Statt dass die Büros helfen, dass man an der Basis arbeiten kann, stellen sie alle möglichen schikanöse Forderungen, verlangen endlos Papiere und Berichte und Dinge, die sie selber machen könnten, wenn sie einmal ihren müden Arsch heben würden und ihre klimatisierten Büros in Kinshasa verlassen würden. Oder anderswo. Aber das will eben keiner, weder huier noch in Norddeutschland. Das ist die traurige Realität. Niemand wäscht den selbstgefälligen Rettern Afrikas mal gehörig die Kappe. Aber es gibt einen Lichtblick, auf den ich Augustin immer wieder hinweise. Die Hifswerke sind auf dich angewiesen, Augustin. Du kannst auch Nein sagen. Die brauchen Projekt, die funktionieren. Die habe das mehr nötig als du sie nötig hast. Du musst dein Licht nicht unter den Scheffel stellen.

Dann fahre ich mit Blaise nach Kisantu. Zuerst zum Baumarkt Afri-Food. Da kaufe ich zwei Bleche, 1,5mm, zwei Quadratmeter, 4 Meter Cornière 25mm, Scharniere, Schweissstäbe, Trennscheiben, Sägeblätter, zwei Scheibengläser, Fensterkitt, Quadratrohr alles zusammen 180 \$ das soll für zwei Ameisenkampfterrariern und drei

kleine Pyrolyseöfen reichen. Ohne Arbeitskosten. Den Lohn macht dann Augustin mit dem Chef des Ateliers selber aus. Um 11 Uhr startet die Arbeit, aber erst um 15 Uhr ist eines der Ameisenterrarien halb fertig, viele Teile geschnitten. Ich muss morgen nochmals kommen. Die Leute hier arbeiten gut, genau, zuverlässig. Ich wünschte, wir hätten solche unkomplizierten Handwerker bei uns, die mit Nichts wunderbare Dinge schweissen, mauern, nähen usw. Blaise bestellt für meinen Rücktransport per Telefonanruf einen Motard in Kilueka. Nsoka kommt um 16 Uhr mit Henry angefahren. Henry übernachtet hier in der Nähe bei einer Familie, die Blaise kennt. Morgen werden 150 Säcke Mehl geliefert, die man mit dem Mercedes nach Kilueka bringen will. Das sind sieben Tonnen. Für 5000 Dollars. Mehr als eine Million FCC. Auch der Mechaniker, der die Lenkung des Mercedes repariert, soll nun endlich ankommen.

Ich fahre mit Nsoka zurück. Das ist noch eine Stunde auf der Gehirnerschütterungsstrasse der A-Klasse. Ich bin froh um 17.40 heil in Kilueka anzukommen. Das Wetter war heiss, ich habe nur zum Frühstück ein Brötchen gegessen und sonst nichts; nur getrunken. Man gewöhnt sich daran. Es ist das Leben der meisten Menschen hier, mit Ausnahme des Frühstücks, das bei Einheimischen selten vorhanden ist. Höchstens Resten vom Abendessen des Vortags. Tagsüber ernährt man sich von Früchten, kaut etwas Zuckerrohr, jetzt hat es Safus. Aber die kann man teuer verkaufen, weshalb soll man sie selber essen. Viele gönnen sich selber kaum etwas.

Ich nehme ein Dusche. Es hat wieder Wasser. Was für ein Segen. Und was für ein Privileg an einem Ort, wo fast alle Leute am Bach Toilette machen und dabei im Wasser stehen, oder auf Steinen sitzen, die in einem gestauten Becken überall entlang von Bächen zu sehen sind. Kein Fremder würde auf die Idee kommen, dass es die Badezimmer der Menschen sind.

Mittwoch, 19. Januar 2022

5.45 Uhr Tagwache. In der Nacht leuchtete ein prächtiger Vollmond. Es wird ein sonniger Tag werden, fast wolkenlos. Ich ziehe meine dreckigen Kleider an. Ich kann sie am Abend waschen, wenn ich aus Kisantu und aus der Schlosserei heim komme. Das ist neue Mode: Schmutzige Kleider über gewaschenen Körper, damit es so aus sieht, als arbeite man. Deshalb sind doch auch Jeans so in Mode, die Hose der Arbeiter und noch mehr die gealterten und künstlich gelöcherten Jeans, als ob sie abgenutzt wären von schweisstreibender Rackerie. Die konsequente Steigerung wäre: Richtig dreckige Lumpen tragen, sodass man wie ein afrikanischer Landarbeiter oder wie einer der Jungs in der Schlosserei aussieht. Man kann ja auch hygienischen, künstlichen Schmutz und Schlamm und Staub auftragen, dass es den Hygiene- und Biosafetynormen der WHO entspricht, oder man muss sich halt noch impfen lassen gegen die Schmutzpatina der Kleider. Das wird vielleicht noch kommen: Original Slumdreck aus Kalkutta, Lagos, Kinshasa. Zusammen mit einer Impfung gegen Typhus, Ruhr, Cholera und regelmässige Boosterimpfungen im Kleidergeschäft an der Bahnhofstrasse.

Das ist urbaner Stil: Maschinell aufgetragene Gebrauchtheit, wie die Vintage Gitarren von Fender die extra abgeschabt und geschunden und verdreht und zerkratzt werden, damit es aussieht, als hätte schon jemand auf den Instrumenten gespielt. So, als hätte sich ein verkanntes Genie darauf in hunderten von schmutzigen Raucherhöhlen und syphilitischen Zuhälter-Clubs den Arsch abgespielt. Zeichen unserer kranken Zeit. Klassische Kunstfälschertricks, die man überall anwendet, um neue Dinge alt aussehen zu lassen und echt; und um Wertloses zu Wucherpreisen zu verscherbeln. Man will damit erreichen dass es echt, erfahren, erprobt, alt, original aussieht, also das Gegenteil von dem, was einer ist, der sowas kauft.

Um 9 Uhr geht es mit Nsoka auf dem Hadjin Töff nach Kisantu. Unterwegs vor Kisantu: Reifenpanne. Plattfuss. Ich marschiere einen Kilometer der Strasse entlang. Nsoka findet am Strassenrand einen Mann der Schläuche flicken kann. Mir bringt man sogar einen Stuhl. Das dauert fast dreiviertel Stunden. Kostet 3000 FCC, 1,5 Dollars. Dann weiter.

Ich bleibe den ganzen Tag beim Schlosser und Schweisser. Auch Henry ist da. Er wartet immer noch auf die 150 Säcke Mehl. Henry stammt aus Kisantu und hat in Mbanza Ngungu studiert und kennt Moise. Er ist ein sympathischer, wacher Bursche, der jetzt für die Bäckerei verantwortlich ist. Blaise soll daran sein am Mercedes die Lenkung zu reparieren in einer Werkstatt in einem Dorfe etwas ausserhalb von Kisantu. Um 16.30 Uhr ist das Muster des Pyrolyseofens fertig. Die Rückfahrt mit dem Mercedes wird aber nicht stattfinden, weil das Mehl noch nicht da ist. Ich fahre mit Nsoka auf dem Töff los. auf der Staubpiste zurück nach Kilueka wo ich nach 18 Uhr gerade bei Sonnenuntergang ankomme.

Augustin sieht mich: „Ah, Daniel, tu a mangé beaucoup de poussière!“ Ich bin komplett mit dem Makeup-Puder der RN16 zugekleisterst. „Ja, für heute hab ich genug gegessen“, scherze ich. Das Duschwasser ist schön braun. In den Ohren haben sich von den Verwehungen kleine Staubdünen gebildet. Ich habe meine Haut verbrannt, weil ich immer draussen war und, ich Idiot, keinen Hut mitgenommen hatte. Aber ich bin glücklich, wieder heil in Kilueka zu sein. Das ist auf diesen Strassen keine Selbstverständlichkeit.

Wieder habe ich nur ein halbes Brötchen zum Frühstück gegessen, ohne irgendetwas, zwei Tassen Kaffee. Und in der Schweisserei habe ich Nsoka, Henry, unserem Schweissermeister und mir eine Cola offeriert. Das wars. Es kommt ja auch niemand auf die Idee mal danach zu fragen, ob ich etwas essen will, oder wir oder Nsoka

oder Henry. Man sitzt einfach da und wartet. Und der Schweisser arbeitet auch über Mittag. Um 15 Uhr isst er mal ein Stück Zuckerrohr und von einem vorbeiziehenden Händler hat er eine Kokosnuss gekauft für 700FCC, das sind 35 Rappen. Aber die behält er wohl für zuhause, für seine Familie. Ich frage Henry, was ich dem Schweisser geben soll als Dankeschön, nicht als Lohn, denn den macht Augustin mit seinem Chef ab. Henry sagt 5000 sei gut. 2,5 Dollars. Ich gebe die 5000 an Henry. Er soll sie dem Schweisser geben und sagen es sei einfach als Danke gedacht für seine Arbeit. Henry macht das sehr diskret. Bei der Verabschiedung reicht er ihm die Hand, in welcher die fünf Tausendernoten eingeroll sind. Unsichtbar übergibt er sie so, damit der Chef und die Anderen es nicht sehen können, um nicht schlechte Stimmung zu machen.

Nach dem Duschen reibe ich mich ein wenig mit dem Olivenöl ein, das wir in Kinshasa gekauft haben zum Frühstück für mich, weil ich die lokale Margarine hasse und das 3dl Fläschchen Extra vergine war auch gedacht für die Brotherstellung. Ich lege mich hin. Um 19 schreibe ich aber schon wieder an meinem Rapport und mache eine Tasse Kaffee. Heute werde ich aber sicher nicht lange rumplappern. Meine Batterien sind ziemlich leer.

Augustin sagt, dass das Mehl noch immer in Kinshasa blockiert sei bei der Mühle. Der Lastwagen der Firma sei en panne. Er werde Henry nach Kinshasa schicken müssen, damit er – sobald ein Ersatzfahrzeug gefunden sei - den Camion begleiten kann auf dem Weg nach Kisantu, wo dann das Mehl umgeladen werde auf unseren greisen Mercedes. Augustin will sicher gehen, dass der Lastwagen mit dem Mehl keine Umwege und Abwege macht. Man wisse nie was so alles passieren kann mit sieben Tonnen Farine de froment.

Donnerstag, 20. Januar 2022

In der Nacht regnet es in kurzen Schüben heftig. Am Morgen ist es bedeckt und grau. In der Ferne höre ich Klänge von einem Deuil. Ich wasche meine Kleider. Interessanterweise haben mich gestern abend keine Mücken gestochen. Vielleicht liegt es daran, dass ich mich nach dem Duschen eingeeilt habe mit Olivenöl. Das wäre eine interessante Beobachtung, wenn sie sich verifizieren liesse. Ich werde versuchen, das heute abend zu wiederholen.

Guelord bringt ein paar Brote. Er ist hier um den Jahresabschluss zu machen und das siebte Semester abzurechnen. Ich werde ebenfalls meine jüngsten Factures zusammen tragen und ihm übergeben. Es soll noch Papiere gebe vom letzten Mal, die ich neu machen müsse. Das werden wir heute erledigen, damit der Bürokrant vom Tisch ist. Augustin ist noch daran den Arbeitsbericht zu schreiben. Es hiess, dass dann das Geld freigegeben werden könne, das seit mehr als einem halben Jahr überfällig ist.

Nach dem Frühstück: Buchhaltung. Ich stelle alle Rechnungen und Quittungen zusammen, damit Guelord sie in unser Buchhaltungsprogramm eingeben kann, das einzig und allein aus einem Excelsheet besteht. Der Controlleur des Hilfswerks verlangt, dass ich handgeschriebene Rechnungen für meine Salaires noch im Computer abschreibe. Dieser Idiot hat Glück, dass er nicht da ist, sonst hätte ich ihm einmal eine Standpauke darüber gehalten, dass Bürolisten von Hilfswerken nicht da sind, um Projekte zu blockieren und behindern, indem sie idiotische Dinge verlangen, sondern damit sie aktiv mithelfen, dass an der Basis vernünftig gearbeitet werden kann. Diese Vollposten haben tatsächlich die Meinung, dass man nur da sei, um ihre neusten Formularerfindungen auszufüllen. Ausserdem sind auch handgeschriebene, unterschriebene Quittungen offizielle, legale Dokumente, wenn eine Adresse, Name, Datum und Sache und

Empfänger darauf stehen. Aber ich bin nicht da, um verirrtten Möch-
tegers Nachhilfestunden zu geben, die sie sowieso nicht begreifen
wollen. Sie wollen ja nur zeigen, dass sie wichtig und nötig sind, in-
dem sie andere belästigen.

Um 14 Uhr habe ich mit Fanuelle und Nsimba abgemacht. Ich
will die Fischzucht wieder auf Trab bringen. Da ist alles eingeschla-
fen. Um 14 Uhr ist niemand da. Ich suche Nsimba. Fanuelle hört es.
Sie kommen. Zuerst testen wir alle Geräte. Die Wasserpumpen, die
angeblich nicht mehr funktionieren. Die Luftpumpe die angeblich
nicht funktioniert. Alle funktionieren aber. Man muss sie nur ab und
zu putzen. Aber die elektrische Einrichtung ist zum Heulen. Kein
einziger Stecker ist noch ganz. Überall nur Gebastel mit nackten
Drähten und zwar nicht 12 Volt DC sondern 230V AC. Die Aussen-
steckdose ist futsch. Wahrscheinlich weil da jeder Strom holt. Das
werden wir beenden. Ich sage, dass wir sämtliche Steckdosen nach
innen verlegen. Da können wir ausstecken, wenn es Probleme gibt.
Die Stromschiene ist defekt. Grund: Alle Kontaktschienen im Inneren
sind angerostet und ausgeweitet. Nachher funktioniert auch das wie-
der. Der Kreislauf der drei betonierten Wasserbecken ist wieder so,
wie er geplant war. Ich verstehe nicht, wer da jedes Mal wieder seine
"bessere" Lösung installiert. Unverständlich das alles. Dann erkläre
ich, wie Nsimba das Guano der Fledermäuse zur Düngung des Was-
sers verteilen kann. Und wir beginnen damit das Ngolobecken mit
den Katzenwelsen zu leeren. Mit einer Pumpe und dem Verlänge-
rungskabel für meinen Computer lassen laufen. Dann steigt der In-
verter aus. Kontrolle, wieder anwerfen. Er steigt nochmals aus. Dann
Luftpumpe abhängen. Nochmals anwerfen. Funktioniert. Batterien
sind geladen. Um 17 Uhr bin ich kaputt. All das Gebastel ohne richti-
ge Steckerverbindungen. Man spart einfach am falschen Ort. Und
keiner hat eine Ahnung, wie man das reparieren kann. Ich bin ja kein

Genie, aber mit einem bisschen elektrischem Verstand kann man das. Früher hatten wir mal einen Burschen, der das konnte. Aber er hat Zinnrollen geklaut und anderes mitlaufen lassen, ph-Meter, Werkzeugsets usw. Meine Jeans muss ich grad nochmals waschen.

Morgen ist die Beerdigung von Onkel Anastase. Von Augustin erfahre ich, wie das abläuft. Der Sarg mit der Leiche von Anastase wird in Lemfu vor seinem Haus aufgebahrt. Dort findet das Deuil statt, das Beerdigungsfest, meist eine Art Party. Beteiligt ist der Clan des verstorbenen Mannes und der Clan der Frau des Verstorbenen. Alle Kinder des Mannes gehören im matriarchalen System zum Clan ihrer Mutter. Eingeladen sind aber zum Deuil alle. Man bereitet Essen zu für alle. Diejenigen, die etwas geben für das Fest, meist Geld oder Naturalien, wie Palmwein oder Maniokbrote, die werden in einem Gabenbuch aufgeschrieben und erhalten dafür als Dankeschön eine bessere Bewirtung; zum Beispiel eine Flasche Bier, oder sogar Fleisch von einer Kuh, die man extra schlachtet für den Anlass. Man schenkt auch Kaffee aus usw. Das Problem sei, sagt Augustin, dass viel Gäste die Flaschen nicht zurückbringen und Becher und Teller mit nach Hause nehmen. Er hätte mindestens sechs Ha-rasse Bierflaschen bezahlen müssen, weil die Gäste am Beerdigungsfest seiner Mutter die leeren Flaschen nicht zurückgebracht hätten. Das mag als Kleinlichkeit überraschen, aber man muss verstehen, dass hier die Bierflaschen fast mehr wert sind als das Bier. Man erhält Bier nur günstig, wenn man leere Flaschen zur Verkaufsstelle bringt. Beim Tembo-Bier ist es sogar so, dass man es überhaupt nur verkauft an Kunden, die leere Flaschen bringen. Wer am Deuil nichts gibt, erhält trotzdem etwas zu Essen, aber nur kleine Dinge, keine Flaschengetränke nur Palmwein aus Bechern. Die bezahlenden Besucher finanzieren einen Teil des Deuils. Manchmal kann die Trauer-Familie sogar einen Gewinn machen.

Freitag, 21. 1. 2022

Die Sonne geht früh auf; Augustin ist nach sieben schon bei mir. Er hat acht Säcke Mehl gekauft in Kisantu, um die Zeit zu überbrücken, bis die längst überfällige, grosse Mehllieferung ankommt. Jetzt geht aber mit dem neuen Mehl der Teig nicht auf. Das kann sein, sage ich, wenn das Mehl alt ist. Man hat aber keine Facture, um das Mehl zurück zu geben usw. Vielleicht hat man ihn übers Ohr gehauen. Das ist möglich, denn der Mehlhändler in Kisantu ist auch Lieferant seines Konkurrenten, Pasteur Konda, der heute am Deuil auch dabei sein wird. Er ist ein Sohn von Anastase, der beerdigt wird, also der Cousin von Augustin. Sein Hauptbusiness ist eine Sekte, der er als Oberpriester vorsteht.

Dann erneut das Problem mit Moise. Augustin sagt, dass der Inverter in seinem Labo die ganze Nacht läuft. Das ist nicht nötig. Aber man lädt da allerhand private Geräte. Und Moise hat sich eingerichtet wie in seinem Privattempel. Es läuft gar nichts im Labo, nur er sitzt ganz alleine an einem Tischchen. Er behauptet, dass sein Computer nicht funktioniert. Ich sage Augustin weshalb: Weil Moise nicht will, dass er funktioniert, weil es die perfekte Ausrede ist, wenn die Geräte nicht funktionieren, weil es dann nichts zu tun gibt. Das ist es. Von der Erzählung mit dem ausgelehnten Modem für Updates glaube ich kein Wort. Man hat ganz anderes gemacht damit. Aber Augustin ist manchmal etwas blauäugig. Er hat von Moise verlangt, dass er ihm die Labordaten auf Papier geibt, damit er, Augustin, sie in den Computer übertragen kann. Weshalb hat denn der Mann einen Computer? Das versteh ich nicht. Moise gibt die Sachen selber ein in seinen Arbeits-Laptop. Man hat ein solches Formular schon gemacht. Es ist ganz einfach. Und da trägt er, der Chef Laboratoire, seine Daten selber ein. Ich lasse mich nicht benutzen als Sekretär von Moise, um seine handschriftlichen Notizen abzutippen. Soweit kommt es noch!

Ausserdem, wenn sein Computer nicht läuft, dann soll er ihn mir bringen, zusammen mit dem Inverter, der ja sonst im Labor nicht gebraucht wird. Da muss man konsequent sein.

Wegen der Rechnung von Blaise für das Benzin, das ich ihm bezahlt habe, 30 Dollars, muss ich Augustin noch fragen, ob Blaise ihm diese Rechnung gegeben hat und ob er ihm die 30 Dollar bezahlt habe, denn sie gehören eigentlich mir, nicht Blaise. An solchen Dingen kann man die Ehrlichkeit der Leute gut studieren und entsprechend Vorsicht walten lassen. Tönt vielleicht alles ein bisschen übermisstrauisch, pingelig und negativ. Aber seien wir realistisch. In dieser Situation hier in Afrika in dieser Gesellschaft, wo es an der Basis an allem mangelt, da regieren die Tricksereien, das Vergessen, Gauner, Hamsterer, Betrüger, Egoisten und die, die Lügengeschichten verbreiten und den Leuten den Kopf voll schwafeln mit ihrem Blödsinn, den sie benutzen um andere auszusaugen. Ich denke da an all die Priester, Frères, Schwestern, all die Mfumu-Sektenbrüder, aber das geht hinunter bis zum Kind und bis zu den Mitarbeitern. Nicht bei allen, aber bei einigen.

Ich räume das Laptop von Moise auf. Mache ein Backup von allem. Es hat vieles auch von Christian darin. Ich lösche einen Berg überflüssiger Programme. Nachher funktioniert alles wieder. Dann arbeiten Augustin, Moise und ich am Formular für die Datensammlung. Für 3 Franken (6000FCC) schickt Augustin jemand nach Lemfu, um meine Hose zu flicken. Ich gebe ihm 40\$ für das Deuil von heute Abend (80'000 FCC). Das ist hier Essen für zwei Wochen.

Meine Haustier-Raupen sind unglaublich gross geworden. Die erste der Pseuobunaea Art ist gerade daran sich zu verpuppen. Sie hat die Farbe gewechselt. Von grün zu orange-braun. Die anderen werde ich mal wägen. Die sind sicher über 20 Gramm schwer. Sie

fressen noch immer gierig Blätter von *Acacia mangium*. Ich bin überzeugt, dass man sie in sehr sauberen Ställen geschützt halten könnte, wenn man die Ameisen in den Griff kriegt. Dazu müsste man den Platz zwischen den Büschen grasfrei halten und sauber wischen.

Fanuelle kommt vorbei. Sie hat die aus unserem Teich Ngolos abgefischt. Es ist ein Kübel voll mit Tieren von maximal 25 cm Länge, Sie wurden im April 2021 in Grösse von Winzlingen (2-3cm) gebracht. Es sind zu viele in diesem Ngolo Becken in Anbetracht der Tatsache, dass sie nie gefüttert werden. Als ich komme, um die Fische anzuschauen, ist die Hälfte der Tiere aus dem Kübel gesprungen und liegt auf dem Trockenen, befallen von Horden von Ameisen. Wir bringen die Nogolos ins grosse Becken zurück.

Dann diskutiere ich mit Fanuelle ihre Idee, eine Ameisenfalle zu bauen. Sie sagt, dass ein Nachbar ein gute Methode habe, indem er einen Knochen aufhängt, an dem sich die Tiere versammeln. Er verwende diese Falle, um Bäumw vom Befall von Ameisen zu säubern. Beiläufig erwähne ich, dass in Asien die Makambalas Delikatessen sind, frittiert eine Köstlichkeit und die Larven mit Ei eine herzhaft Omelette ergeben. Fanuell bleibt reserviert. Makambala-Food steht nicht auf ihrer Bucket-list.

Um 18 Uhr kommt Augustin mit meiner geflickten Hose an. Wir essen etwas. Dann werde ich von Christian nach Lemfu gefahren zum Deuil, das begonnen hat. Fanuelle empfängt mich in der dichten Menschenmenge, die schon tanzend versammelt ist. Ich erkenne sie zuerst nicht, weil sie eine Perücke trägt mit gestreckten braunen Haaren, ein bisschen wie Tina Turner. Sie trägt eine rote Leder-Jacke. Auffällig, dass sie sich abhebt von den gleichaltrigen Frauen, die alle lange, virtuos gezöpfelte, farbige Haare tragen. Auch Charlene, die ebenfalls anwesend ist, hat diese kunstvoll mit Kunsthaar verlängerten Büschel von Zöpfen. Sie weisen mir einen Platz in der Mitte eines

VIP-Zeltes an. Ich setzte mich hin auf einen blauen Plastikstuhl, flankiert von meinen Ehrendamen Chance und Fanuelle. Während die Beats unglaublich laut plärren, sodass man unmöglich reden kann. Ich wippe einfach mit den Beinen zweieinhalb Stunden mit, während aussen am Pavillonzelt eine brodelnde Suppe von Jungen, Jüngsten, vor allem Frauen und junge Männer tanzen und zucken und locker Michael Jackson an die Wand jammen. Ein Security-Mann scheucht ab und zu Kinder davon, die sich zu mir in den abgesperrten VIP-Bereich des Zeltes verirren. Ich unterhalte die Leute ein wenig, indem ich ab und zu "Petit poisson!" schreie. Es ist das einzige Lied dessen Titel ich kenne. Ein Song, der dann auch gespielt wird. Ich erkenne ihn nicht mehr. Egal. Ich will mich jedenfalls hier nicht zum Affen machen, um in der Menschenmenge als Père Noel steif rumzuzappeln. Schliesslich ist das eine Fete für die Jungen und Beweglichen.

Es hat einige junge Mütter, mit ihren Babys von vielleicht vier bis fünf Monaten, die auf Rücken gebunden sind. In Trance zucken die Mamas mit der Musik mit, während ihre Babys im Tuch durchgeschüttelt werden, dass zu fürchten ist, dass ihnen gleich der Kopf abfällt. Aber nein. Sie schlafen! Unmöglich, denke ich. Aber nein. Sie schlafen wirklich. So lernt man schon früh sich zur Musik zu bewegen und alles zu vergessen. Es ist eine verrückte Party, die da abläuft. Augustin sehe ich nicht. Er ist bei den offiziellen Trauernenden an einem anderen Ende des überbevölkerten Platzes. Zu essen und zu trinken gibt es nichts, was mich ein wenig erstaunt, weil doch Augustin gestern so explizit davon gesprochen hatte. Aber egal. Ein eindrücklicher Film einer Gesellschaft läuft ab, die sich vergnügt in der finsternen Nacht zu aufpeitschenden, völlig unmelodischen Soundtracks. Dennoch scheinen im Gestampfe und Getrommel viele die entscheidendsten Stellen zu kennen.

Der Power, den diese Frauen ausstrahlen mit den Kindern auf dem Rücken, ist schwer zu beschreiben. Eine von ihnen tanzt wie eine von einem Dämon besessene Statuer in Trance zwei Stunden am Stück. Mit hoch erhobenen Kopf und toderner Mine, manchmal mit ausgebreiteten Armen, mit nur einer einzigen Plastiksandale. Sie schwitzt dabei nicht mal. Viele kommen, um mich anzuschauen, wie ich zwischen den beiden Schönheiten trohne. Ein bisschen ausgestellt. Aber ich nehme das hin. Es sind keine Gaffer. Es ist einfach Neugier mit respektvoller Distanz.

Zwei drei Mal wollen mich Fanuelle und Chance animieren zu tanzen. Wohl weil sie merken, dass meine Beine nicht ruhen. Ich will aber nicht übertreiben. Ich will nicht den unwürdigen Alten markieren. Ich bin ja hier, wie es scheint, ein wenig in offizieller Mission und als weisshaariger, weisser Oldie ziemt es sich wohl nicht hier mit den Kindern rumzuzuckeln. Noch eher würde ich mitspielen wollen mit einem Bass. Das braucht keine Akkordwechsel. Das könnte ich. Nur rythmisch muss man extrem präzise sein, damit es richtig einfährt. Schliesslich kommt der Song 'Petit Poisson', der eigentlich nur aus einem Beat besteht. Aber sehr hypnotisch. Wie alles hier hypnotisch ist. Man sieht wie die kleinsten Kinder von diesen Rythmen gepackt werden und sie dann von Wirbelwind-Geistern zerzaust werden in einem Furiosum, bis der Dämon der Exstase sie wieder frei lässt und in andere fährt, um sie über den Platz zucken zu lassen. In der Masse der schwingenden und wogenden Leiber taucht ein älterer Bursche auf mit einer Trillerpfeife. Er bildet hinter sich eine Polonaise, die sich durch die übrigen Tanzenden schlängelt und auf Kommando die Mitzuckenden veranlasst sich um sich selber zu drehen. Das scheint ein Standard hier zu sein, denn bald ist die Schlange so lang dass ihr Anfang dem Ende begegnet. Dann beginnt es zu regnen. Viele Teilnehmer ziehen ab. Fanuelle sagt mir, dass ich nun zurück-

gehen könne mit Christian. Es scheint also, dass sie mit mir ein festgelegtes Programm durchführen. Im beginnenden Regen fährt mich Christian auf der stockfisteter Strasse mit seinem Hadjin Töff zurück nach Kilueka.

Ich bin beeindruckt. An dieser Beerdigungsparty ist eine soziale Kraft spürbar, die alle Generationen umfasst. Sogar die Toten; Onkel Anastase nämlich, dessen Leiche im Sarg nebenan liegt. Und zu dessen Ehren man hier tanzt, lacht, sich vergnügt. Ich habe heute viel über das Menschsein gesehen, das ich bisher nicht in dieser Nacktheit erlebt habe. Vor allem auch wie Musik und Tanz nicht einfach Unterhaltung und Amusement sind, sondern den sozialen Kern der Menschen berühren, seine sich loslassende und hingebende Freude, sich mit anderen tanzend zu bewegen. Ich glaube, dass dies einen Zusammenhalt kreiert zwischen Menschen, die sich sonst im Alltag um sich selber kümmern müssen, und allein gelassen sind. Das wird in dieser Party aufgehoben.

Ein gemeinsames Schicksal erscheint. Als Kind, als Frau, als Mann, geboren draussen in der Savanne Afrikas. Darauf kann die Menschheit bauen. Bei allem Elend und aller Misere. Ich sehe eine junge Frau mit kurzen, krummen, verkrüppelten Beinen, die freudig mit den anderen mitgroovt. Es scheint ein integrierender, verbindender Geist anwesend. Jede Romantisierung ist aber komplett daneben. Es ist die Härte und Unerbittlichkeit des Lebens, die ein solches triumphierendes Trotzdem hervorbringen. Das Deuil als Lebensfest. Die Beerdigung als Daseinsparty. Eine komplett verrückte Nacht.

Samstag, 22.1.2022

Ein kühler, feuchter Morgen. Das Gedröhne des Deuils aus Lemfu höre ich bis acht Uhr morgens. Die Sonne dringt erst gegen

neun unsicher durch die dicke Wolkendecke. Augustin isst mit mir ein Brötchen. Ich kapiere erst jetzt wie das Deuil abläuft. Essen und Trinken gibt es erst nach dem Enterrement, nur für Gäste sozusagen, die auch Geld gespendet haben. Die Grablegung findet erst heute Morgen, statt auf dem Friedhof und nachher beim Haus des Verstorbenen das Zusammensein der Trauergemeinde, das Essen und die Verteilung der Kuh. Auch da, sagt Augustin kommt viel Volk dazu. Früher sei ein Deuil eine ernste traurige Sache gewesen. Man habe geweint und geklagt und traurige Lieder gesungen. Die Kinder hätten da nichts zu suchen gehabt. Heute aber seien Deuils zu Parties ausgeartet, wo es nur um die Vergnügung geht. Mich hat das zwar nicht gestört, aber ich merke, dass Augustin es pietätslos findet. Dass Deuils zu kommerziellen Festbetrieben geworden sind, mit welchem Trauerfamilien Geld verdienen wollen, findet er abstossend. Er erwähnt nicht, was nun mit den 40 Dollars geschieht, die ich gesponsert habe. Ob ich dafür etwas erhalten werde? Ich werde abwarten, was sich von selber ergibt. Wenn man mich behandelt wie einen normalen Gast des Deuils müsste man jedenfalls eine Art Dankeschön für mich bereithalten. Ich bin mal gespannt wie sich das auflöst. Gestern Nacht gab es jedenfalls weder etwas zu knabbern noch zu trinken. Nur eine Frau hat Lollipops verkauft.

Augustin ist den ganzen Tag beschäftigt mit Verwandtenbesuchen wegen des Deuils und mit dem Problem der Mehllieferung, die immer noch nicht geklappt hat. Unterdessen ist das Ersatzmehl in der Boulangerie ausgegangen. Es hat sich zwar gezeigt, dass das in Kisantu gekaufte Mehl dennoch einen guten Teig ergibt, obschon es das erste Mal sofort hiess, es eigne sich nicht, weil der Teig nicht aufgehe. Das sind die alten Spiele, die wir kennen. Wenn man nicht arbeiten will, sagt man einfach man habe keine Hu, keine Machete, oder die Maschine funktioniere nicht oder das Mehl sei nicht gut. Dann hat man frei bis es wieder los geht. Der Transport mit den 150 Sä-

cken Mehl steckt immer noch in Kinshasa fest. Augustin will aber den Mercedes 508 nicht da hin schicken, wegen der Tracasserie der Polizei, wahrscheinlich meint er damit Wegzölle, die man erpresst, und Kosten für das Benzin für die Fahrt usw. Ausserdem braucht man Passierscheine und bezahlt Strassengebühren usw. Blaise soll Morgen früh nach Kisantu fahren, um fünf Uhr, um ein paar Säcke Mehl zu kaufen. Gleichzeitig können zwei von Augustins Verwandten, die in Kilueka übernachtet haben, gratis bis Kisantu mitfahren und sparen damit 10'000 FCC, das sind fünf Dollars. Soviel kostet die Fahrt mit einem Töff. Das Rückgrat wird dabei gratis gelockert oder gebrochen, je nach Fahrstil des Motards.

Jolie ist stinksauer. Ein Bursche der Nachbarsfamilie hat sie in Lemfu während dem Deuil mit primitiven Worten angemacht. Das ist der ältere Sohn des kleinen Bruders von Augustin, der mit seiner Familie gleich neben dem Gebäude von Songanzila wohnt. Die Probleme mit dieser Familie haben jetzt eine Eskalationsstufe erreicht, wo Augustin eingreifen muss. Seine Verwandten benehmen sich so, als hätten sie besondere Rechte. Sie holen ihr Wasser von der Pumpe von Songanzila. Einer der Söhne sei einfach in die Bäckerei gegangen und habe ohne zu fragen und ohne zu bezahlen Brote genommen. Nun auch noch diese respektlosen Worte gegenüber Jolie, die hier für Ordnung sorgt. Die Jungs rauchen Hanf sagt Augustin, was für ihn ein Zeichen ist von Verwahrlosung und Respektlosigkeit. Die Eltern hätten bei der Erziehung versagt, schimpft Augustin. Der freche Bursche hätte auch die Schule abgebrochen. Eigentlich müsste man die Familie dazu bewegen von Kilueka weg zu ziehen. Auf die Länge seien sie eine Belastung für Songa Nzila. Sie wollen einfach nicht begreifen, dass sie keinerlei Rechte und Ansprüche hätten auf Dinge von Songa Nzila.

Vor der Miellerie warten seit Stunden zwei Verwandte auf Augustin. Sie seien zwar unangemeldet da. Er könne sie aber nicht einfach ignorieren. Das würde böses Blut geben. Er müsse ihnen sagen, er kümmere sich um sie, etwas Wasser geben, zu Essen, fragen, wo man schlafe; wie man zurückfahre. So sei eben Familie in Afrika. Und dann lägen die Verwandten ihm noch stundenlang in den Ohren mit ihren Problemen und Sorgen und man müsse sagen man kümmere sich darum und überlege, was man tun könne usw. Bei alledem dürfe man aber seine eigenen Jobs nicht aus den Augen verlieren, sonst versinke man und verliere man sich in den Problemen der anderen.

Augustin erzählt mir von der Zeremonie, die morgen im Haus seines verstorbenen und jetzt beerdigten Onkels Anastase stattfinden wird. Die Familie des Verstorbenen, also um genau zu sein: die Familie der Mutter des Verstorbenen, öffnet die Türe zu seinem Haus, die im Moment seines Todes verschlossen worden war. Manchmal werde auch nur die Kammer, in der der Verstorbene zuletzt lag, versiegelt. Sie darf erst nach der Beerdigung geöffnet werden. Sitte ist es, dass die Frau des Verstorbenen diese Haus- oder Zimmertüre nicht öffnen dürfe. Sie darf die Schlafkammer nicht betreten, weil da manchmal der Beerdigte leibhaftig auf der Bettkante sitze. Wegen Zauberei oder so. Manchmal seien Frauen in der Nacht aufgeschreckt, weil ein Mann neben ihnen im Bett lag. Deshalb habe man die Aufgabe des Öffnens immer dem Clan des Verstorbenen überlassen. Clanmitglieder des Verstorbenen würden die Türe aufgesperren und nachher sei das Haus oder die Kammer sicher für den Zutritt anderer.

Im Falle von Onkel Anastase sei es traditionell so, dass seine Familie nun sein Haus betreten und diejenigen Dinge, die nach dem matriarchalen Recht dem Clan des Mannes gehören, als Erbe in Beschlag nehmen dürfen. Da hätte aber ein Wandel stattgefunden. Es sei

heute nicht mehr zulässig, dass alle Güter des Mannes von seiner Familie abtransportiert werden und seine Frau und Kinder leer ausgingen. Aber es gäbe immer noch Schlaumeier und Banditen, die solche Gelegenheiten benutzten, um einfach in das Haus eines Verstorbenen einzudringen und den Fernseher, das Radio, das Bett oder die Werkzeuge mitnehmen. Deshalb werde man heute ein paar Verwandte des Clans der Frau und der Kinder von Anastase vor dem Haus postieren. Sie müssen darauf achten dass nicht Dinge abtransportiert werden, die gar nicht Anastase gehört haben, sondern seiner Frau und den Kindern. Man halte Wache in Stühlen vor der Lehmitüte in Lemfu. Manchmal gäbe es Konflikte, vor allem dann, wenn es tatsächlich etwas zu holen gäbe, ein Motorrad, ein paar Stühle, ein Tisch eine Uhr, Schuhe usw.

Sonntag, 23. Januar 2022

Augustin und ich reden beim Frühstück über die Rolle der Wissenschaft. Dass sie sich wieder um das Wohl der Menschheit kümmern müsse, statt um die schnöden Interessen der Mächtigen und der Wirtschaft. Das sei das Grundübel heute. Warum sitzen wir hier als Einzige in Afrika bei diesem so wichtigen Thema der Domestizierung von Speiseraupen? Während sich rundum alle anderen Unis mit bürokratischem Quatsch herumschlagen, den Impfstatus von Menschen in den Dörfern erforschen, Impfungen und Tests gegen Covid und solchen Blödsinn mitmachen, während weder eine angemessene Gesundheitsversorgung noch ein Schulwesen existiert das seinen Namen verdient. Augustin klagt dass die Trimester, die früher vier Monate gedauert hätten, wegen "Covid" auf zwei Monate geschrumpft seien. Schulen sind geschlossen., wenn Schüler ankommen. Oder Lehrer warten vergeblich auf Kinder. Ein Riesenchaos, nichts läuft und niemand hat etwas zu tun für das, wofür er

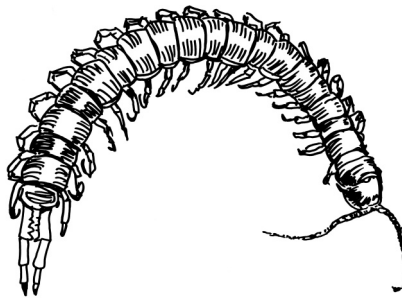
bezahlt wird. Die Demontage des Schulwesens in den letzten zwei Jahren ist beängstigend, weiss Augustin. Es ist ein neuer Tiefpunkt erreicht. Ziel sei es offenbar möglichst viele Leute möglichst dumm zu halten, damit man sie besser beherrschen kann.

Nachbarskinder kommen vorbei mit vielen Kabas, grosse Raupen von *Lobobunaea phaedusa*. Sie stammen vom Kilongo-Strauch (*Roofia vomitoria*). Ich brauche jetzt dann ein neues Gehege, weil das alte zu klein wird. Schon wieder neue Raupen. Zwei verschiedene Arten. Ich bin bald pleite wenn die Suche der Kinder so weitergeht. Aber sie sind clever geworden. Sie bringen die Raupen nun einzeln vorbei, wenn sie eine Gruppe gefunden haben. So lernt man rechnen. Die Aerarien sind löchrig geworden. Niemand kommt auf die Idee, dass man sie reparieren könnte wie Löcher in den Hosen.

Augustin kommt zum Abendessen. Chance hat gekocht. Jolie ist blockiert in Kisantu. Der Mercedes hat schon wieder eine Panne. Mehl hat man keines gefunden. Ein Problem reiht sich ans andere. Die Familie des verstorbenen Onkels macht Ärger. Sie kam heute angereist, um das Haus des Verstorbenen zu öffnen. Die Frau von Anastase hat dann alle Dinge, , die sich darin befanden, vor den Augen aller vor dem Haus ausgebreitet und vor den Augen ihre eigenen Dinge rausgenommen. Die Familie des Onkels war unzufrieden mit dem Rest, der noch da lag. Wo denn die schönen Kleider seien, die er getragen habe? Ausserdem habe man ihm eine alte Münze, das Mbambu des Clans, gegeben. Aber man fände die Münze nicht. Sie verdächtigen die Frau und ihren Clan, sie hätten Dinge verschwinden lassen. Dass sein Onkel das Mbambu besessen haben soll, das magische Reichtumsamulett seines Clans, das kann sich Augustin nicht vorstellen. Er habe ja nie auf dem Feld gearbeitet, sagt er. Wie kann er denn ein Mbambu gebrauchen, das seine Unternehmungen fördert zum Nutzen seines Clans? Er war ja weder Händler noch Unternehmer.

Aber nun dauern die Palaver endlos an zwischen der Familie des Onkels und der Familie seiner Frau. Sie haben sich alle in Kilueka versammelt bei Songanzila vor der Miellerie unter dem Terminalia-baum. Augustin kehrt nach dem Abendessen gleich wieder zu ihnen zurück, um eine Lösung für die unerfreulichen Erbstreitigkeiten zu finden.

Als am Abend Chance naht, um uns das Essen zu bringen, ruft sie mich von draussen, weil sie beim Hauseingang etwas auf dem Boden entdeckt hatte. Es ist ein mehr als zehn Zentimeter langer Skolopender, einer der gefährlichen Hundertfüsser, die sehr schmerzhaft beißen und manchmal Kinder töten können. Ich werde ihn präparieren und fotografieren. Augustin sagt, dass die Tiere einen lokalen Namen haben. Man weiss, dass sie gefährlich sind.



Montag, 24. Januar 2022

Die Familie des Verstorbenen, die gehofft hatte, eine Golduhr, einen Kühlschrank, oder wenigstens ein paar Klamotten zu finden, muss enttäuscht abziehen in ihr Dorf jenseits des Inkisi-Flusses. Der Onkel besass nicht mal ein Velo. Das einzige was sie mitgenommen haben, sei ein Telefon, berichtet Augustin beim Frühstück.

Moise ist daran die Daten zusammenzutragen für unsere Liste der gezüchteten Species von Mbinzo. Er hat viele Infos gesammelt. Blaise und Jolie sind noch immer nicht zurück aus Kisantu. Es gibt kein Mehl in der Bäckerei. Alles steht still. Die Travailleurs sitzen ums Feuer und warten auf Brot. Augustin nervt sich. Man weiss doch, dass die Bäckerei seit drei Tagen nicht läuft, also soll man auf's Feld arbeiten gehen. Aber man meint man hätte ein Recht auf Bedienung am Morgen, obschon es das vor unserem Projekt nicht gegeben hatte. Augustin denkt ernsthaft darüber nach mit dieser Sache aufzuhören. Es sei ja zu einem ernsthaften Nachteil geworden für die Arbeit., und nicht wie er gedacht habe, dass es die Arbeitsleistung fördere, wenn man etwas zum Frühstück gäbe. Dies hat sich ins Gegenteil verdreht. Die 200 Dollars pro Monat für Kaffee und Brot könne er sich sparen, wenn es nur dazu führe, dass die Leute nicht rechtzeitig zur Arbeit gehen.

Wir reden nochmals über die Finanzierung. Nun ist es offenbar so, dass sobald der Geschäftsbericht und die Abrechnung des dritten Projektjahres vorliegen, der Consultant des Hilfswerks vorbei käme, um den Plan für das Nachfolgeprojekt zu besprechen und anzupassen, damit dann im April die erste Tranche für das Nachfolgeprojekt bezahlt werden könne. Ich sage: April? Das ist in zwei Monaten. Es ist höchste Zeit, dass man etwas Gas gibt. Aber Augustin scheint fest zu glauben, dass das Nachfolgeprojekt unserer Kooperative akzeptiert ist und wir in den nächsten drei Jahre daran arbeiten können. Bis 2025 also. Das wäre toll, um etwas Kontinuität in diese Pionierarbeit zu bringen.

Gestern haben mir Kinder drei fette Raupen von *Imbrasia anthinoides* gebracht. Sie sind braungelb mit Stacheln und Augustin sagt, sie seien als Mbinzo nicht sehr beliebt, was mir auch Moise bestätigt. Sie fressen auf einer Pflanze, Mabusoboso genannte (*Costus* sp.), die

wie ein breitblättriges Gras aussieht, fast wie Mais, die einzelnen Schosse drei bis vier Meter hoch. Moise hat sie im Garten gepflanzt. Sie ist nicht verholzt, bildet also keinen Baum. Mir scheint, dass es eine interessante Pflanze sein könnte. Aber sie wird nur von Imbrasia anthinoides genutzt.

Jolie ist aus Kisantu zurück. Der Mercedes läuft immer noch nicht. Mehl hat man 50 Säcke gefunden, aber keinen Transport. Henry ist noch in Kinshasa und wartet bei der Mühle, wo die 150 Säcke Mehl lagern und darauf warten, dass die Betreiber der Mühle ihr Versprechen wahr machen, dass ein neuer Camion käme um die sieben Tonnen Mehl nach Kisantu zu bringen.

Augustin war bei den Soeurs in Lemfu um sich über den Stand der Ausbildung der Boursiers zu erkundigen, deren Schulgeld er bezahlt: Zehn Mädchen und vier Jungs. Als er bei der Missionsstation ankommt, ist die Schwester nicht da, respektive sie hat keines der Kinder informiert. Sie hätte Stress gehabt usw. Es seien drei der Schülerinnen schwanger zur Schule zurück gekommen. Sie sind wahrscheinlich zwischen 14-16 Jahre alt. Was denn nun mit ihnen geschehe, frage ich Augustin. Sie werden aus der Schule genommen, für ein Jahr. Die Eltern des Burschen, der das Mädchen geschwängert hat, müssen den Ausfall der Schule bezahlen, für die Mutterschaft und auch für das Neugeborene aufkommen. Und vielleicht könne das Mädchen dann in einem Jahr die Schule fortsetzen. Das sagt Augustin, als sei es die normalste und selbstverständlichste Sache der Welt. Und das ist es wohl auch. Aufklärungsunterricht gibt es nicht, weder in den Schulen bei den Schwestern, noch zuhause bei den Eltern. Die Probleme sieht man überall.

Dienstag, 25.1. 2022

Ein düsterer Morgen. Fanuelle kommt als erste vorbei. Sie bringt den grossen Kochkessel für die Herstellung von Aktivkohle. Danach erntet sie mit Chance die Pilze, die Augustin heute für die Bevölkerung zubereiten lassen will. Ein Testessen. Es sind viele Samia-Schmetterlinge geschlüpft im neuen Labor im Ökonomiegebäude. Fanuelle und Chance setzen die noch unverpaarten Schmetterlinge in eine Kartonkiste, die Paare, die sich gebildet haben, an die Hölzchen im Eiablagekasten. Das ist alles gut eingespielt. Gestern sagte Augustin noch, dass hier jede neue Idee, die man verwirklichen wolle, zuerst sofort auf Widerstand stosse. Zum Beispiel weil man entschieden habe, die Samias neuerdings als Eier auf die Zuchtbetten zu bringen, um ihnen den Laborstress der Aufzucht in den Plastikbecken zu ersparen. Zuerst heisse es dann immer : "Aah, Nein, das geht nicht. Das geht nicht", dann will man lange, dass es nicht funktioniert und schliesslich gibt man nach und tut so, als hätte man schon immer gewusst, dass es funktioniert. Der Mensch sei eben ein Gewohnheitstier, und die Trägheit die Hauptkraft des Universums.

Die Ameisen- und Rattensperren an den Hängebetten sind noch immer nicht angebracht. Das wird man jetzt machen müssen, denn in neun Tagen erscheinen schon die ersten kleinen L1 Raupen. Man kann glücklicherweise die Samias auf den Tag genau in ihrer Entwicklung planen und sogar die Uhr nach ihnen stellen. Da gibt es keinerlei Überraschungen, ausser man interessiert sich nicht dafür.

Es bleibt den ganzen Tag dick bedeckt und dunkelgrau mit wenig Solarstrom. Ich nehme meinen Mittagsschlaf früh, habe einen wirren Traum von einer woodstockartigen Riesenparty mit tausenden Leuten auf einem Openairgelände, wo Röbi Koller mit dem Helikopter einen Überraschungsbesuch macht, ich ihn aber verpasse, weil er schon wieder weg ist, alles ziemlich hektisch, aber recht unterhaltsam. Es

gibt solche B-Träume, wie trashige Filme wo man das Gefühl hat: "Also in diesem Traum sind die Schauspieler mies, und das Drehbuch stammt von einem notorischen Kiffer. Aber wenigstens muss man nicht viel daran herumstudieren. "

Degustation der Pilze in Kilueka. Fanuelle hat sie zubereitet. Man verteilt kleine Tellerchen mit den Pilzen an diejenigen Bewohner, die probieren möchten. Augustin erzählt seinen Dorfbewohnern kurz woher sie stammen und wie man sie züchtet. Allen schmeckt es sehr gut. Ein Mann berichtet die Pilze erinnerten ihn an einen Wildpilz, den er kenne. Es ist schon spät, das Licht schwach. Aber es gibt einige gute Fotos.

Ich will schon um 20 Uhr ins Bett gehen ohne Essen, als Jolie dennoch auftaucht und dann auch Augustin. Es gab Probleme in der Bäckerei. Der Bäckerei-Konkurrent, Sekten-Pastor Konda, hat Augustin besucht um mit ihm über die Preispolitik zu verhandeln. Weil der Pastor in seiner Bäckerei die Brote für 200 FCC (10 Cents) abgeschafft hat und sie neu für 300 (15 Cents) verkauft, haben die Frauen, die die Brote verteilen, gestreikt und sich geweigert die Brote abzunehmen weil sie sagen, dass sie diese nicht verkaufen könnten, weil sie zu klein sind. Der Pastor blieb auf 2000 unverkauften Broten sitzen. Nun sucht er schleunigst Augustin auf, um mit seinem Konkurrenten einen Deal zu machen, damit sie sich nicht gegenseitig kaputt machen. Augustin hat darauf seine Bäcker angewiesen die Brote für 200 FCC ebenfalls einzustellen und kleinere als die bisherigen für 300 FCC zu machen. Doch das haben die Frauen auch nicht akzeptiert und nun überlegt sich Augustin ob er die Bäckerei schliessen soll, bis sich die Aufruhr gelegt hat, denn irgendwie müsse man ja auch als Produzent auf seine Kosten kommen. Mir war von Anfang an schleierhaft, wie man mit diesem Personal, diesen Investitionen und diesem gewaltigen Aufwand noch einen

Profit machen kann, um langfristig die Bäckerei zu erhalten und jetzt sogar noch davon redet die Bäckerei zu vergrössern. Der zweite Ofen ist heute eingetroffen und es gilt morgen die neuen Pläne für den Erweiterungsbaubau fertig zu stellen. Augustin hat im Moment sehr viel um die Ohren. Auch Jolie arbeitet von früh bis spät und schläft beim Abendessen ein. Sie hat die ganze Betreuung der fast hundert Frauen, die die Brote verteilen übernommen.

Mittwoch, 26. Januar 2022

Es hat die ganze Nacht leicht geregnet. Ich schlafe länger als geplant bis nach sieben Uhr. Dann lese ich den Projektrapport von Augustin für unser Hilfswerk. Darin ist auffällig, dass er den Grund für den Niedergang der Samia Nachzuchten anders darstellt. Kein Wort davon, dass man der Genetik geschadet hat dadurch, dass man immer nur die letzten der Generation zur Weiterzucht verwendet hat. Vielleicht will er nicht den Eindruck erwecken man habe nicht richtig gearbeitet. Auch Führungsfehler sollten eigentlich kein Tabu sein. Wir lernen dabei sehr vieles über die Schwierigkeiten des Managements eines Projektes unter den hiesigen Bedingungen. Darüber reden wir am Frühstück. Die Schwierigkeit hier geeignetes Personal zu finden. Alles sind Anfänger. Niemand bringt fachlich etwas mit, worauf man bauen kann. Wir sind eine Lehrwerkstatt. Ausserdem wollen nicht alle Jungen auf dem Land arbeiten. Wir müssen Mitarbeiter 'On the Job' ausbilden. Das ist anstrengend. Und oft verschwinden sie dann sogar noch mit unseren Geräten.

Ich bin noch zwei Wochen hier. Moise hat begonnen, Daten in die Formulare einzutragen. Mir scheint aber, dass es nur zögerlich vorwärts geht. Ich sehe die ersten vier Dokumente, sie sind praktisch leer. Aber ich werde morgen nochmals vorbei gehen. Notfalls werde ich all seine Hefte kopieren und dann selber schauen, was man damit Sinn-

volles machen kann. Aber eigentlich hab ich keine Lust ihm den Job abzunehmen. Ich werde ja bei meiner Rückkehr auch so noch genug Arbeit haben damit das Buch druckfertig zu machen. Es heisst *Che-niculture et Reforestation*. Eben habe ich einen Abschnitt für das neue Buch geschrieben, den ich hier als Gedanke ins Tagebuch aufnehmen möchte: Vielleicht gleitet er sowieso zu fest ins Philosophische ab und wird deshalb im Buch letztlich nicht enthalten sein. Dann wenigstens hier:

Kulturelle Einflüsse werden bei technischen und naturwissenschaftlichen Fragen selten erörtert, obschon Akzeptanz in der Bevölkerung eine Bedingung für nachhaltige Entwicklungen ist. Der Respekt vor Kultur, Sitten und Gepflogenheiten von über langen Zeitenläufe historisch gewachsenen Gesellschaften ist ein oft unterschätztes Fundament von Innovation. Die soziologische Schrittweite von Neuerungen muss sorgfältig überlegt sein, um nicht einen unheilbaren Bruch herbeizuführen, der die Segnungen der Kräfte von identitätsstiftenden, konservativen Faktoren des Zusammenlebens von Menschen in einer von ihnen getragenen Kultur verwirft. Man meint machmal in der Überheblichkeit des Fortschritts, solche Hemmnisse locker übergehen und ignorieren zu können. Wegen den Vorteilen die man sich vorstellt. Aber man täuscht sich dabei gerne und verdrängt die Nachteile von Neuerungen.

Vielleicht kann dieser Grundsatz Erneuerer an ihre kommunikativen Pflichten erinnern: Je mehr eine Gesellschaft Neuerungen nötig hat, desto schwieriger ist es, sie ihr schmackhaft zu machen. Dies kann man hier in Afrika studieren. In einer Dorfgesellschaft im vergessenen ruralen Hinterland des Kongo, wo der Hunger das bestimmende Element des alltäglichen Lebens darstellt, ist es viel schwieriger, neue Sitten der Landwirtschaft und Ernährung in die Bevölkerung zu tragen, als in einer westlichen Gesellschaft, die

schon alles hat und für welche Neuerungen als Kitzel und unterhalt-same Mode figurieren.

Wer hier in Afrika seine Art des Lebens aufgibt, bei der er die Gewissheit hat, dass er damit überleben kann, nur um irgendetwas Neues auszuprobieren, das er nicht kennt, der wird fast mit Sicherheit untergehen und verhungern. Das wissen die Leute. Und deshalb sind sie zu recht vorsichtig und misstrauisch bei Neuerungen, die man ihnen aufschwätzen will; manchmal auch abspengstisch, negativ, abweisend und zurückhaltend. Zuerst muss erweisen, dass etwas funktioniert und Erfolg bringt. Dauerhaft. Das geschieht eben nicht mit billigem Palaver, sondern erst dann, wenn jemand über längere Zeit davon satt wird, und gesteigerter Wohlstand sichtbar wird und menschliches Wohlbefinden im neuen Habitat..

Wieviel Arbeitsleistung absorbiert eine Neuerung und wieviel trägt sie dazu bei, die alltäglichen Bemühungen für die Ernährung der Familie zu erleichtern, um etwas mehr Lebenszeit frei zu halten für andere menschliche Interessen vor allem soziale. Das ist eine Frage, die in Bezug zur Evaluation von Arten von Mbinzo als landwirtschaftliche Nutztiere noch kaum zu beantworten ist. Aber sie müsste eigentlich im Zentrum stehen, wenn man annimmt, dass zum Leben des Menschen auch gehört: Frieden, soziales Leben, Bildung, Musse, Kultur, Lebensfreude, Aesthetik, Wohlbefinden, Gesundheit, Sicherheit, Sorglosigkeit und vieles mehr. Landwirtschaft sollte ein Befreiungsschlag sein für die Menschheit, damit sie Lebenszeit für anderes einsetzen können, als nur für die Nahrungssuche. Aber, wie wir am biblischen Bild der Vertreibung aus dem Paradies sehen, hat die Abkehr vom Prinzip des Erntens ohne zu säen auch negative Seiten, das Gefühl nämlich, dass man einen paradiesischen Zustand verloren hat, als man im Schoss von Mutter Natur noch alles fand, was man brauchte. Bedeutet nicht Landwirtschaft demgegenüber: Schuften für

das tägliche Brot. Ich glaube, dass jeder Mensch irgendwie nachvollziehen kann, dass Landwirtschaft Frust bedeutet und Enttäuschung über den Geiz und das 'Versagen' der Natur, dass sie für uns Menschen zu wenig hergibt und man selber der Natur nachhelfen muss, damit man überlebt. Die Konflikte des Habitatswechsel mit der Vertreibung aus dem Paradies ist in Kulturen, wo noch eine Mischform aus Sammler- und Jägertätigkeit und Landwirtschaft besteht, wie bei den Bantuvölkern Afrikas, lebendig geblieben. Seien wir ehrlich: Haben wir nicht selber manchmal das Gefühl, dass es mühsam und ungerecht ist, dass man sich täglich abkrampfen muss, um zu überleben, und man gleichzeitig sieht, dass diejenigen, die dieses Schuftentum im Schweiß des Angesichts überwunden haben, die Städter, Parasiten sind, die andere berauben und ausbeuten?

Für die Situation in Afrika ist die Beobachtung interessant, dass es hier nie riesige Städte gab, keine historischen, urbanen Ansiedlungen wie Venedig, Rom, Athen, Peking, Köln, Madrid, Jerusalem, Luxor. In den Tropen gibt es keine Städte; fast nur Handelsposten an den Küsten, meist von Kolonialherren gegründet, von Handelskompanien und Sklavenhändlern. Kinshasa ist mit fast 20 Millionen Einwohnern keine Stadt. Kinshasa ist ein ins Unendliche gewuchertes, afrikanisches Dorf. Warum ist dies so? Warum gab es in Afrikas Tropen keine urbanen Ballungszentren? Sind sie einfach verschwunden, wie in Mittelamerika. Kurze Blüte und dann überwuchert? Oder standen schlicht Themen wie Vorrat, Handel und Begrenzung des Lebensraums nie so im Lebenszentrum, wie in den gemäßigten Breiten; dort bedingt durch Winter, in welchen das Überleben nur gelang mit Vorrat, mit Geld, mit Kredit bei anderen. da regiert die Gier nach Anhäufung und Besitz aus Angst vor der kalten Jahreszeit? Das fehlt in den afrikanischen Genen. Es ist dieses andere Lebensvertrauen, das uns denken lässt Afrikaner seien faul und planlos.

Donnerstag 27.1.2022

Dichter Bodennebel am Morgen. Nur zaghaft dringt die Sonne gegen sieben Uhr durch. Auf dem Tisch vor dem Haus sehe ich die wilden Pilze, die Augustin gestern da hingelegt hatte. Ein Mann, der gestern an der Degustation der Zuchtpilze teilgenommen hatte, sagte, dass der Geschmack ihn erinnere an Pilze, die er kenne. Und prompt brachte er sie gestern vorbei. Sie sehen aus wie *Pleurotus pulmonarius*, mit leicht beige-braunen Kappen, gutem Geschmack. Sie sind sehr verschmutzt. Wahrscheinlich wuchsen sie an einem Palmstrunk, auf der Unterseite an einem liegenden Stammes. Die Pilze haben Massen von Sporen produziert, eine dicker weisser Belag klebt auf dem Tisch. Ich zeige dies Fanuelle, damit sie versteht, weshalb es wichtig ist die Pilze früh zu ernten. Jedenfalls früher als man es bisher gemacht hat, damit man nicht alle Nährstoffe in Form von Sporen an die Luft verschenkt. Aber toll, dass wir schon die einheimische Sorte von *Pleurotus pulmonarius* gefunden haben. Ich werde ein Cellophan-säcklein mit den Sporen nach Hause mitnehmen, um da Zuchtversuche zu machen. Vielleicht kann ich das nächste Mal schon Brut der Kiluekasorte mitbringen nach Kilueka.

Mansala, ein früherer Mitarbeiter unseres Projekt - auch einer dieser eigenwilligen Gattung von "Ingenieurs", die meinen alles gehöre ihnen, für was sie bezahlt werden - habe Cirina forda Raupen gefunden in der Umgebung von Mbanza Ngungu, wo er wohnt. Dies berichten Leute, die ihn kennen: Christian, Moise, Fanuelle. Augustin ist interessiert, weil er diese begehrte Art seit bald zehn Jahren wieder einführen will in der Gegend von Kilueka, wo sie ausgestorben ist und zwar auf der ursprünglichen Pflanze, einem Savannenbusch mit dem Namen: *Crossopterix febrifuga*. Offenbar halte Mansala die Raupen auf dieser Pflanze und man zeigt Fotos, die er auf Facebook gepostet hat. Mansala will nicht reden und sagt nicht, wo-

her er die Raupen hat. Das ist typische Geheimniskrämerei. Er meint wohl, er sei etwas Besonderes, wenn er aus allem ein Geheimnis macht, das er für sich behält, wie der unselige Pilzprofessor, unser Ex-Fisch-Chef Dieumerci und wie sie alle heissen. Ich verstehe nicht woher diese Unart kommt, nicht offen zu sein mit anderen und aus allem ein Geheimnis machen zu wollen, wohl in der Meinung, man könne so mehr profitieren von einer Sache.

Später heisst es, Mansala habe die Raupen gekauft und wolle damit Geld verdienen. Er arbeite für irgendein nicht näher genanntes Bildungsprojekt der UNESCO in Mbanza Ngungu. Weshalb wollen die Ungeeignetsten immer Instruktoren werden? Es gab mit diesem Jüngling dasselbe Problem, wie mit viele 'Ingenieurs'. Es steigt ihnen sofort in den Kopf. Sie meinen sie seien nun jemand und könnten andere herumkommandieren. Alles gehöre von nun an ihnen. Exklusiv. Anstellung sei nur eine Formsache. Der Lohn wird als eine Art chronischer Lottogewinn gesehen, ohne Verpflichtungen. Man darf sich einfach als Sieger gebärden und rumprotzen. Aber eben, klagt Augustin, es ist schwierig die richtigen Leute zu finden. Ein Projekt zieht meist die Falschen an. Nur selten die Richtigen. Und die muss man dann eben pflegen, und ihnen nicht alles aufhalsen, was die anderen nicht tun möchten, weil sie sich zu edel dünken.

Freitag, 28.1.2022

Nebel hängt am Morgen zwischen Palmen und Kabisbäumen. Die Sonne geht im Dunst auf um sieben Uhr. Nsoka fährt mich nach Kisantu. Da werde ich wieder von einer streunenden Patrouille der DGM (Direction General de Migration) ausgemacht. Es sind Undercover-Agenten, wie mir scheint. In zivil. Es passiert dasselbe wie zuvor in Mbanza Ngungu. Ich lasse mir das Racial Profiling nicht

gefallen und mache solange weiter, bis der Chef der DGM persönlich sur place erscheinen muss und eine grosse Schar von Menschen sich versammelt, weil sie wissen wollen, was da los ist und was der Aufruhr soll. Polizei und Militär stossen dazu. Augustin ist gerade unterwegs nach Kinshasa und redet am Telefon mit den Uninformierten. Am Schluss muss die DGM-Clique klein begeben und mir den Pass und die Einladung zurückgeben. Sie ziehen den Schwanz ein und verduften. Die Leute kennen mich jetzt genauer als ihnen lieb ist. Sie wissen, dass ich da bin, wer ich bin und sprechen mich sogar mit meinem Namen an. Aber sie wollen ihre blöden Spielchen machen und das habe ich satt. Das mache ich ihnen klar. Sie werden sich an mich erinnern.

Ich kann all meine Emails durchchecken im Couloir, esse ein bisschen Poulet. Nsoka isst la Couronne, einen Salzfisch mit Fufu. Ich beantworte kdie wichtigsten Emails und übersetze dann mit DeepL Texte, die ich für das Buch geschrieben habe, auf französisch. Die Übersetzungen sind hervorragend.

Die Rückfahrt durch Staub und die Hitze ist anstrengend. Ich sehe im Spiegel dennoch bei Ankunft zehn Jahre jünger aus. Weshalb? Wegen dem orangen Puder der Strasse in meinen Haaren wird man vermuten ich hätte die Visagistin von Donald Trump engagiert. Meine sonst silbrigen Haare leuchten in einem sexy Orangebraun und auch das Makeup mit dem Strassedreck sitzt ausgezeichnet, wie wenn ich gerade aus der Maske des Schweizer Fernsehens käme. Ich dusche aber trotzdem und bin danach wieder so alt wie vorher, mit Knieschmerzen wegen dem disruptiven Gerüttel auf der Fahrt. Aber man soll froh sein, wenn man noch alle Knochen dabei hat, wenn man vom Töff absteigt. Mein äusserer Reproduktionsapparat braucht jetzt ein bisschen Auslauf, um sich wieder ergonomisch sinnvoll zu reinstallieren.

Bei der Rückfahrt sind mir am Strassenrand Plakate aufgefallen. Es sind riesige Stofftransparente mit Aufschriften wie "Mfumu irgendwas". Dazu das Bild eines meist massigen, finster dreinblickenden, schwarzen Mannes mit Bauchansatz – das bedeutet hier, dass es ihm gut geht – und "Von-oben-herab-Blick. Mfumus sind die Gurus Afrikas. Selbsternannte Erwerbsheilige, mit eigenen Tempeln, die man sich als eine Art Garage vorstellen muss. Aber jeder Mfumu hat eine Gemeinde. Auch der Pastor Konda, der grosse Boulangeriekonkurrent ist, wenn man so will, ein Mfumu, was Chef heisst. Bei uns nennt man sowas Sektenbruder. Sie haben alle ihre Gläubigen um sich geschart, von denen sie leben. Ich weiss nicht weshalb so viele Leute auf Teufel komm raus an irgendetwas glauben wollen. Die Mücken sind wieder verdammt aggressiv. Es ist über 30 Grad um 19 Uhr und windstill. Ist das die Rache der DGM: Wenigstens muss ich mit dem Gemück nicht lange reden. Hau drauf. Und Schluss.

Samstag, 29. Januar 2022

Fanuelle und Chance essen mit mir zu Abend. Jolie sei in Kisantu weil sie eine Frau ins Spital begleitet habe, die sich bei einem Motorradunfall verletzt habe. Armbruch. Als ich das Plakat des Mfumu anspreche reagiert Fanuelle sofort. Das sei ein Mauvaise. Ein Übeltäter. Es gäbe viele dieser afrikanischen Propheten und Gurus. Die meisten sögen ihr Publikum aus. Man mache Gespräche mit Leuten die auf Fotos zu sehen sind, Verstorbene. Was ich davon hielt. Ich sage nur, wenn jemand das Bedürfnis hat mit einem Verstorbenen zu reden, dann fände ich das normal. Schliesslich trauere man oft um Personen, die man vermisst. Das Problem ist vielleicht mehr, wenn diese Trauer und der Schmerz über den Verlust ausgenützt wird. Dann erzählt Fanuelle von ihrer Mutter. Als Kind sei

sie, Fanuelle, einmal am Abend mit ihren Geschwistern zu Hause gegessen. Es hätte nichts zu essen gegeben. Alle hätten Hunger gehabt. Ihre Mutter sei darauf zu ihrem Sekten Prêtre gegangen und habe ihm das bisschen Geld gegeben, das sie noch hatte. Alle seien hungrig zu Bett gegangen, wie oft.

Viele wollen sich eben, sage ich, ihr Glück von den Göttern kaufen, und meinen, dass wenn sie dem Priester und dem Mfumu etwas geben, dass er schauen werde, dass es mit Gewinn zurück komme. Man macht mit Gott Geschäfte. Aber das sind keine Götter, die sich kaufen lassen. Richtige Götter haben das nicht nötig.

Dann erzählt Fanuelle von einer Schwester die sehr schwer krank war und in ihrer Agonie plötzlich ganz laut nach ihrem Onkel gerufen habe: Onkel komm, hilf mir! Da hätten alle gewusst, dass sie sterben werde und man habe sie zur Kirche gebracht für die letzte Ölung. Sie starb aber nicht und als sie nach der Kirche wieder zu Hause war, war sie schon fast wieder gesund und erholte sich rasch.

Eine andere Geschichte, erzählt Fanuelle von einer Mutter die immer wieder in tiefem Schmerz an eine verstorbene Cousine denken musste. Sie war vor Trauer krank und schwach und lebensmüde geworden und rief immer nur den Namen ihrer Cousine. Eines Nachts sei ihr im Traum diese Cousine erschienen und habe gesagt: "Liebste, Du kannst jetzt noch nicht bei mir sein. Du musst noch bleiben". Die Cousine hätte sie im Traum am Arm genommen und in ihre Hütte zurückgeführt. Am Morgen sei sie gesund erwacht.

Was sollen wir damit anfangen? Unser wissenschaftliches Modell scheint nicht zuständig. Es ist ja nur ein kleines Modell in einer viel umfassenderen Welt, mit noch ganz anderen Phänomenen, als denen, die die Wissenschaft erklären kann. Ich will die Wissenschaft nicht klein reden, sie ist eine wunderbare Methode um gewisse Phänomene zu verstehen und nutzbar zu machen. Man muss aber akzeptieren,

dass es noch anderes gibt, das wir mit Logik und Kausalität nicht erklären können. Fragen wir uns doch einfach: Was machen diese Geschichten mit uns? Ist es nicht so, dass wir in ihnen etwas hören, das uns glücklich macht und sie uns eine gewisse Sicherheit geben? Vielleicht weil wir blöd sind und uns gerne selber täuschen. Das ist auch möglich. Aber wer ist die Referenz für die Wahrheit und Täuschungsechtheit unserer Empfindungen? Mein Taschenrechner? Du? Mein Meerschweinchen? Das Bundesamt für Statistik? Der Pfarrer, Guru, Mfumu? Wir sind es schlussendlich immer selbst.

Wir reden über das Problem der Blausäure im Maniok. Fanuelle sagt, dass man das Thema nur einmal kurz an der Uni kurz gestreift habe, vor allem wegen dem Verzehr von rohen Maniokknollen und von bitteren Blättern. Ich halte es immer noch für wahrscheinlich, dass die grosse Kindersterblichkeit in der DRC mit dem Blausäureproblem zu tun hat. Fanuelle hat als Kind Fufu zurückgewiesen. Sie isst auch keine Maniokblätter. Sie sagt dass sie sofort eine Reaktion des Körpers spüre. Es ist eben nicht so, dass die ganze Bevölkerung hohe Toleranzen für die Blausäure aufweist und genügend Rhodanase produzieren kann, um sie unschädlich zu machen. Soviel ich weiss benötigt dazu die Schilddrüse Schwefel. Dieser muss also auch zur Verfügung stehen, damit der Schutz vor der Giftwirkung der Blausäure funktioniert. Ich halte dies für ein krass unterschätztes Problem. Eine Milliarde Menschen sind davon betroffen.

Sonntag, 30.1.2022

Ich habe seit ein paar Tagen ein Problem mit dem linken Auge. Es hat sich unter dem unteren Augenlid eine Pustel gebildet, die mit Eiter gefüllt ist. Es sieht aus wie ein Fieberbläschen. Das stört zwar und verklebt die Augen, aber ist nicht schmerzhaft. Ich werde zuschauen und fragen, ob mir jemand ein paar Zitronen bringen kann zum Essen. Ich habe den Eindruck, dass mir das gut tun könnte.

Ich füttere die Tilapien in den Rundbecken mit Puppen von Samia. Sie fressen begierig. Im grössten der Becken hat es schöne Männchen, in einem prächtigen roten Brautkleid. Im mittleren Becken sind eher mittelgrosse Fische und viele kleine im dritten Becken. Aber die Pumpen laufen nicht. Ich sehe Nsimba nicht. Ein Problem der Führungslosigkeit wieder. Niemand ist zuständig und verantwortlich. Am Sonntag müssen alle Viecher für sich schauen. Auch die Perlhühner, die ohne Futter sind. Keiner kontrolliert was da geht. Man ist gerade dort, wo es brennt, bei der Bäckerei und den Rest lässt man liegen. Auch übergreifend zwischen den Bereichen Fischen, Raupen, Garten gibt es kein Interesse. Ausser Fanuelle gibt es niemanden, der seinen Job richtig ausfüllt. Vielleicht noch Frank am Morgen. Die Anderen warten auf Kommandos. Vielleicht erwarte ich zuviel. Gut möglich.

Wahrscheinlich müsste man die Mitarbeiterführung so gestalten, dass man am Morgen beim Kaffee die Befehlsausgabe macht und verlangt, dass sich jeder am Abend abmeldet mit einem Bericht, was er gemacht hat. Aber das bedingt, dass jemand da ist, der auch alle Jobs kennt. Nsimba z.B. Der für die Fische da sein sollte, wird oft für Anderes, Dringenderes eingesetzt. Mir ist diese Struktur nicht ganz klar, ein Gebiet, das noch viel Verbesserungspotential aufweist. Ich mische mich nicht zu fest ein. Ich will nicht an der Autorität von Augustin rumfummeln. Das muss ganz klar sein. Ich bin der Berater hier, der Planer und Plänezeichner und Bastler aber die Umsetzung müssen andere machen. Ich habe mich auch mehrmals geweigert den Job zu machen, den andere nicht machen wollen. Denn das bringt nichts. Dann meint man, dass, wenn Daniel da ist, man ihm alles überlassen kann. Damit will ich nicht anfangen. Soviel habe ich gelernt in den zwei Jahren, wo ich schon hier lebe.

Fanuelle ist mit mir alleine beim Abendessen. Jolie ist in Lemfu. Krank. Malaria. Chance ist auch krank. Viele sind jetzt krank sagt Fanuelle. Meist Malaria. Aber man gibt kein Malarone, sondern etwas Anderes, was den Erreger nicht beseitigt sondern nur dämpft. Ist man denn hier teilweise immun? Ja, vielleicht. Vielleicht höre ich. Eine Impfung gegen Malaria sei endlich in Sichtweite, sage ich. Ja, nächste Woche werde man erste Versuche machen. Aber nicht gegen Malaria sondern gegen Typhoid fever. Dann reden wir über die Thompstones, und woher diese Bezeichnung für gefrorene Fische kommt. Fanuelle meint, dass Thomston der Name sei für eine grossen, fetten Fisch. Das, was wir hier essen, diese kleinen aus den Kartonkisten, das seien keine richtigen Fische, das seien Chinchards. Das habe ich noch nie gehört. Was meint sie mit 'keine richtigen Fische'? Wahrscheinlich Beifang, der sonst zu Fischmehl verarbeitet wird, aber noch teuer den Kongolesen verkauft werden kann.

Fanuelles Name ist interessant. Er sei zusammengesetzt aus Fan und Emanuelle. Und ihr Nachname sei eigentlich Zedaros, und zwar deshalb weil ihre Mutter ihr den Nachnamen einer griechische Betschwester gegeben habe, die sie kennt. Diese hiess Zedaros. Ob denn das erlaubt gewesen sei damals, dass man einem Kind einfach einen beliebigen Nachnamen gibt? Ja. Aber sie hätte nur Probleme damit gehabt. In der Schule hätten alle gesagt: „Zedaros, das ist doch kein kongolesischer Name. Bist du keine von uns?“ Bis Fanuelle genervt den Namen abgekürzt habe auf Zeda. Und von da an hat man sie dann in Ruhe gelassen.

Montag, 31. Januar 2022

Dunkler Morgen, der zögerlich hell wird und dann wieder fast schwarz, so als wolle es grad wieder einnachten. Um 7.30 beginnt es

zu regnen. Christian kommt vorbei, um über das Buch zu reden. Um 10 Uhr besuchen mich Nsimba und Fanuelle. Sie zeigen mir ein Telefon. Wow! Schau her! Es ist meins. Sie hätten es in der Boulangerie gefunden. Ich bin erfreut darüber. Es ist sogar noch geladen. Sie sagen dass es vielleicht ein "Kleiner" war, der es mitgenommen habe. Egal. Ich freu mich, dass es zurück ist. Man hätte das Telefon ja auch einfach ins Gebüsch schmeissen können. Das hat der Voleur offenbar nicht getan, sondern einen Weg gesucht, um es unauffällig zurück zu bringen. Das freut mich.

Jolie hat einen Malariaschub. Am Abend kommen Fanuelle und Chance vorbei die das Abendessen zubereiten. Jolie bleibt zuhause. Als ich mich gegen 20 Uhr hinlegen will, ruft Augustin an. Er hätte noch viel zu erledigen in Kinshasa vor allem mache der neue Projektleiter des Hilfswerkes dauernd Ärger, indem er alle paar Minuten neue Dinge verlange, von denen vorher nie die Rede gewesen war. Dass nun alle Fakturen der Rechnungen nach Monaten und Datum neu sortiert werden müssen und ähnlicher Formalkram, der wahrscheinlich nur dazu dient, andere zu disziplinieren, ihnen Zeit weg zu nehmen und um Zahlungen hinauszuschieben, indem immer neue Forderungen gestellt werden. Typische Chaostkommunikation unseres Hilfswerkes. Statt einmal zu sagen wie man die Buchhaltung gerne hätte, erfinden sie nach Bedarf neues, wirres Zeugs. Uns hat man vor drei Jahren gesagt, als wir das Projekt gestartet haben, dass noch nie jemand in einem Projekt in der DRC ein so elaboriertes Buchhaltungssystem hatten wie wir. Aber nun sind Blockierbuchhalter und Kontrolleure wach geworden. Viel Geld, Zeit und Energie wird vergeudet, damit diese kleinen Zahlenwixer zufrieden sind, statt dass sie helfen Probleme zu lösen, schaffen sie möglichst viele, um diejenigen zu behindern, die produktiv arbeiten.

Wir geben Exceltabellen ab mit durchnummerierten und mit Datum versehenen Fakturen und digitalen Scans von jeder Rechnung. Man kann sie also leicht neu ordnen nach Datum. Aber das ist zuwenig Ärger gemacht. Man will, dass man alle durchnummerierten Originalfakturen nach Monaten neu auseinandernimmt und aufklebt und ablegt in den Ordnern! Sowas nennt sich dann Hilfswerk! Augustin ergänzt jedoch zufrieden, dass er nun Kontakt habe zum Service Medical des Hilfswerkes. Da wolle man an die Arbeit gehen um ein Pulver für Nahrungsbrei für mangelernährte Kinder herzustellen. Es soll auch unsere Raupen enthalten. Das war schon vor drei Jahren geplant. Aber damals verschwand über Nacht der "Docteur" des Service Medical mit einem nagelneuen Toyota, den das Hilfswerk für das Projekt gekaufte hatte, auf Nimmerwiedersehen im Ausland. Das war ein hohes Kadermitglied des Hilfswerkes, einer, der auch in der Politik mitgemischt hatte. Eine halbe Million war auch schon für das Projekt überwiesen, das Geld entweder versickert oder in "andere Projekte" verschoben worden. Es wird zuviel Schindluder getrieben mit Spendengeldern und man hat nicht die Eier, dazu zu stehen und offen darüber zu kommunizieren. Manchmal, wenn man solche Dinge anspricht, hört man nur: Es ist eben eine Kirche.



Aus Wilhelm Busch, »Der heilige Antonius von Padua«, 1870. Während Antonius meditiert, frisst ein Bär seinen Lastesel auf.

Dienstag, 1. Februar 2022

Um 6 Uhr weckt mich mein altes Telefon mit vertrauten Klängen. Die Batterie muss ich ersetzen. Sie ist im Eimer. Nach ein paar Stunden ist sie leer. Früher funktionierte das Gerät viele Tage lang ohne Aufladung.

Wir installieren die Barrieren für Ameisen und dann besuche ich Nsimba bei den Fischen. Er füttert die Tiere mit Pulver von zerstossenen getrockneten Raupen, und auch mit frischen Raupen und Puppen. Die Fische sind ganz wild darauf. Bei den grossen Tilapien-Männchen im Rundbecken kann Nsimba sogar von Hand füttern und die Fische reissen ihm die Raupen aus den Fingern. Die Tiere sind kräftig gewachsen. Man hat sie offenbar gut nach Geschlecht getrennt. Morgen werden wir darüber reden, wie wir die Fische ansetzen für die Eiablage. Vielleicht installieren wir eine Pumpe in einem Aquarium für ein Paar. Den Rest überlassen wir der freien Party Stimmung im grossen Becken. Die Farbe des Wassers ist von grün etwas ins ockerbraune über gegangen; ein Zeichen dass die Fauna zu funktionieren beginnt und die Algen reduziert werden.

Fanuelle liest im Esszimmer meine Texte und macht Notizen. Jolie ist noch immer krank. Ich habe die Nkunkuchefs fotografiert und schreibe den ganzen Tag an verschiedenen Texten für das neue Buch, aber auch für anderes. Der Betrieb bei Songa Nzila scheint reduziert. Es sind viele krank, oder warten auf den Lohn. Augustin muss Lohn aus Kinshasa mitbringen. Aber wie immer ist das Problem, dass man ihm selber das Geld nicht ausbezahlt, das man versprochen hat. Viele Projekte scheitern hier einfach an der Stümperhaftigkeit der Hilfswerke und ihrem bürokratischen Unsinn, den sie zu Lasten der produktiven Kräfte endlos aufblasen. Ich weiss: Ich wiederhole mich. Bitte um Nachsicht.

Augustin ist noch nicht zurück. Fanuelle ist für alles zuständig. Ihre Mitbewohner warten einfach bis sie gekocht hat. Moise und Christian kann ich nicht verstehen. Es ist richtig peinlich dieses Ge-
habe. Es sind Verhaltensmuster, die in ihnen ablaufen, die mich nachdenklich machen. Ist der Mensch wirklich so programmiert und unfrei, dass er das selber nicht merkt? Oder stellt er sich nur so dumm, weil es für ihn bequem ist?

Donnerstag, 2.2. 2022

Jolie ist in der Krankenstation, berichtet Fanuelle am Morgen. Es seien Komplikationen wegen Malaria aufgetreten. Wir arbeiten am Morgen in der Fischzucht. Die Rundbecken werden entleert, um etwa 170 kleine Fische von im Durchschnitt zehn Zentimetern Länge ins grosse Becken zu geben. Es hat zwei grössere Fische dabei. Diese werden wir für die Nachzucht aufbewahren. Zuerst sollen die beiden Zuchtaquarien im Hausinnern wieder in Betrieb genommen werden. Die Filter müssen gereinigt werden. Das Wasser gewechselt, dann neu aufgebaut. Und dann setzen wir ein schönes Paar in jedes Aquarium und hoffen dass die Pumpen funktionieren. Die Stecker die wir gekauft haben passen nicht in die Steckdosen. Eines der typischen Probleme hier. Es gibt zwei Systeme von Erdungen die unkompatibel sind, aus welchen Gründen auch immer. Jedenfalls haben wir genau solche Adapter für Kabel gekauft, die nicht in die Wandstecker passen. Entweder man muss alle Wandstecker rausreissen und auswechseln oder wir können alle diese Adapter so nicht brauchen. Das Gebastel geht in die nächste Runde. Gong.

Es hat wirklich schöne grosse Fische und ich habe die Arbeit des Fischteams klar unterschätzt. Morgen wird Christian mit seinem Team den Schlamm aus dem kleine Becken ausräumen, damit es wieder gefüllt werden kann, um später Fische aufzunehmen. Fanuelle

sagt dass sie heute gehört habe dass in Kinshasa 28 Menschen bei einem Unfall gestorben seien. Stromschlag an einem der Hauptmasten einer 50'000 Volt Leitung. Achtundzwanzig Tote! Fanuelle hat Angst vor Strom. Du hast recht, meine ich, dass man Respekt hat. Und, dass man lernt damit umzugehen.

Donnerstag 3.2.2022

In der Nacht stehe ich auf, schaue auf die Zeit, 23.30 Uhr. Jetzt, wo ich das gestohlene und wieder aufgetauchte Telefon in der Hand habe, denke ich, könnte ich nachschauen ob meine alten Adressen und Fotos noch da sind, oder, ob der Dieb alles gelöscht hat. Wie! Was seh ich da? Eine ganze Reihe von neuen, unbekanntem Bildern erscheinen; aus dem Unterholz; im Dschungel; hinter Hütten. Diese Fotos sind nicht von mir. Ein Foto von einer Frau, ganz entfernt, die am Boden kauert und telefoniert. Hinter der Lehmziegel-Hauswand, um die Ecke geschossen; das Bild eines alten Mannes, vornüber gebeugt an einer Feuerstelle. Ein Haus aus Lehmziegeln. Nicht von mir. Bilder in der Nacht. Eine ganze Serie. Und dann, völlig überraschend: Das Foto eines Gesichtes, ganz nah. Grosse Augen eines Kindes. Eines Jungen. Mir kommt er bekannt vor. Es scheint eines der Nachbarskinder zu sein, aber so gut kenne ich diese nicht. Dann noch ein Bild vom gleichen Gesicht, eindeutig zu erkennen. Ist das der Dieb? Es scheint so. Wie skurril! Er hat sich selber fotografiert.

Als ich am Morgen die Fotos Fanuelle zeige, erkennt sie den Jungen sofort. Es ist Parfait, eines der Kinder, die gleich nebenan leben, ein Sohn des Bruders von Augustin. Einer, der auch schon oft bei mir war und mir Raupen verkauft hat. Er ist vielleicht acht Jahre alt. Christian wird gerufen. Er erkennt den Jungen ebenfalls. Eindeutig. Nun erzählt Fanuelle von einer Häufung von Diebstählen in der letzten Zeit. Die Atmosphäre sei deswegen mit Verdächtigungen

verseucht, klagt sie. Nicht nur viele Dinge sind weg gekommen. Fanuelle ist überzeugt dass noch zwei weitere Vorfälle auf das Konto dieses Jungen gehen. Einmal seien sie und Chance kurz zu den Samia-Raupen gegangen, um sie zu füttern. Ihr Essen, das sie zuzubereiten hatten in ihrer Hütte, hätten sie unbeaufsichtigt gelassen. Als sie zurückkamen, waren die Spüeisen versalzen und mit Oel übergossen. Salz und Öl war vertretet im ganzen Haus.

Ein andermal habe Chance Wäsche gewaschen und ihre Kleider zum Trocknen, wie es üblich ist, auf dem Rasen an die Sonne gelegt. Da sei dieser Junge, Parfait, gekommen und habe auf ihre Kleider gepisst. Chance erwischte ihn in flagranti. Er habe alles abgestritten und sein Vater hätte, nachdem man ihn informiert habe, und er versprochen habe, er werde mit seinem Sohn reden und sich melden, nichts getan. Gar nichts. Das scheint eine ziemlich problematische Familie zu sein. Augustin hat mir gegenüber schon geklagt von seinem kleinen Bruder, dass er und seine Frau und die Kinder sich Rechte und Freiheiten herausnähmen, die ihnen nicht zustünden. Er wünsche, dass sein kleiner Bruder mit seiner ganzen Familie abhaue. Das verstehe ich jetzt. Die Vorfälle scheinen eine Geschichte zu haben. Auch die beiden halbwüchsigen Söhne dieses Nachbarspaares machen Probleme: Schulabbruch, Mädchen geschwängert, Rumpöbeln.

Mir ist klar, dass ich abwarten werde bis Augustin da ist. Das muss eine ganzheitlichere Strategie haben, damit sich das Problem etwas lösen kann und der Eiter aus diesem Pickel an die Luft und ans Licht kommt. Interessant ist, dass vermutlich derselbe Junge schon gestohlene Dinge zurück gebracht habe, nämlich, als aus Jolies Zimmer 230'000 FCC gestohlen wurden, das sind über 100 Dollars. Jolie sei darauf vor der Hütte gesessen und habe geheult und ganz wütend gedroht, sie werde ihren Vater holen und einen Fetischeur, einen ganz bösen Zauberer des Nachbardorfes engagieren. Der Dieb werde es für

immer bereuen. Fanuelle kommentierte dies so, dass die Leute in Kilueka Angst haben vor dem Nachbardorf, weil da mächtige Fetischeure wohnen, die schreckliche Flüche herstellen.

Am nächsten Tag sei ein Teil des Geldes zurückgebracht worden. Jolie sei nochmals für alle im Dorf hörbar in Weinen und Klagen und Schimpfen ausgebrochen und habe gedroht, dass sie nun erst recht den mächtigsten Fetischeur holen werde, weil der Dieb nicht alles zurückgebracht habe. Am Tag darauf war der zweite Teil des Geldes auch wieder da. Es fehlten nur 15'000 FCC, das sind sieben Franken. Hatte der Dieb die Drohungen Jolies gehört, direkt, oder indirekt? Hatte er Angst vor dem Fetischeur? Ein Auftragsdiebstahl konnte es jedenfalls nicht gewesen sein. Sonst wäre das Geld längst für immer verloren gewesen.

Wie ist das mit dem Telefon? Ist es nicht seltsam, dass der Dieb es nicht einfach in einen Bach geschmissen hat, um es los zu werden, sondern dass er es zurückgebracht hat? Es muss also etwas in ihm gerufen haben, dass er es zurückgeben muss. Das hätte kein professioneller Dieb getan. Auf Kleider zu pissen ist ein Markierungsritual bei Pubertierenden und Männern, Eifersuchtsverhalten, auch das Versalzen der Speisen der beiden Frauen. Das ist so wenig kindlich. Ein Kind klaut doch ganz anders und macht ganz anderen Blödsinn. Es klaut etwas für den Mund, oder stolpert über Dinge, die es sich aneignet wie eine Mango, die am Boden liegt, oder eine Raupe auf einem Ast. Wo ist da der Unterschied zu einem Handy auf dem Tisch? Aber so, wie sich der Junge verhält? Sicher werden die Eltern einiges zu erzählen haben. Der Vater habe sich öfters beschwert, dass man immer seine Familie und seine Kinder verdächtige, wenn etwas fehle. Dabei, behauptet er, seien sicher die Arbeiter von Songa Nzila schuld. So zerstören Intrigen das Arbeitsklima. Was sagt Augustin? Er ist ja der Bruder des Vaters des Diebes.

Noch anderes kommt hoch. Fanuelle erzählt von einer weiteren Geschichte, als man Minsendi Raupen auf den Acaciabäumen auf dem Gelände von Songa Nzila ausgesetzt habe. Ein Mann hatte eine ganze Plastikkiste der lebendigen Tiere gebracht und man hätte sie ihm abgekauft, um zu schauen wie sich die begehrten Speiseraupen im Freien auf unseren niedrig gehaltenen Acaciabüschen entwickeln.

Ein paar Tage später sei eine Frau gekommen und hätte fast exakt die selbe Menge derselben Raupen an die Leute von Songanzila verkaufen wollen. Das kam Fanuelle verdächtig vor, weil gleichzeitig alle Minsendis draussen verschwunden waren. Sie fragte die Frau, woher sie die Raupen hätte. Diese antwortete: „Die sind nicht von mir. Ich habe sie nur gekauft von einem Jungen.“ Es war Parfait, der sich auf meinem Handy selber fotografiert hatte. Als man den Knaben fragte, sagte er, dass er zu zweit gewesen sei. Aber wieder sei sein Vater der Meinung gewesen, sein Junge sei das nicht gewesen usw. Die Geschichte kommt mir irgendwie bekannt vor, sage ich. Ich habe nämlich schon länger den Verdacht, dass die meisten Raupen die man mir auf Accacia bringt, vermutlich von den Bäumen stammen, auf denen Moise die Raupen in unserem Gartebn ausgesetzt hat, um als Teil unseres Projektes zu beobachten wie sie im Freien gedeihen. Das muss man im Auge behalten, wenn man über "Mortalität" von Raupen im Freien auf dem Gelände von Songanzila redet. Es gibt noch zweibeinige Predateurs,

Augustin kommt nach dem Eindunkeln in Kilueka an. Es gibt viel zu erzählen. Von der Demaskierung des Voleurs, der auf magische Weise selber seine Identität enthüllt hat; von den verschiedensten anderen Vorfällen. Augustin ist klar dass er die Familie von Parfait zur Rede stellen will. Es muss ein für alle mal klar gemacht werden, dass dieses Verhalten nicht toleriert wird, und dass es weder gedeckt noch entschuldigt ist dadurch, dass Augustin der ältere Bruder ist. Das hat

mit Familie überhaupt nichts zu tun, sagt er. „Aber“, wende ich ein, „Augustin. Man wird vorsichtig sein, dir als Respektperson Vorhaltungen über diese Familie zu machen, weil man weiss, dass ihr verwandt seid. Da wird man vielleicht denken, dass du möglicherweise damit einverstanden bist, dass sie bevorzugt behandelt werden und sich das erlauben können. Mir scheint das auch ein Problem von Eifersucht zu sein. Man ist eifersüchtig auf die, die bei Songanzila arbeiten.“

Dann berichtet Augustin von seiner Unterhaltung mit den Leuten des Hilfswerks. Da hat man ihm natürlich wieder einen Berg von bürokratischem Schwachsinn aufgetischt, dass man Fakturen, die zu mehreren auf eine Seiten geklebt waren, alle entfernen und auf Einzelseiten kleben müsse und solche Kindergartenjobs, für die sich die Herren im Hilfswerk zu edel finden, und es deshalb an ihre "Partner" deligieren; wie eine Strafaufgabe in der Primarschule. Exerzieren auf einem Gefängnishof. Das ist genau das Niveau: Schulmeisterlich primitiv. Mir sind wieder die Alarmglocken geschrillt, als Augustin erwähnt, man habe ihm empfohlen einen Contable zu engagieren, der die Buchhaltung so macht wie das Hilfswerk es möchte. Das grosse Problem ist nur, dass das Hilfswerk gar nie gesagt hat, wie sie es gerne haben möchten und es weder überlegt haben noch einer von ihnen weiss, von was sie reden. Jetzt soll das "Neue System" in einem zweitägigen Kurs an Projektleiter vermittelt werden, die mit dem Hilfswerk zusammen arbeiten möchten. Das tönt gut, sage ich. Ich möchte dieses "Neue System" aber schwarz und weiss auf Papier sehen. Und ich möchte wissen, wer es unterschrieben hat, falls man zwei Tage später wieder mit einem "Neuen Neuen System" daherkomme, das ganz anders ist und man dann die Quittungen wieder anders, oder auf eine andere Papierfarbe aufkleben darf, als kleiner Schulbube, der sich von solch unnützen Bürosäcken drangsalieren

lassen will. Augustin ist froh, dass ich an diesem Meeting mit dem neuen Projektleiter M. nicht dabei war. Das ist genau einer von der anmassenden und eingebildeten Sorte von Hilfswerkklern, die ich auf der Latte habe; solche nämlich, die Projekte behindern, statt zu helfen, dass sie vernünftig realisiert werden können und die ihre eigene Blödheit verstecken hinter Plänen und "Systemen", die man niemandem offenbaren will. Ich bin mal gespannt, wie das "Neue System" des Hilfswerk aussieht. Es wird wohl wie immer damit enden, dass man nochmals etwa zehn Leute anstellt, die den ganzen Tag im klimatisierten Büro vor einem Laptop hocken und zwar jeder so platziert, dass die anderen nicht auf seinem Screen sehen können, wo gar nichts getan wird. Vielleicht werde ich jetzt dann doch mal wieder einen Besuch in Bern machen im neuen Luxustempel des Hilfswerks neben dem Bahnhof und da ein bisschen Klartext reden über respektvolle und vertrauensvolle Zusammenarbeit, und über die erwünschte göttliche Erlösung von der peinlichen und komplett destruktiven Kindergartenmentalität und endlosen Bürokratisierung in dieser dysfunktionalen Bibelgruppe.

Freitag, 4. 2. 2022

Augustin bittet mich, ihm mein Telefon zu geben. Er will mit dem kleinen Dieb sprechen unter vier Augen. Ich habe ihm empfohlen dies zu tun, bevor er dessen Eltern informiert. Sonst setzten sie das Kind unter Druck und Augustin erfährt nie, wie es in der Seele dieses Jungen aussieht und was genau geschehen ist, weil man ihm verbieten wird zu reden, damit nicht noch mehr ans Tageslicht kommt.

Augustin spricht mit Parfait. Er fragt ihn zuerst ob er das Telefon gestohlen habe. Er streitet ab. Dann zeigt er ihm die Fotos auf dem Telefon. Bist Du das? Er schweigt. Schliesslich gibt der Knabe zu, das Telefon gestohlen zu haben. Er habe es immer bei sich im Ruck-

sack gehabt. Als die Batterie leer war, habe er versucht das Gerät aufzuladen in der Bäckerei, weil er wusste, dass man dort Telefone laden kann. Niemand hätte ihn da gesehen, als er da eingesteckt habe. Er wollte das Telefon also gar nicht zurückbringen, wie ich zu seinen Gunsten vermutet hatte.

Ob er auch derjenige gewesen sei, fragt Augustin, der am Stromkabel gezogen habe, das in Daniels Büro führt. Oh, Nein! Das sei er nicht gewesen. Augustin droht, dass, wenn er nicht die Wahrheit sage, das grosse Probleme für ihn und seine Familie zur Folge habe. Am Schluss gibt Parfait auch diese Tat zu. Er habe am Stromkabel gezerrt und das Ladekabel gestohlen. Er habe es aber schon kurze Zeit später fortgeworfen, auf dem Weg, der vom Dorf hinab zum Baignoire führe. Augustin sagt, dass bei diesem Diebstahl ein Ventilator kaputt gegangen und Daniels Bildschirm beinahe zu Boden gefallen sei. Er hätte es nicht gesehen, behauptet Parfait, aber zugleich sagt er auch, er hätte gesehen, dass der Ventilator am Boden liege usw. Die Sache ist also soweit geklärt. Die Eltern wissen noch nichts davon offiziell. Aber man redet sicher darüber. Der Junge sagt, man solle es seinen Eltern nicht sagen, weil er sonst geschlagen werde.

Nach dem Abendessen kommt Chance zu uns. Ich habe Augustin informiert über die Vorfällen mit den Kleidern und dem Versalzung des Essens.. Chance selber hatte bisher Augustin nichts davon berichtet. Nun hat sie Mut gefasst und berichtet ihrem Chef: Nachdem der Junge auf ihre frisch gewaschene Jacke gepisst habe, die zum Trocknen auf dem Rasen lag, habe sie ihn zur Rede gestellt. Was machst Du da? "Das war ich nicht", stritt Parfait ab obschon er mit offenem Hosenladen daneben stand. Er ist abgehauen. Chance habe darauf die Jacke genommen und sei zum Haus von Parfaits Familie gegangen, gleich über die Strasse, neben dem Gebäude von

Songa Nzila. Der Vater habe aber nur gesagt, sie solle davon lassen. Er werde sich darum kümmern. Geschehen sei absolut nichts, keine Entschuldigung, keine Antwort. Nichts. Dasselbe Verhalten war beim Vorfall mit dem Salz und Oel. Chance und Fanuelle seien absolut sicher, dass nur Parfait das gewesen sein konnte. Er hatte sie zuvor beobachtet. Als Fanuelle und Chance kurz hinüber gingen zum Füttern der Raupen, habe Parfait das Salz überall verstreut im Zimmer. Oel wurde in den gesalzenen Fisch gegossen. Auch dies wurde Parfaits Familie berichtet. Und auch dieses Mal hätten sie nicht reagiert, nicht mal Parfait gerufen und gefragt, ob er es gewesen sei. Und zu allerletzt, als das Telefon von Daniel gestohlen wurde und man darüber im ganzen Dorf sprach, habe der Vater von Parfait, der kleine Bruder von Augustin, sogar die Frechheit gehabt laut und für alle hörbar zu drohen, dass er einen Fetischeur holen werde und dieser dann schon enthüllen werde, wer von den Leuten von Songa Nzila das Telefon von Daniel geklaut habe. Die Geschichte nahm dann aber eine überraschende Wendung. Das Telefon hat den Täter demaskiert und mit den Fotos bewiesen, dass sein eigener Sohn es geklaut hatte.

Die lauthalsen Vorverurteilungen der Mitarbeiter von Songanzila durch den Vater von Parfait, in diesem aggressiven Ton, geben deutliches Zeugnis vom Charakter dieses Mannes und zeigen sein gestörtes Verhältnis zu seinen Nachbarn, der Genossenschaft Songanzila, deren Direktor sein Bruder Augustin ist. Offenbar dulden die Eltern jeden Blödsinn von Parfait. Aus Schadenfreude.

Ich weise Augustin erneut darauf hin, dass er als Bruder von diesen Vorfällen nie etwas mitbekommen habe, weil man dachte, dass er den Unfug dulde, weil es das Kind seines Bruders betreffe und also ein Fall der Familie sei. Da will sich niemand einmischen. Das könnte gefährlich sein. Dies hört Augustin natürlich nicht gerne und er sagt ganz klar, dass das unentschuldbare Verhalten des Nachbarn ab-

solot nichts damit zu tun habe, dass er sein Bruder sei. Diese Familie sei einfach foutu, kaputt. Das sei sie. Er werde ihnen verbieten, jemals wieder einen Fuss auf den Boden von Songanzila und in die Häuser, Umschwünge und Gärten zu setzen. Damit sei jetzt Schluss. Er werde eine Liste machen mit all ihren Verfehlungen, auch von deren beiden älteren Jungs, die sich Taten erlaubten, die absolut untolerierbar sind. Jetzt habe man mit dem Telefon sogar einen unbestreitbaren Beweis. Chance ist erleichtert.

Samstag 5. Februar 2022

Beim Frühstück frage ich Augustin: Hat der Junge Parfait jemals den Anschein gemacht, dass er bereut, was er getan hat? Nein, nie! Nicht eine Sekunde. Hat er nicht gesagt, frage ich, dass es ihm leid täte, dass er wisse, dass es ein Blödsinn war, oder dergleichen? Nichts. Nicht mit einem Wort. Dies nun scheint mir sehr gravierend. Es ist kein Schuldbewusstsein da. Es scheint, als halte Parfait sein Verhalten für toleriert und rechtens. Als dürfe er das. Offenbar hat ihm nie jemand beigebracht, was die Grenzen sind, was Respekt vor der Person bedeutet, oder vor dem Eigentum anderer. Alles erlaubt er sich. Ohne Skrupel. Mit einem solchen Vater allerdings, der sich nicht entschuldigt bei Geschädigten, kann man sich das gut vorstellen. Normalerweise wäre es doch so: Wenn jemand erfährt, dass sein Sohn einen Mist gebaut hat, stellt man ihn zur Rede, befragt ihn, ob er es gewesen sei und wie er das wieder gut zu machen gedenke. Man entschuldigt sich. Nichts von dem geschah. Es waren eben nur die Leute von Songa Nzila. Mit denen hat man offenbar ein Problem von Neid und Eifersucht. Jedenfall etwas Ernstes.

Augustin und ich besprechen den Fall von Moise. Er kommt mit seiner Arbeit nicht vorwärts, respektive will irgendwie nicht. Und jetzt hat er gefragt, ob er zu seiner Schwester gehen dürfe, weil de-

ren Bruder gestorben sei. Noch bevor Augustin überhaupt Ja, oder Nein sagen konnte, ist er gestern abend schon nicht mehr in Kilueka gewesen. Augustin habe ihn gesucht, weil er von ihm alle Unterlagen zu den Zuchtversuchen ausgehändigt haben wollte, damit ich mir diese in Ruhe anschauen kann, um abzuschätzen, ob es möglich ist, daraus diejenigen Daten zu extrahieren, die wir für den Schlussbericht benötigen. Moise hatte das Labo aber schon abgeschlossen. Chance musste ihn per Anruf auffordern zurück zukommen, was er schliesslich tat, und Augustin die Hefte und Bücher übergab.

Schon am Morgen ist klar, dass genug Daten da sind, und dass Moise einfach weder versteht noch verstehen will, was er damit machen soll, oder sich extra dumm anstellt, damit andere seine Arbeit machen. Augustin sagt, jemand anderer solle die Arbeit von Moise machen. Nein, protestiere ich. Das machen wir nicht so, dass wir den Job von Faulen wieder auf die Schultern der Fähigen und Willigen laden, damit man die auch noch kaputt macht mit dem Widerwillen und der Unfähigkeit von Typen wie Moise. Es ist genau das, was er doch will; abhauen ohne Arbeit und seinen Müll anderen aufhalsen. Und dafür wird er auch noch bezahlt. Die Blöden sind die Zuverlässigen, die sich Mühe geben. Nein. Da mach ich nicht mit. Er macht das selber oder wird fristlos gechasst. Schliesslich willigt Augustin ein. Moise sei morgen wieder da. Ich erwarte ihn schon mit dem Job. Die erste Aufgabe ist mehr als simpel. Alle Neuzugänge von Raupen ins Labor zwischen 2017 und 2019 nach Arten und Monaten einteilen, sodass man damit zeigen kann welche Raupenarten im Jahresverlauf vorhanden sind; ein Zusatz zum Monitoring an der Lichtfalle. Das ist ein Job von einem Tag. Höchstens. Wenn er das gemacht hat, richtig gemacht hat, kann man weiter reden über die nächsten Jobs. Moise wollte ja immer alles an sich reißen. So soll er es haben. Er soll seine Sache selber zu Ende bringen. Oder verschwinden. Aber

nicht weiter tatenlos dahocken und andere seine Arbeit machen lassen. Das dulde ich nicht.

Augustin hat Probleme mit der Auszahlung der Löhne, weil das Hilfswerk immer noch nicht bezahlt hat. Er braucht rund 2000 Dollars dafür. Er sagt er werde schauen, ob er Geld von der Bäckerei ausleihen könne. Das zeigt erneut, wie die Idioten im Hilfswerk in Kinshasa ihre Probleme einfach auf die Leute an der Basis abwälzen, die sich den Arsch aufreissen ein Projekt zu machen, das die selbstgefälligen, edlen Helfer nicht finanzieren. Jeder von diesen Mächtegernheilands hat ja pünktlich seinen Lohn auf dem Konto. Was kümmert es sie da, wenn Arbeiter des Mbinzoprojektes wieder nicht bezahlt werden für ihre Arbeit in der Savanne Afrikas? Ich könnte kotzen. Aber Augustin denkt noch immer, dass Diplomatie weiter hilft. Ich sage ihm, dass er auch mal einfach Nein sagen könne, wenn man ihm einen neuen Deal aufschwätzen will, der ihm nicht passt. Wenn diesmal nicht getan wird, was man sagt, stellst Du Deine Arbeit einfach ein. Punkt. Fertig. Augustin sagt entschuldigend und wiederholend: Es ist eben eine Kirche. Das sagt ja schon alles. Die kannst du nicht ernst nehmen. Das sind keine Menschen.

Fanuelle arbeitet im Labo an ihren Texten. Ich öffne die solarbetriebene Kühltruhe um eine Flasche Wasser rauszunehmen. Wääähhh!! Da ist immer noch dieser vergammelte Knochen drin, der seit einem Monat zum Himmel stinkt. Verfaultes Fleisch ist wirklich eklig. Es bildet sich darauf schon weisser Schimmel. Meine Wasserflasche stinkt bestialisch nach Leichensaft. Ich frage Fanuelle, was dieser Knochen in der Kühltruhe bedeuten soll. Sie sagt: "Non, C'est le queue." Das ist der Schwanz der Kuh, die zum Begräbnis von Onkels Anastase geschlachtet wurde. Aha! Das war vor bald einem Monat. Es hat überall Fliegenlarven. Ihr wisst doch, dass die Temperatur in der Nacht im Frigo immer steigt auf gegen 20

Grad und dann nur am Tag sinkt, wenn es genug Solarstrom hat. Der Stinkschwanz muss jetzt entfernt werden. Fanuelle sagt, sie werde Augustin fragen. Ich sage ihr, dass sie doch mit diesem Knochen Versuche machen solle, ob er Ameisen anzieht und man so eine Falle bauen könnte. Vielleicht ist dieser Ex-Kuhschwanz wenigstens dazu noch zu gebrauchen. Vielleicht haben Ameisen keine Nasen. Das wäre zu ihrem Vorteil. Ja, rede mit Augustin! Er ist ja der grossen Ameisenflüsterer der Gegend. Endlich ist auch dieses stinkende Rücklicht der Kuh entsorgt.

Samstag, 6. Februar 2022

Frank erntet viele Ananas, die Augustin gestern im Garten entdeckt hat. Er hatte einen GrisGris gemacht, einen Schutzfetisch, dass nur Frank die Früchte ernten darf. Es hat offenbar gewirkt. Niemand hat sich bedient. Es ist interessant zu beobachten, wie das System Fetisch in einer mehr oder weniger abgeschlossenen Community funktioniert; also dann, wenn sich die Berichte über Ereignisse in einem nicht anonymen Raum verbreiten. Fanuelle kommt, um das Appartement aufzuräumen. Die Sonne scheint schon um sieben Uhr.

Die Sache mit dem tödlichen Stromschlag in Kinshasa hat sich so zugetragen. Während einem heftigen Gewitter hat ein Blitz in eine Hochspannungsleitung eingeschlagen und dadurch ist ein 50'000 Volt Draht gerissen und zu Boden gefallen; genau an dem Ort, wo gerade viele Menschen frühmorgens im Regen versammelt waren. Der Boden war klatschnass und der Stromschlag hat mindestens dreissig Menschen sofort getötet. Augustin zeigt mir auf seinem Handy Bilder der Toten, die in den Wasserlachen liegen, kreuz und quer, auf einem Markt der eben gerade eröffnet wurde. Viele junge Frauen starben, weil sie da auf die Ankunft von Camions gewartet haben. Eine schreckliche Katastrophe.

Am Abend höre ich, dass man in Kilueka eine gefährliche Schlange gefunden habe, die auf das Dach des Samia-Raupenstalles gekrochen war. Man hätte nur ihren Schwanz gesehen, der sich, vom Dach herab hängend, baumelnd bewegt habe. Als man das Reptil mit einem langen Stecken aufgescheucht habe, sei es zu Boden gefallen. Es war eine Königs Viper. Ein oberarmdickes, tödlich giftiges Viech. Man hat die Arbeiter der Boulangerie alarmiert. Sie haben das Kriechtier erledigt, geschlachtet und verspiesen.

Montag, 7.2.2022

Ein schöner Morgen. Zum Frühstück bringt Fanuelle vier wunderbare, blau-violette Safus. Sie ist traurig. Ihr Vater ist schwerkrank in Kinshasa. Er hat seit längerem Probleme mit der Prostata. Es geht auf und ab. Mehr ab. Er ist immobil und es geht dem Ende zu. Fanuelle klagt dass er sein Geld zu Propheten bringe, die für ihn beten, statt professionelle Hilfe anzunehmen. Das versteht sie nicht.

Augustin erzählt, wie er als junger Mann vom Tod seines Vaters erfahren hatte, als er gerade in Kisangani seine erste, kleinen Anstellung angetreten hatte. Er war der einzige der Familie, der damals etwas verdiente. Alle seine kleinen Brüder waren noch in der Schule. Man musste für sie Schulgeld bezahlen. Das hätte er, Augustin, von da an selber machen müssen. Seine Mutter konnte nicht für sich selber sorgen. Er hat sie später zu sich nach Kinshasa genommen und da zwanzig Jahre für sie gesorgt. La vie africaine.

Fanuelle ruft mich, und sagt ich solle kommen um zu schauen, was mit dem vergammelten Kuhschwanz geschehen ist. Man riecht das Unding schon von weitem. Tatsächlich hat sich an dem Moderfleisch eine Hundertschaft roter Makabalas (*Oecophylla longinoda*) versammelt. Wir ernten zwei, drei grosse Nester von ihnen und werfen sie in den Tilapienteich. Nach kurzer Zeit haben die Fische

die Ameisen und deren weisse Larven und Puppen entdeckt. Auch die Katzenwelse, die Ngolos, sind an der Oberfläche.

Mittwoch, 9. Februar 2022

Fanuelle ist schon kurz nach 6h da, um das Frühstück zu bereiten. Augustin will früh die Nkunkus besuchen, um Fotos zu machen. Er hat gestern herum telefoniert, um zu erreichen, dass Dorfbewohner einige Dinge aus ihren Clanwäldern holen, um ein schönes Bild zu machen für das Buch.

Um sieben Uhr wollen wir abfahren. Die Motorrad-Chauffeure sind aber noch nicht da, respektive noch beim Frühstückskaffee. Man muss Mavuela anrufen. Um 7.30 fahren wir los. Zuerst nach Kipasa und dann zu zwei Dörfern draussen in der Savanne. Der Weg dorthin ist schwierig mit den chinesischen Töffs. Manche Stellen sind wegen pulverigem Sand tückisch; die Räder sinken im Pudersand ein und das Motorrad ist kaum steuerbar. Das ist fast noch schlimmer als Schlamm.

Niemand ist vorbereitet als wir ankommen. Kommunikation ist schwierig. Ausserdem müssen die Menschen am Morgen auf's Feld, um zu arbeiten. Sie können nicht einfach tatenlos vor der Hütte sitzen und warten bis wir ankommen, sonst haben sie am Abend nichts zu essen. Aber es gibt trotzdem ein paar schöne Bilder, vor allem am frühen Morgen, wegen dem weichen Licht. Es ist sonnig und heiss. Gegen 10 Uhr ist das Licht schon zu hart für stimmungsvolle Bilder.

Moise scheint endlich seine Arbeit gemacht zu haben. Er hat mir seine Auswertungen gezeigt. Ich glaube er hat verstanden, worum es geht. Ich hoffe er hält durch bis zum Abschluss des Buches. Denn es fehlen noch viele Infos. Und vieles, was versucht und gemacht wurde, hat man mir nie mitgeteilt. Das ist ein bisschen seltsam, wenn es die Insekten betrifft, denn deretwegen bin ich ja als Berater hier. Aber

manchmal hat man vor mir eben auch irgendwie Angst. Vielleicht befürchtet man unbewusst, ich wolle die Daten klauen, um sie irgendwo unter meinem Namen zu veröffentlichen, wie es die meisten "Forscher" und "Missionare" hier taten im Kongo, angefangen mit Stanley und Livingstone, die Clanchefs übers Ohr gehauen haben, als sie Land ankauften für Leopold, den Sadokönig der Belgier. Da ist sicher etwas in den Genen haften geblieben. Das ist okay. Sie haben gute Gründe, misstrauisch zu sein.

Jolie ist wieder auf den Beinen. Sie isst mit mir beim Abendessen. Ich erfahre dass der Vater von Telefondieb Parfait in Kinshasa ist. Vielleicht ist dies ein Grund, weshalb Augustin bisher nichts unternommen hat in dieser Sache. Parfaits Mutter habe ich jedenfalls gestern gesehen, wie sie weiter ungeniert Wasser holt bei Songa Nzila, und damit genau das tut, was Augustin vorgab unterbinden zu wollen.

Augustin kommt spät. Er ist völlig genervt und schimpft über Christian und nennt die Agronomen Idioten, die nichts verstehen. Er hat das Feld des Soyanbaus und des Reisanbaus besichtigt. Es wurde viel zu dicht gesät. Man hat Saatgut verschwendet. Die Pflanzen haben zu wenig Platz. Keine Ernte. „Das kannst Du gleich alles unterpflügen“, ärgert sich Augustin: „Problem nur: Es gibt keinen Pflug und keinen Traktor.“ Dann lässt er Moringablätter ernten. Auch das haben sie verlernt, schimpft er. Dabei hat man ihnen alles im Detail gezeigt. Dafür aber sitzt man stundenlang beim Kaffee und trödelt. Er, Augustin, muss morgen den ganzen Tag auf dem Feld arbeiten mit den Travailleurs, damit endlich das getan wird, was man tun muss. Ich werde also alleine mit Laurent zu den Nkunkus fahren müssen wegen den Fotos.

Eine gute Nachricht aber hat Augustin heute: Ein Mann hat ihn angerufen, der Raupen von *Cirina forda* auf *Crossopteryx febrifuga*

gefunden hat. Das ist die diejenige Pflanze, auf der die geschätzte Speiseraupe N'gala in der Umgebung von Kilueka vor über dreissig Jahren Kilueka gelebt hat. Augustin wird am Freitag eine Expedition machen und Raupen für eine Wiederansiedlung suchen. Er sagt, dass er in dem Dorf vielleicht eine Hütte bauen lässt, um sich dort aufzuhalten während der Saison der Tiere. Das ist nur einmal im Jahr.

Donnerstag, 10. Februar 2022

Die Nacht ist heiss und ohne Regen. Ich schwitze im Bett bis gegen Morgen, als es langsam kühler wird. Um 6 Uhr ist es dann angenehme 25 Grad. Es ist völlig windstill.

Das, was wir mit den wilden Raupen versuchen, nämlich eine ethologische Prädisposition zu finden, die die Aufzucht erleichtert, ist irgendwie auch das Grundproblem hier. Auch für Menschen, die in eine neue Phase des Menschseins übergehen müssen - aus äusseren Zwängen, oder aus innerem Drang, sei mal dahin gestellt - müssen eine Prädisposition für diese neue Haltung mitbringen. Ohne diese günstige Voreinstellung ist es nicht möglich, auch mit aller Gewalt nicht, diese neue Haltung zu finden und zum Nutzen der Menschen einzunehmen. Das, was ich selber oft als innere Widerstände sehe, dass 'man nicht will' und sich gegen Neues sperrt, auch ohne eine Gefährdung der Existenz, weil man ja bezahlt wird dafür, das weist auf eine solche Prädisposition hin, auf ein Verhalten das noch von früher vorhanden ist, das den Übergang ins Neue erschwert, blockiert, verzögert. Es werden nur wenige eine neue Haltung mitbringen und zwar am ehesten diejenigen, die am wenigsten zu verlieren haben, und am meisten zu gewinnen: Die Frauen. Die Männer scheinen hier mentalitätsmässig zu den Verlieren zu gehören. Ausser im Fussball. Sie verlieren ihren Führungsanspruch und benehmen sich dann wie Moise, indem sie sich krebssig zurückziehen, und alles an sich reissen,

auf Positionen festkleben und nicht loslassen können und damit untergehen, wie wenn man schwimmend im Wasser einen Stein umarmt. Sie merken es nicht mal. Das ist vielleicht bei Christian auch so, obschon er aufgeschlossener und offener wirkt als Moise. Gut möglich, dass es eine Domestizierungs-Embouteillage auch gibt bei menschlichen Fortschritten. Gewisse machen nicht mit und müssen ausscheiden. Andere – kulturell oder persönlich bedingt – sind innerlich vorbereitet, und passen dann zum neuen Kulturschritt.

Es ist ein unangenehmer Gedanke, von Menschen zu reden wie von Tieren, die man domestizieren muss. Aber ich will das nicht bewerten. Vor allem nicht in dem Sinne zu meinen Tiere und Pflanzen seien weniger Wert als Menschen. Damit müssen wir von vorne herein aufhören. Aber es scheint gewisse Muster zu geben, die nebst der Genetik Hindernisse in der Adaption an neue Verhältnisse darstellen. Darüber offen nachzudenken, ist nicht nur erlaubt, sondern notwendig, um in Fragen der Entwicklungshilfe weiter zu kommen.

Wir müssen nicht alle mitnehmen in eine wie auch immer gartete Neue Phase. Es dürfen konservative Menschen ihre gelebte Realität weiterhin pflegen. Sie müssen geschützt und autark existieren dürfen. Blöd gesagt, wie in den Reservaten der nordamerikanischen Indianer oder der Forest People. Warum nicht auch im Bas-Kongo? Man darf doch ein Leben führen dürfen, ohne angestellt zu sein, ohne Job, ohne Salaire. Indem man selber in seinem Clandorf dafür schaut, dass es einen schönen Gemeinschaftswald, Nkunku, hat, Gärten und ein paar Felder für Maniok und Erdnüsse. Das darf sein. Niemand zwingt jemanden dazu, die Wege, die man kennt, und die ein gewisses Mass an Sicherheit bieten, zu verlassen. Es ist gut, wenn man heraus findet, wer mitgehen kann und wer nicht.

Leute, die nur sagen, dass sie mitgehen wollen, wegen dem Lohn, den man bezahlt, aber innerlich eigentlich zurückbleiben

wollen, die sind kaum zu gebrauchen. Oder sagen wir es so: Sie sind nicht zu gebrauchen als Leader und Chefs einer kleinen Truppe. Es sind ja meist unbewusste Selbstverhinderungen die bestimmende Faktoren der Persönlichkeitsentwicklung. Das heisst, dass die Überwindung Generationen dauern muss. Viele Generationen. Da werde ich vielleicht einiges herausfinden beim Ereignis Anno 536/37. Dazu muss ich aber noch mehr recherchieren. Ich bin gespannt, ob es für den kompletten Kollaps in dieser historischen Zeit Dokumente gibt und was sie aussagen über den langsamen Wiederaufbau der Gesellschaft, das heisst, wenn der urbane Verwaltungsteil weg- und zusammenbricht und die Versorgung wieder bei der Selbstversorgung beginnt. das ist ein Neubeginn im Wissen darum, dass es früher ganz anders war und viel bequemer, dass man ganz sicher weiss, dass es früher "besser" war. Was geht dann vor im Menschen? Sicher zweifelt er dann auch an den alten Göttern, die ihn verlassen haben. und es entstehen neue Götter. Neue Religionen.

Um 7.30 geht es los. Mit Laurent auf dem einen und ich auf dem anderen Moto. Mein Chauffeur ist Nsoka. Es geht zuerst nach Lemfu dann rechts weg und tief hinein in die Savanne, über Hügel, entlang von Bachläufen, manchmal gefährlich im Sand, oft auf schmalen Fusswegen im hohen, messerscharfen Gras. Wir erreichen nach einer Stunde ein Dorf, das auf einer kleinen Anhöhe liegt beim bröckeligen Backstein-Wrack einer Kapelle, die die Belgier hinterlassen haben. Es tönt lautes Gruppengeschrei der Schulkinder aus der christlichen Bruchbude. Der Dorfchef ist zurückhaltend. Es gibt Probleme. Es laufen Männer zusammen, die sich um uns scharen und sich beschweren über Hilfswerke. Sie hätten einem Mann von einem Hilfswerk ihren Nkunku vermietet für zehn Jahre. Der Halunke habe gesagt, er wolle dort Maniokfelder machen, sprich alles abholzen, was

er auch tat. Danach aber hätte der Lügner behauptet, er hätte den Nkunku vom Clan gekauft und sei sogar vor Gericht gegangen. Deshalb sei man vorsichtig. Man wolle zuerst die Unterschriften von allen haben und so weiter. Die vorgetragene Klage ist sicher berechtigt. Leider bezahlt man auch hier mit Fehlern, die man macht. Eigentlich müsste klar sein, dass ein Nkunku ein Solidargut des Clans ist und nicht "vermietet" werden kann, weil das gleichbedeutend ist mit dem Verlust und der Zerstörung des Nkunkus, der Lebensgrundlage des Clans. Ausserdem hat irgendjemand von diesem Deal profitiert und darüber muss man eben auch reden. Wohin ging das Geld? Das sind dann Dorfgeschichten, die die Leute selber unter sich ausmachen müssen. Leider haben nicht alle einen guten Dorfchef, meist eben haben sie einen, der selber von faulen Spielen profitiert und sich in Kinhasa in seinem Haus versteckt. Dasselbe wie bei uns in der Schweiz in vielen Gemeinden. Später klagt man, alles sei überbaut, nachdem man alles Land verkauft hat und jede kleine Bude reich geworden ist mit den Bauaufträgen und den leerstehenden Ferienhäusern in der kaputt zersiedelten Landschaft.

Ich gehe zur halb eingestürzten roten Backstein Kapelle, wo gerade Schulunterricht stattfindet. Es ist eine Primarklasse. Ich mache ein paar Fotos. Nebenan in einer schütterten Baracke, in der eine Wand fehlt, unterrichten eine Lehrerin und ein Lehrer weitere Klassen. Der Primarunterricht ist offenbar gratis. Man lernt in der Botanik gerade die Baumarten kennen, die sich als Sägeholz eignen. Dann fahren wir ohne Ergebnis, also ohne ein Foto des Nkunku-reichtums gemacht zu haben, zurück. Wieder eine sehr mühselige Stunde. Man kommt sich vor wie ein geprügelter Hund auf diesen Wegen. In Lemfu angekommen sage ich Laurent, dass ich nicht nochmals zu einem Nkunku fahren möchte, wenn nichts abgemacht ist, dass ich komme um Fotos zu machen für das Buch Cheniculture

et Reforestation. Man könne ja jetzt etwas abmachen und mich dann rufen, wenn man bereit sei. Das bringe so nichts mit vier Leuten und zwei Töffs einen halben Tag durch den Busch zu rattern und sich das Genick und das Rückgrat und dem Mofa das Gestell zu brechen für ein paar Fotos, die man nicht machen könne. Laurent beschwichtigt, dass in Kiniangi alles bereit sei. Das ist zwar auch nicht der Fall, aber der Chef des Nkunku ist nett. Ein Foto können wir rasch machen. Mitgebracht als Nkunkugüter hat man auch da aber nichts, ausser einem Fruchtstand der Ölpalme. Immerhin. Der Nkunkuchef schenkt mir zwei schöne blaue Safus.

Am Morgen habe ich kurz mit Augustin über die Prädisposition der Menschen für Neuerungen und Übergänge in neue Formen des Zusammenlebens gesprochen. Er fand darin spannende Gedanken. Vor allem habe ich versucht zu betonen, dass es ein Unterschied sei, ob jemand nur in einer neuen Welt mitmachen wolle, oder ob er dazu die geeignete Haltung mitbringe. Oder, um es auf das Niveau der Mitarbeiter von Songa Nzila zu bringen: Es ist ein Unterscheid, ob jemand den Wunsch hat, monatlich ein Salär einzustreichen, oder ob er die Prädisposition mitbringt, dafür zu arbeiten und die Regeln der Anstellung zu beachten und einzuhalten. Das stimme oft nicht überein. Jeder würde gerne dies und das, aber die Wenigsten bringen eine Haltung mit, die es ihnen ermöglicht Erwünschtes zu erreichen und zu erhalten. Ein trauriges Beispiel sind die Lottomillionäre. Einer, der an ein System glaubt, das es ermöglicht, dass man ohne Arbeit Millionär wird, bringt vielleicht nicht die Haltung mit, die es ihm ermöglicht, sinnvoll mit Geld umzugehen, weil die Prämissen irgendwie nicht zusammen passen. Spieler können mit Gewinn nichts anfangen.

Einer, der eine Ausbildung nur macht, um Geld zu verdienen, bringt meist nicht die rechte Haltung mit, um in seinem Beruf Sinnvolles zu tun, weil er sich an ganz anderem orientiert, als an den The-

men und den Sachen seiner Ausbildung, die ja nur Mittel zum Zweck sind. Nämlich zum Zweck des Geldverdienens. Ausserdem denke ich, dass Männer in der gegebenen afrikanische Situation mehr zu verlieren haben und sich Leute wie Moise und Christian deshalb an ihre Privilegien klammern, und sie deshalb verlieren werden. Während Frauen viel weniger zu verlieren haben, und es für sie eher ein emanzipativer Weg ist. Aber natürlich nur dann, wenn sie sich aus Ehe, Kloster und Familie raushalten, denn darin herrschen noch immer die repressivsten Kräfte des alten Systems. Es gibt gute Gründe, weshalb Mönche und Schwestern nicht heiraten. Sie können sich dann anderem widmen als nur ihrer Familie. Ganz einfach. Sie müssen dafür nur ein bisschen Dinge anbeten, an die sie gar nicht glauben.

Mit unserem heutigen Coronablödsinn ist es genau gleich. Die meisten Leute wollen zwar da raus, bringen aber die Haltung nicht mit, dass sie aus diesem existentiellen Lockdown auch wirklich raus kommen. Sie wollen die Konsequenzen des Rausgehens nicht tragen, sondern nur deren Benefits absahnen. Rosinenpicken. Alle warten darauf, dass die anderen tun, was man selber tun müsste. Deshalb geht es nicht weiter und stehen sich die Unentschlossenen gegenseitig auf den Füßen herum und verleumden oder ignorieren diejenigen, die es einfach tun und schon längst draussen sind, während die Zauderer die Ausgänge verstopfen, oder aus Eifersucht mithelfen, die Fluchtwege Anderer zu verriegeln und zu verraten. Ich glaube dass man heute die Leute ermuntern muss, sich nicht um jeden Preis um andere zu kümmern. Selber raus gehen. Für sich schauen. Achtsam und respektvoll. Aber bestimmt. Und sich nicht mit falschen Solidaritätsmärchen ködern lassen von solchen, die nur so tun als wollten sie raus, aber in Wirklichkeit nur neidisch sind, dass es die anderen einfach machen und sie als Feiglinge zurücklassen in ihrem kuscheligen Elend.

Es gibt auch solche, die gar nicht raus wollen. Ja. Die dürfen doch bleiben. Das ist kein Problem, solange sie, wie alle, die Kosten ihres Lebens selber tragen und verantworten. Das dürfen sie. Auch hier in Afrika. Wenn einer friedlich und glücklich am Boden liegt und nur eine Tasse Wasser bei sich hat; im Schatten des Bananiers neben der Hütte. Das darf man. Man darf doch das Dasein einfach genießen und den Vögeln zuschauen in den Bäumen und zu den Wolken blinzeln, die vorbei ziehen. Das darf man. Man muss sich nicht puschen lassen Dinge zu tun, die man nicht mag. Niemand muss sich für sein Dasein entschuldigen. Aber man soll dann auch nicht immer klagen, dass man das nicht hat, was die anderen haben. Gerechtigkeit ist eben nicht, dass alle dasselbe haben. Diese Art von Primitivkommunismus, die nur auf das Haben fixiert ist, führt meist dazu, dass am Schluss gar niemand mehr gar nix hat. Das lieben nur Aasgeier.

Nicht kratzen. Das ist leichter gesagt, als getan, wenn es juckt. Aber darum geht es meist. Auch geistig. Nicht kratzen! Was mach ich dagegen? Ich schneide mir die Fingernägel. Das ist am besten, dann reißt man sich nicht immer mit den eigenen Klauen die wunden Stellen auf. Viele probieren es mit Salben, pflastern und Sprays gegen den Juckreiz. Aber das ist eine innere Sache. Nicht kratzen. Es gibt den Kratzfetisch im Kongo. Ein Fluch, dass man sich immer kratzen muss. Dann hat man keine Ruhe bis der Fluch erlöst ist. Das ist hart, denn jede Wunde juckt, vor allem dann wenn sie fast zugewachsen ist, kurz bevor die Rüfe abfällt. Dann kratze ich mich oft wieder auf, weil ich meine, dass die Rüfe abfällt, sie aber noch zu fest verwachsen ist und deshalb die Wunde wieder aufreißt und es erneut blutet. Das Bluten stillt dann zwar den Juckreiz, aber alles wiederholt sich später und so kann es sein, dass eine Wunde gar nicht da ist wegen dem, was die Wunde verursacht hat, sondern weil man sie nicht ausheilen lassen kann, wegen dem Juckreiz.

Was will eine Wunde sagen mit dem Juckreiz? Warum kratzen wir alte Wunden immer wieder auf? Gute Frage. Ich werde mal einen Fachmann fragen. Vielleicht ist es nicht die Wunde, die juckt, sondern die neue Haut die sich gebildet hat und die will, dass die Rüfe weg ist, damit die neue Haut atmen kann. Sie will, dass das Pflaster der Rüfe weg ist, der Schutz. Sie will sich selber wehren können. Sie ist aber noch zu ungeduldig. Diese Ungeduld der neuen, jungen Haut ist vielleicht das Jucken. Und aus Ungeduld reisst man bloss die junge Haut weg und öffnet damit alte Wunden. Nicht kratzen ist eine verdammte Kunst. Sie erinnert mich an die biblische Geschichte vom Auszug aus Aegypten. Die Jungen wollten, stürmisch und ungeduldig wie sie sind, sofort aufbrechen. Moses aber sagt, die Zeit ist noch nicht reif. Es ist noch nicht soweit. Die ersten Jungen stürmen raus, werden aber vernichtet. Es ist die Ungeduld, die Opfer kostet, vor allem unter den ungestümen, jungen, vitalen Kräften, unter denjenigen, die dem Jucken noch nichts entgegen halten können. Nicht zu kratzen, schützt vor Schäden der Ungeduld. Aber es ist manchmal kaum auszuhalten.

Augustin berichtet vom heutigen Überraschungsbesuch eines Regierungsbeauftragten des Ministeriums für Wirtschaftsentwicklung. Er hat in der Boulangerie gefragt nach irgend welchen Papieren und dort hat man ihm gesagt, dass der Chef da drüben sei bei Songa Nzila. Und da hat der Regierungsbürokrat sich also bei Augustin gemeldet, ihm seinen Lettre de mission gezeigt. Darin war zu lesen, frei übersetzt, dass er die RN16 abklappert auf der Suche nach Betrieben, die man melken kann. Das passiere so, dass er behauptet man benötige eine Betriebsbewilligung vom Staat und die kann man natürlich gleich bei ihm kaufen. In bar. Solche staatlichen Betrügereien sind hier in Afrika offensichtlich. In der Schweiz ist es vertuscht, verkompliziert und einfach zehnmal teurer und um hundert

Ecken herum, mit zehn Ordnern statt einem Fresszettel, den der Mann vielleicht sogar selber geschrieben hat.

Aber diesmal fährt Augustin gleich richtig aus und erklärt dem Beamten, ob er entlang der Strasse die vielen Tafeln gesehen hätte, auf denen steht wer die Quellen für die Bevölkerung hier gebaut hat: Songa Nzila. Weshalb macht der Staat das nicht? Oder bei den Nkunas, beim Schutz der Wälder? Das sei doch Aufgabe des Staates. Und so hält er dem Emissär einen Vortrag darüber, dass der Staat sich hier um gar nichts kümmert und er, Augustin Konda ku Mbuta 2008 aus Kinshasa wieder in sein Dorf gezogen sei, um seiner Bevölkerung zu helfen, während die Regierung mit nagelneuen, weissen Toyotas irgendwelche Steuerausflüge veranstalte und sich nicht schäme, die eigenen Leute im Stich zu lassen. Das hat den Mann offenbar beeindruckt, was für ihn spricht, und er lässt Augustin nach einer Stunde in Ruhe und bedankt sich.

Freitag, 11. 2. 2022

Augustin erzählt mir die Geschichte meines gestrigen, erfolglosen Ausflugs in einer modifizierten Variante. Man hätte "Weisse Haut" gesehen, sagt er. Das bedeutet, dass man Verdacht geschöpft habe, dass alles schwierig werden könnte, weil man einen Weissen, nämlich mich, gesehen hat, der sonst nie ins Landesinnere kommt; ausser, wenn es da etwas zu holen gibt. Das ist nicht unklug. Leider kannte man Laurent zu wenig. Augustin sagt, wenn er selber dabei gewesen wäre, wäre das einfacher gewesen. Die Leute müssen einen kennen, sonst sind sie misstrauisch. Das ist okay. Man hat gelernt.

Augustin fährt mit Moise und Fanuelle in die Brousse um Raupen von Cirina forda zu holen. Das ist eine lange Reise. Hoffentlich klappt es dieses Mal die Art wieder anzusiedeln im Bas-Kongo rund um Kilueka.

Augustin hat sehr gute Texte geschrieben über die Wiederauf- forstung. Klartext. Erstaunlich offen für seine sonst so diplomatisch ausgewogene, manchmal fast ängstliche Art, die Dinge nicht beim Namen zu nennen. Sogar den vollen Namen des Brandstifters hat er erwähnt. Damit hätte ich sogar Mühe gehabt, wegen dem Persön- lichkeitsschutz. Ausserdem ist der Mann noch nicht verurteilt. Aber das ist wohl ein Unterschied der Mentalitäten. Recht erhältst man hier nur, indem man Namen nennst. Sonst hilft man den Tätern.

Nsoka hat mir einen ganzen Sack Safus gebracht. Sie sind frisch gepflückt, unterschiedliche Grössen, Farben, Formen. Jetzt kann ich den Duft der Safus gut wahrnehmen. Es ist ein harziger Geruch, schwer süsslich wie von Tannenknochen oder von Kiefernöl oder Zirbelholz. Es hat darin tiefe, dunkle Noten von Lavendel, sogar et- was Rosmarin. Ich hatte noch eine andere Assoziation in der Nase, aber ich kam nicht sogleich drauf, was es ist, dann plötzlich: Leinöl. Ja, Leinöl. Diese unverwechselbare Duft Signatur ist in der Schale der Safus drin und wenn die Frucht vom Grill kommt, dann isst man diese Aromen mit, zusammen mit dem cremig, sahnig weichen, but- terigen Fruchtfleisch, und es kommt noch eine leicht harzige Rauchnote dazu. Nie aber stechend, oder beissend wie Terpentin, immer ganz weich und süss, aber nicht kitschig blumig, sondern holzig süss, vielleicht etwas in Richtung Zedernholz, oder Sandel- holz. Sehr eindrücklich. Ich werde noch ein paar Blätter holen um das nachzuriechen. Ich glaube in den ledrigen, harten Blättern des Safoutiers ist dieses Aroma auch drin. Ich verstehe, dass man sagt, dass Raupen, die Safublätter fressen, besser schmecken als solche von anderen Bäumen. Das hat man mir insbesondere erzählt im Zu- sammenhang mit den Minsangulas, *Achaea catolcaloides*.

Erstaunlich ist, wie wir von Düften und von Geschmack gesteu- ert sind. Die Safufrucht hat etwas, was mir sehr vertraut ist, obschon

ich die Früchte bis vor vier Jahren weder kannte, noch je gegessen hatte. Es ist eher selten dass Früchte vom Grill und Feuer kommen, wie etwa Marronis, oder von mir aus auch Maiskolben. Safus sind eine Klasse für sich. Auf völlig anderem Niveau. Ganz aussergewöhnlich. Blau-violette Früchte. Nsoka sagt, er habe sie gekauft in einem Dorf draussen in der Savanne in der Richtung, wo wir gestern unterwegs waren. In dem grossen Sack sind fast zehn Kilo Safus. Nsoka sagt, ich solle sie auf den Boden in meinem Zimmer ausschütten, damit sie frisch bleiben. Sofort riecht der ganze Raum fein nach einem afrikanischen Zypressenwäldchen. Köstlich. Ich kann mich kaum erholen von der Schwärmerei. Morgen werde ich einige Safus unseren Arbeitern zum Frühstück offerieren. Die Kerne werde ich einsammeln, um damit im Pyrolyseofen Kohle zu machen. Ich hoffe, dass es funktioniert und das sie sehen, wie man Kohle machen kann aus Dingen, die gar nicht wie Holz aussehen; aus Mangokernen, Mangosteenschalen, Zitronenschalen, Kokosnussschalen, aber alles muss trocken sein. Dann gehts. Alles gelernt von meinem Freund Lolo Devallier, dem Ranger der Zürcher Hardturmbrache.

Meine Zubereitungsgart für Safus ist primitiv aber wirkungsvoll. Vier Stück gebe ich in eine grosse Kaffeetasse. Heisses Wasser darüber giessen. Mit Unterteller abdecken. Zehn Minuten warten. Beim Berühren sind dann die Safus etwas klebrig vom Harz und die Hände duften davon. Ich glaube man könnte im Alembik ein Parfum daraus destillieren. Oder ein Öl. Ich werde ein paar in Essig einlegen und mit nach Hause nehmen und auch einige frische. Ich kann die Safus am 18. in Kinshasa kaufen und bin am 19. nachmittags in der Schweiz das sollte reichen damit sie frisch bleiben und ich dann meinen Grill anwerfen kann im Wäldchen von Landquart für eine Safuparty. Augustin hat mir erzählt, dass ein Geschäftsmann ein Projekt hatte, um aus Safus eine Art Brotauftrich zu machen. Eine gute Idee. Leider ist

nichts draus geworden. Man isst die Früchte gerne zum Frühstück mit Brot. Das passt wunderbar. Auch ohne Brot. Ich schreibe nur noch vom Essen. Ich habe Hunger. Dabei ist es heute viel zu heiss zum Essen. Ausser vielleicht ein zwei Safus. Das geht immer.

Es wird Nacht. Augustin und sein Team sind noch immer nicht zurück. Jolie und ich essen zu zweit. Augustin reist erst gegen 21 Uhr an, komplett am Ende mit seinen Kräften. Die abenteuerliche Reise in die Savanne zu den N'galas war eine Odyssee. Der Mann, den sie dort besuchten, Maitre Papy, hatte von einer Strasse erzählt. Die gab es aber nicht. Es war eine typische Motopiste ohne Trasse. Der neue Toyota habe sehr gelitten in den Stunden, die er bergauf bergab gekraxelt sei. Vierzig Liter Benzin haben sie auf der Fahrt verbraucht. Einmal verklemmte sich der Pneu eines entgegenkommenden Mofafahres unter dem Pneu des Toyota. Schliesslich entschied man das Auto stehen zu lassen, um es nicht zu zerstören. Man musste zu Fuss weiter marschieren, allerdings nur Moise, Augustin und eine Gruppe von lokalen jungen Männern, die wussten wo die Raupen zu finden sind. Tatsächlich fanden sie einige Cirina forda. Sie waren alle im letzten Raupenkleid. Man berichtete Augustin, dass in dieser Gegend die Cirina forda ohne vorherige Buschfeuer ausschlüpfen. Die Bewohner ernten sie für den Eigengebrauch und trocknen sie nach dem Kochen an der Sonne. Es sei verboten sie zu verkaufen, weil sonst die Raupen nicht mehr erschienen; ein Tabu, das klug installiert wurde und auch nachhaltig funktioniert. Hätte man es nur mit den Bäumen auch so gehalten. Selbst dort draussen, weitab von jeder Strasse, ist das ganze Elend der Entwaldung auf Schritt und Tritt zu sehen. Dauernd seien ihnen Motos, beladen mit Säcken von Kohle, entgegen gekommen, jammert Augustin. Kaum ein grösserer Baum stehe noch. Nun beginne man die Sträucher der Savanne abzuholzen, um auch noch kleinere Äste zu verarbeiten.

12.2.2022 Samstag

Schon um 6 Uhr ist Augustin wach und putzt sich auf der Wiese die Zähne. Er sagt er sei noch foutue von gestern, aber man müsse die Cirina forda Raupen dringend in der Brousse aussetzen, damit sie sich dort verpuppen können. Hoffen wir dass es diesmal mit der Wiedereinführung klappt. Die heikle Phase ist die Puppenruhe, die bei diesem Insekt so unglaublich lange dauert, fast ein Jahr. Da müssen die Habitatsbedingungen perfekt stimmen, damit nichts schief läuft. Augustin hat gesagt dass in Bandundu Cirina forda die Eier auf frisch abgebrannten Zweige von Sträuchern der Savanne legen, wie wenn die Weibchen genau wüssten, dass die Pflanzen rechtzeitig zum Schlupf der Raupen austreiben. Hier würden die Weibchen ihre Eigelege auf Blättern von *Crossopterix febrifuga*, einem Busch oder Strauch, deponieren. Im Dezember sähe man die leuchtend weissen, kugelförmigen Eigelege auf den Sträuchern schon von weitem.

Wir fahren mit den Ngalas in die Brousse, um die Raupen auf Büschen auszusetzen. Augustin hat einen perfekten Platz dafür gefunden im Kral eines Schwagers, der da Kühe hütet. Die *Crossopterix* Büsche sind gross und mit vielen, saftigen Blättern, die Umgebung grün und der Boden schön bedeckt und schattig. Das wird den Puppen gefallen.

Montag 14.2.2022

Die Nacht war angenehm kühl wegen dem Regen. Der Morgen ist feucht und bei Frank qualmt das Feuer mehr als dass es brennt. Augustin hat mit der Nachbarsfamilie gesprochen. Er sieht das Problem klar bei seinem Bruder, der sich nicht um seine Familie und nicht um die Kinder kümmert. Seine Frau, wirft ihm dies sogar offen vor. Sie

ist geschockt als sie hört, was alles passiert ist. Wobei schwierig vorstellbar ist, dass sie davon nichts mitbekommen hat. Eine Konsequenz oder Strafe sehe ich nicht angekündigt. Augustin will den Ball offenbar flach halten. Ich hätte mehr Konsequenz erwartet, nicht wegen meinem Telefon, nicht wegen mir, sondern wegen dem Team von Songa Nzila. Aber Augustin handelt nicht plakativ, eher subtil. Er setzt auf Läuterung statt Rache. Von weitem sieht es vielleicht aus als schütze er die Täter, aber die Strafe, mit der diese nun fertig werden müssen, ist die, dass sie aufgefliegen sind, und dass jeder sie hier kennt. Ihr Habitat ist ungemütlich geworden. Reicht das als Strafe?

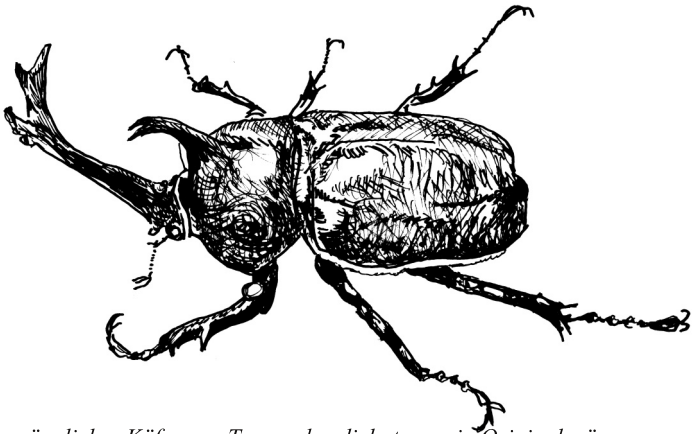
Marktfrau in Kinshasa, die lebendige N'fundi (Larven von Riesenkäfern) und N'zoombi (Larven von Palmrüsslern) verkauft, hochgeschätzte Delikatessen der traditionellen, afrikanischen Küche.



CHRISTOPHS HYPOTHESE

Seit 2014 arbeite ich in der Schweiz an einem einzigartigen Pionierprojekt, um aus Holzabfällen Nahrungsmittel und wertvollen Humus herzustellen. Und zwar so, wie es die Natur vormacht: Indem zuerst Speisepilze ein Teil des holzhaltigen Material verdauen und danach Larven von essbaren Insekten, genauer, von Käfern, die Überreste der Pilzproduktion fressen und einen Larvenkot hinterlassen, der als Humus auf den Äckern zur Verbesserung der Bodenfruchtbarkeit eingesetzt wird und um Kohlenstoff im Boden zu lagern.

Das Projekt mit dem Namen Food From Wood (FFW) benutzt für den Insektenteil eine südostasiatische, grosse Käferart, *Trypoxylus dichotomus*. Diese Tiere werden bis zu acht Zentimeter lang. Larven wiegen bis Dreissig Gramm. Das Artepitheton 'dichotomus' bedeutet: doppelt gegabelt, weil die Männchen dieser Riesenkäfer (Dynastiden) ein gewaltiges Kopfhorn besitzen mit einem gabelförmigen Ende.



Ein männlicher Käfer von Trypoxylus dichotomus in Originalgrösse.

In Japan heisst der Käfer Kabutomushi, was soviel heisst wie "Kabuto" = Samuraihelm, und "Mushi" = Käfer. Über die Zucht des Tieres weiss man einiges. In Japan sind es begehrte Haustiere vor allem bei Knaben.

Im Projekt Food From Wood versuchen wir, mit den Tieren, die in Asien als Speise- und Medizinalinsekten gelten, grosse Mengen an holzhaltige Biomasse in wertvollen Humus zu verwandeln, und so den aufwändigen Kompostierungsprozess neu zu organisieren, sodass dabei Nahrungsmittel entstehen. Wir haben es also zu tun mit der Domestizierung dieser Insekten, mit Haltung und Zucht in grossem Umfang. In unserer Pilotanlage verarbeiten wir in Containern jeweils eine Tonne holzhaltige Pflanzenabfälle mit rund 500 der grossen Larven innerhalb von 90 Tagen. Wir untersuchen Haltungsbedingungen, Effizienz und Abläufe vorläufig in einer Dimension von hundert Tonnen Biomasse pro Jahr.

Nun wurden wir plötzlich von einem gravierenden Problem überrascht. In der dritten, vierten und fünften Generation sehen wir völlig unerwartet, dass die Eiablagezahlen der Weibchen von Generation zu Generation abnehmen. Waren es zu Beginn noch rund hundert Nachkommen pro Weibchen, so blieben 2022 noch kaum zehn übrig. Dies bei denselben Bedingungen für die Aufzucht, die Paarung und die Substrate der Eiablage und für die Ernährung der Käfer. Die Käfer legen massiv weniger Eier. Nicht nur einzelne, nein, im Durchschnitt von mehreren hundert Käfern pro Generation. Die Frage stellt sich: Was ist da geschehen? Wie kann man sich Einbruch der Eiablagezahlen erklären? Am Habitat der Tiere hat sich nichts verändert. Die Tiere sind weder krank, noch missgebildet, und auch nicht degeneriert. Larven und Käfer sind genau gleich gross, wie in früheren Generationen. Es sind einfach viel weniger. Die naheliegendsten Erklärungen, die wir für dieses Problem haben, kann man etwa so auflisten:

Erstens. Stallklima. Durch eine Zucht über mehrere Generationen am selben Ort und im selben Futtersubstrat richtet sich in Zuchträumen ein Biotop ein, das tausende von Organismen enthält, die vor der Zucht nicht anwesend waren. Darunter Organismen, die für Käfer und Larven schädlich sind: Pilze, Fliegen, Bakterien. Beim Menschen nennt man solche Mitbewesen Kulturfolger. Das Stallhabitat birgt in allen landwirtschaftlichen Zuchten Risiken, weil sich in jeder Monokultur – und da sind tausende Käfer kein grosser Unterschied zu einem Maisfeld – die Schädlinge in grosser Zahl und dauerhaft einstellen. Deshalb haben wir heute ein immenses Problem mit Antibiotika in Schweinemasten, Herbiziden und Insektiziden in Pflanzenzuchten. Dasselbe gilt für die Massenhaltung von Menschen in Städten. Es gab Kulturen, wie die der Mixteken in Mittelamerika, die ihre Städte alle 52 Jahre abbrachen und an neuem



Larve von Trypoxylus dichotomus, etwa in Originalgrösse.

Ort errichtet haben, oder die Bantus in Afrika, die regelmässig ihre Dörfer verliessen, um sie an neuer Stelle mit neuem Material wieder aufzubauen, so wie wir ab und zu Kleider und Bettwäsche reinigen und wechseln. Man kann gut verstehen, dass Reisen ein Heilprozess ist, weil man damit unbemerkten Habitatsvergiftungen entkommen kann, Elektrosmog, Beton, Plastik, Asbest usw. Aus der Distanz lässt sich eher erkennen, was im eigenen Habitat fehlt, oder kaputt ist und weshalb es daher nicht mehr Heimat ist. Das wollen Machthaber verhindern mit Lockdowns und Angstmache. Überall böse Viren, Diebe, schlechte Menschen, Heiden. Bleib besser zu hause, oder mach eine kontrollierte urbane Kreuzfahrt in der "Symphony of the Sea".

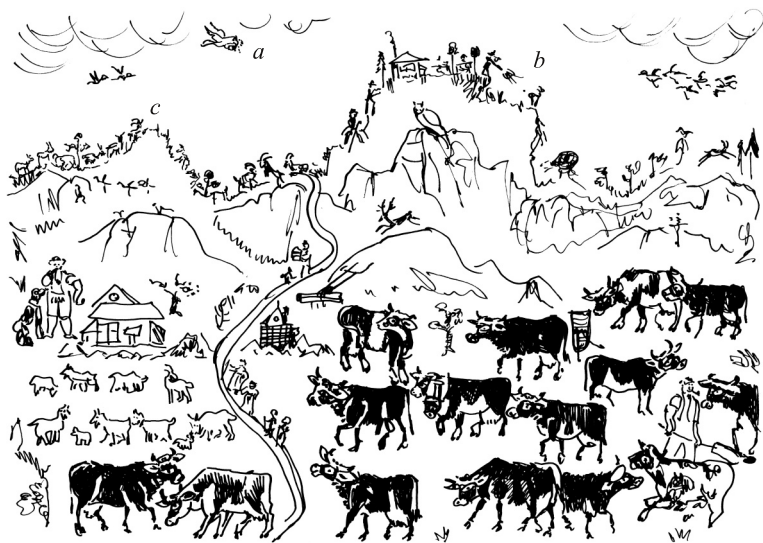
Zweitens: Inzucht. Gemeint ist damit der Zerfall von Vitalität, Missbildungen, Defekte und Verluste von Körperfunktionen. Es ist umstritten, ob es sowas bei Insekten im selben Ausmass gibt, wie bei höheren Tieren und dem Menschen. In der Menschheitsgeschichte ist Inzucht seit Urzeiten erkannt, auch als man noch kein "modernes" Verständnis von Sexualität und Genetik hatte. In den afrikanischen Bantu-Clans ist es strikt untersagt, dass Menschen aus demselben Clan heiraten. Dieses pagane Gesetz müssen sogar christliche Missionspriester bei ihren Trauungen befolgen.

Domestizierte Insekten hingegen, wie die Seidenspinner, zeigen seit Jahrtausenden keine Anzeichen von Inzucht, wenn ein Mindestmass an Selektion und eine gute Auswahl der Elterntiere erfolgt. Ausserdem ist Inzucht nur in Zucht zu beobachten, deshalb heisst das Wort ja auch so. In der freien Wildbahn überleben genetisch degenierte Tiere nicht und auch ganze Populationen können wegen des Sinkens der Zahl ihrer Individuen aussterben. Bei Tigern und Menschenaffen soll diese Minimalgrenze, die noch das Weiterbestehen einer Art ermöglicht, bei ungefähr zweihundert Tieren liegen. Dies

betrifft auch Inselepopulationen des Menschen. Wenn auf einer griechischen Insel wegen einer Flutwelle, oder wegen eines Vulkanausbruchs die Bewohner dezimiert sind und weniger als hundert überlebt haben, werden die Menschen auf dieser Insel aussterben, wenn in den nächsten paar Generationen keine neuen Menschen von außen dazu kommen.

Drittens: Nachlässigkeit. Dies ist ein viel beobachtetes Phänomen in Hobbyzuchten. In der ersten Generation pflegt man die geliebten Tiere mit Eifer und Freude und übertreibt es dabei gar manchmal mit der Sorge um die Schützlinge. Stichwort Helikoptereltern. Mit zunehmender Zahl der Zuchttiere und zunehmender Ermüdung wegen des Aufwandes und wegen dem Nachlassen des Interesses, zeigen sich dann oft Probleme in der Zucht durch Vernachlässigung. In der industriellen Landwirtschaft versucht man diese Gefahr zu eliminieren, indem man die repetitiven Arbeiten maschinell und mit Robotern löst.

In der Schweiz gibt es bereits eine stattliche Anzahl von Ställen von Milchkühen, in denen Menschen überflüssig sind. Die Kühe trotten mit einem Chip im Ohr selber dahin, wo sie wollen, respektive dahin, wo sie hingehen dürfen, oder können. Möglichkeiten für Auslauf, Essen, medikamentöse Behandlungen usw. werden von einem Programm "freigeschaltet". Der Chip im Ohr bestimmt darüber wieviel und was die Kuh essen und trinken darf und ein zentraler Computer speichert wieviel Milch von welcher Qualität jede Kuh hergibt in der vollautomatisierten Melkstation, die die Kühe selber betreten und selber verlassen. Das Tier ist eine Milchproduktionsmaschine in einem künstlich genau kontrollierten Habitat eines klimaregulierten Stalles. So holt man das Optimum raus aus den Tieren. Auch eine Stadt kann man als ein solches künstliches Habitat für Menschen betrachten. Ein Menschenstall.



Habitatsstudie aus der Schweiz. Dies ist eine Strichzeichnung der Mutter aller Schweizer Sennenbilder. Das kleine Gemälde heisst "Kammohr, Hoher Kasten und Staubern" und wurde vom Appenzeller Bauern Bartholomäus Lämmli, gemalt im Jahre 1854. Das ist sozusagen ein historisches Teilhabitat meiner eigenen Toggenburger Abstammung. Frage: Wenn sie nichts wüssten von Menschen, nichts wüssten von Kühen, nichts von einem Planeten Erde und ihnen als Gott im Nichts dieses Bild gezeigt würde: Was würden sie antworten auf die Frage: Wer von denen, die abgebildet sind, hat das Bild gemalt? Wer lebt im Stall von wem?



Lösungshilfen: a: Adler. b: Jäger und Gemse. c: Senn beim Betruf.

Viertens: Unachtsamkeit und Unwissenheit. Wir wissen vieles nicht und verdrängen, unterschlagen, oder übersehen nur allzu gerne Gründe für den Zerfall domestizierter Kulturen in einem künstlichen Habitat. Wir meinen Dinge, die gar nicht so sind, wie wir meinen.

In der Zucht ist es nicht das Tier, das sein Habitat einrichtet, sondern der Mensch macht das für die Tiere. Man hat sie sowenig gefragt, ob sie da mitmachen wollen, wie man auch uns nicht gefragt hat, ob wir auf dem Planeten Erde wohnen wollen, und da in Afrika, Shenyang, oder Niederbipp. Spannend wäre zu wissen, wie eine Kuh selber ihren Stall einrichten würde. Vielleicht würde sie nach dem Ausbruch aus dem menschengemachten, urbanen High-Tech-Milieu gar nicht in ein Stadium von Wildheit als Auerochse zurück fallen, oder könnte es einfach physisch nicht, sondern würde irgend einen Zwischenzustand zwischen Intensivzucht und Leben in freier Wildbahn wählen und freiwillig weiterhin die Nähe des Menschen suchen, weil sich dies über Generationen hinweg als vorteilhaft und bequem erwiesen hat, obwohl es den Kühen scheint, dass der Mensch noch nicht ganz verstanden hat, wie sie ihren Stall gerne hätten. Vermutlich wissen das aber die Kühe selber nicht.

Das ist bei Menschen genau so. Wer aus einem technoziden, seelenlosen, urbanen Stall ausbricht, der wird nicht gleich zum Neanderthaler, der sich in der garstigen Wildnis eine freie Höhle sucht. Bei den meisten Aussteigern, die ich kenne, sieht es eher danach aus, dass sie die Komplexität ihrer Existenz verringern auf das Niveau ihrer Grosseltern, oder Urgrosseltern und auf dem Weg vorwärts/zurück ihr primäres, soziales Netzwerk mitnehmen und die Möglichkeiten, dieses Netzwerk zu pflegen.

Zurück zu unserem Problem. Was ist schief gelaufen, dass die Reproduktionsrate der Käfer derart drastisch gesunken ist? Wir hatten doch gemeint, dass wir den Tieren die bestmöglichen Bedingun-

gen bieten. Wir hatten erwartet, dass sie damit stabile Zahlen von Nachkommen erzeugen. Oder haben wir etwas Wichtiges übersehen? Betrachten wir Tierhaltung insgesamt falsch, weil wir unsere Beobachtungen des Verhaltens und der Lebensbedingungen der Käfer falsch interpretieren? Haben wir die Idee von Habitat und das Prinzip der Domestizierung noch gar nicht verstanden, obwohl wir immer davon reden? Sind unsere Modelle deshalb unzutreffend? Offensichtlich schon. Eine ernüchternde Feststellung.

Es scheint jedenfalls, als ob der Gegenstand aus unseren Modellen, die wir für ihn entworfen haben, entwischt ist. Die Käfer stellen unsere Modelle in Frage. Sowas mögen viele nicht, die sich für Wissenschaftler halten. Nur die souveränen unter ihnen, lassen sich und ihre Modelle in Frage stellen. Mediokre Charaktere neigen eher dazu, widerspenstische Gegenstände und Realitäten mit Gewalt und Tricks in ihre verabsolutierten Modelle und Ideen zu quetschen.

Eines Tages lud ich einen Freund ein, um unsere Food From Wood Versuchsanlage in Linthal ganz zuhinterst im Glarnerland zu besuchen. Christoph ist einer der Pioniere der Käferzucht in Europa. Er hat selber unzählige Arten seltener Käferarten über mehrere Generationen gezüchtet. Das ist seine Leidenschaft. Nicht sein Brotberuf, sondern Citizen Science. Als wir in Linthal eintreffen, steht das Eingangstor zur Fabrikhalle offen. Tom, der Zuchtleiter, ist gerade damit beschäftigt, die frisch verpaarten Käferweibchen in Eiablageboxen zu setzen. Er ist verzweifelt. Warum legen die Tiere nicht, obschon er akribisch genau das macht was er immer in den vergangenen Generationen getan hat? Es entwickelt sich ein Gespräch. Und daraus entsteht und formuliert Christoph zuerst fast unbemerkt, dann immer klarer eine Hypothese, die etwa so lautete:

Die Käferweibchen merken, dass sie in einem optimalen Substrat ihre Eier ablegen können. Dies bewirkt jedoch nicht, wie wir meinten,

dass sie deswegen viele Eier platzieren. Im Gegenteil: Das Weibchen realisiert, dass es zum Erhalt der Art gar nicht nötig ist, viele Eier zu produzieren, weil die Bedingungen für die Nachkommenschaft so gut sind, dass auch zehn statt hundert Eier ausreichen, um die Art zu erhalten. Man könnte dies verallgemeinert etwa so formulieren: Bei gleichbleibend optimalen Lebensbedingungen nimmt die Reproduktionsrate eines Tieres ab.

Übersetzen wir diese Hypothese in die Menschenwelt, dann würde sie bedeuten: Je besser und stabiler die Lebensbedingungen, desto weniger Kinder. Gefühlsmässig würden wir sagen: Stimmt. Nicht wahr? Gilt dies aber auch umgekehrt, also indem wir fragen: Ist eine geringe Kinderzahl ein Indiz für gute Lebensbedingungen? Darf man daraus folgern, um es sehr plakativ zu machen, dass offenbar für Elefanten, weil sie ja nur wenige Nachkommen haben, die Lebensbedingungen sehr gut sind? Und wie steht es bei den Walfishen? Hingegen für eine Forelle, die zehntausende Eier legt, müssten demnach die Lebensbedingungen sehr schlecht sein. Wir sehen schon, dass hier die These zu hinken beginnt, und wir besser statt von Lebensbedingungen vielleicht von Überlebensbedingungen reden sollten. Also so, dass wir sagen: Je besser die Überlebensbedingungen der Kinder sind, desto weniger Kinder werden gezeugt. Jetzt tönt es zwar besser aber wir sind noch immer nicht viel weiter. Man kann sich zu recht fragen ob es denn, weil wir diesen Unterschied zwischen Leben und Überleben machen, möglich sein kann, dass selbst bei guten Lebensbedingungen, die Überlebensbedingungen schlecht sein können?

Bleiben wir bei unseren Käfern: Christoph erklärte seine Hypothese, wenn ich mich recht erinnere, so: Er sagte - dem Sinn nach - dass unser Substrat für die Eiablage zu perfekt ist im Vergleich mit der Natur und danach auch die Ernährung der Larven in optimalem

Futtersubstrat ablaufe. Er vermute, dass die Käferweibchen dies bemerken und daraus schlössen, dass es gar nicht nötig sei, so viele Nachkommen zu generieren, sondern dass es zum Erhalt der Art ausreiche, zehn statt hundert Eier abzulegen. Mit anderen Worten: Das Habitat ist so gut geworden, dass gar nicht soviel Lebenskraft und Energie und Material eingesetzt und aufgewendet werden muss, um die Art zu erhalten. Diese Argumentation widerspricht der These, dass beim Vorhandensein von gutem Futter viele Nachkommen gezeugt werden. Christophs Hypothese tendiert eindeutig zur Aussage: Langfristig gutes Futter führt zu weniger Nachkommen.

Diese Hypothese hat Konsequenzen, die gerne übersehen werden. Sie widerlegt die Idee der Chancengleichheit der Gene. Das ist ein radikaler Gedanke. Er meint, dass jedes Individuum bei gegebenen genetischen Informationen ohne individuelle Vorerfahrung und Vorbelastung durch die Lebensführung der Eltern geboren wird. Dass also jedes Leben von Null an mit allen Möglichkeiten der genetischen Erbschaft startet. Wenn aber Habitatserfahrungen der Eltern zu drastischen Verringerungen von Eiablagezahlen führen, kann diese Annahme der genetischen Chancengleichheit nicht stimmen.



Puppe eines männliche Käfers von Trypoxylus dichotomus. Originalgrösse.

Christophs These rüttelt an den Grundfesten dessen, was wir unter Habitat und unter Domestizierung verstehen. Sie geht implizit davon aus, dass ein Käferweibchen die Vorgeschichte der Domestizierung kennt und irgendwie mitbekommen hat, dass sie schon seit x Generationen in diesem gleichen Stall, bei diesem optimalen Futtersubstrat Eier für ihre Nachkommenschaft ablegen darf. Andernfalls könnte sie nicht entscheiden, weniger Eier zu legen als ihre Mutter und Grossmutter und Urgrossmutter. Woher aber stammt diese geschichtliche Information? Woher soll der Käfer wissen, dass das Optimale des Substrates nicht ein zufälliges Glück bedeutet, sondern schon ein langfristiger historischer Trend ist, und somit eine Gewissheit besteht, dass es für die Art reicht weniger Nachkommen zu haben? Woher und wie soll ein Käfer diese Erfahrungsdaten von seinen Vorfahren übermittelt erhalten haben? Wie erlaubt ihm seine Natur, daraus zu folgern, dass es für die Art besser ist langfristig weniger Nachkommen zu haben, solange die Lebensbedingungen gut sind, was uns als Gedanke befremdet. Aber lassen wir diese Irritation in uns einsickern. Es könnte ja sein, dass für bestimmte Tierarten die Stabilität ihrer Populationen ein sicherer Wert ist, als explosionsartige Vermehrung. Vor allem dann, wenn alles stimmt und wenn bei zu schneller Vermehrung nur wieder ein Rückfall in die Katastrophe droht, dann nämlich, wenn das Futter plötzlich doch wieder alle ist, oder Schädlinge sich in den Boomzeiten so vermehren, dass sie ihre Wirtsart auslöschen.

Nun wird es erst richtig spannend. Christophs Hypothese besagt, dass in der Natur eine Zurückhaltung, Selbstbeschränkung und ein Verzicht auf nicht nachhaltiges Wachstum angelegt ist; eine gewisse Vorausschau der Entwicklung und damit generationsübergreifende Wahrnehmung. Aber wie soll dies Käfern gegeben sein? Wenn wir von einer Hypothese ausgehen, dass bei gleichbleibend optimalem Substrat die Reproduktionszahlen zurückgehen, dann nehmen

wir doch zugleich an, dass ein einzelnes Lebewesen beurteilen kann, was am Habitat über Generationen hinweg gleich bleibt. Aber wie, ausser durch Kommunikation, soll dies möglich sein? Woher soll ein Käfer wissen, wie das Substrat beschaffen war, in welchem die Larve seiner Urgrossmutter gross wurde? Gibt es bei Käfern oder anderen Tieren eine generationsübergreifende Erzählstruktur und Reflexionen über ihre wesensbedingten Bedürfnisse, die wir nicht kennen?

Kehren wir zurück zu unserer Käferzucht. Wir sind gezwungen, etwas zu tun und zu reagieren auf die dramatische Reduktion der Eiablagezahlen. Ganz praktisch. Wir können nicht warten bis Christophs Hypothese wissenschaftlich geprüft ist. Dazu fehlen uns Geld und Zeit. Aber, um das Problem der rückgängigen Eiablagezahlen aktiv anzugehen, könnten wir in den nächsten Generationen den Weibchen absichtlich das Leben ein bisschen anstrengender machen, mit weniger optimalem Substrat, suboptimalen Bedingungen, ähnlich denen in der harten, unerbittlichen, freien Natur. Und dann sollten wir ausserdem die Selektionsverfahren für die geeigneten Elternpaare optimieren, nämlich konsequent nur diejenigen Käfer weiter verwenden, die am schnellsten gross werden und am meisten Nachkommen erzeugen.

Die wirklich aufregende und waghalsige Frage aber, die aus Christophs Hypothese aufsteigt, lautet, ob es über Generationen hinweg auch bei Tieren, oder allgemein bei Lebewesen eine geschichtliche Tradition gibt, also irgendwie von Eltern an die Nachkommen Informationen übermittelt werden über Zustände und Veränderungen des Habitates, in welchem die Vorfahren gelebt haben? Haben Tiere ein geschichtliches Gedächtnis? Wenn nicht sogar Bewusstsein? Jean-Baptiste Lamarck (1744-1829) hatte dies bereits vermutet, der neben der genetischen Vererbung und Abstammungslehre die später Charles Darwin (1809 -1882) formulierte, auch noch eine zusätzliche epige-

netische Vererbung von Lebenserfahrung vorsah, vielleicht so etwas wie eine Erzählkunst in Tiersprachen. Das war eine Theorie, die um 1900 zu gunsten von Darwins Evolutionslehre und seinem Prinzip des "Survival of the fittest" verworfen wurde, aber seit dem Millenniumswechsel im Jahr 2000 mit immer klarerer Evidenz beschrieben und wissenschaftlich immer breiter anerkannt und diskutiert wird.

Die Annahme epigenetischer Vererbung bedeutet, dass gegenwärtige Generationen gar nicht so frei und unbelastet sind in ihren Lebensentscheiden, wie wir es allein aufgrund der Möglichkeiten ihrer Gene annehmen. Es könnte sein, dass die Freiheit des einzelnen Lebewesens in der Gegenwart und sein Potential zur Gestaltung der Zukunft seiner Art eingeschränkt ist durch eine Konditionierung wegen der Herkunft und wegen den individuellen Lebensgeschichten der Vorfahren; vorbelastet und geprägt durch Geschichte und Kultur und durch die Art, wie sie vermittelt wird. Möglicherweise existiert in den Genen, oder in anderen noch unentdeckten zellulären oder exozellulären Gebilden, Aufzeichnungen einer Stammbaumerfahrung. Das ist es nämlich was die Epigenetik behauptet: Dass Lebenserfahrung der Vorfahren an die Nachkommenschaft weitergegeben wird.

Nebst den Genen ist uns auch die Geschichte unserer Eltern und Grosseltern in die Krippe gelegt. Oder nochmals anders gesagt: Habitatserfahrungen bleiben über Generationen hinweg lebendig. Dies betrifft leicht zu untersuchende traumatische Erfahrungen wie Ängste, Krieg, Mangel, Missbrauch, Unfälle, aber sicher auch positive Erfahrungen wie Geborgenheit, Sicherheit, Frieden, Gelassenheit und Glück.

Traumatische Ereignisse werden epigenetisch vererbt. Schreckung der Bevölkerung hat Auswirkungen weit in die nächsten Generationen hinein. Deshalb wird dieser Tatbestand in der Schweiz unter Strafe gestellt, allerdings ohne dass der Paragraf meines Wissens bisher je angewendet wurde, was im Rahmen der Aufarbeitung der Coronakrise und der massiven Schreckung der Bevölkerung vor einem angeblich tödlichen Virus unbedingt geschehen muss.



LIZENZ ZUM TÖTEN

Bob Dylan

Der Mensch meint, weil er die Erde beherrscht,
kann er mit ihr machen, was er will.
Wenn sich die Lage nicht bald ändert, wird er es tun.
Oh, der Mensch hat seinen Untergang erfunden.
Der erste Schritt dazu war der auf den Mond.

Eine Frau lebt in meinem Wohnblock.
Sie sitzt einfach da, während die Nacht still wird.
Und fragt: Wer nimmt ihm die Lizenz zum Töten?

Jetzt nehmen sie den Menschen, lehren ihn
und bereiten ihn auf das Leben vor.
Sie bringen ihn auf einen Weg, der ihn zwangsläufig
krank werden lässt.
Dann begraben sie ihn mit Auszeichnungen und
verkaufen seinen Körper wie einen Gebrauchtwagen

Es ist eine Frau in meinem Wohnblock,
die einfach da sitzt und zum Hügel hinauf schaut
und fragt: Wer? Wer, wer wird ihm die Lizenz zum
Töten entziehen?

Jetzt ist der Mensch wild auf Zerstörung,
er hat Angst und ist verwirrt
Sein Gehirn wird mit großem Geschick missbraucht
Er glaubt nur an das, was er sieht
Aber seine Augen erzählen ihm nur Lügen

Und da ist diese Frau in meinem Wohnblock
die in einer kalten Kälte sitzt
und fragt: Wer? Wer wird ihm die Lizenz zum Töten weg-
nehmen?

Als Krachmacher, Geistermacher
Herzensbrecher, Rückgratbrecher
Lässt er keinen Stein auf dem anderen
Ein Schauspieler in einem Theaterstück,
Das irgendetwas sein kann.
Bis er klar seinen Fehler erkennt.

Jetzt betet er am Altar eines Wasserlochs
Und wenn er sein Spiegelbild darin sieht, ist er erfüllt
Oh, der Mensch ist ein Gegner des Fair Play
Er will alles und er will es nur auf seine Art

Es lebt eine Frau in meinem Viertel
die einfach da sitzt, während die Nacht still wird
und fragt: "Wer? Wer wird sie dem Menschen
wegnehmen, die Lizenz zum Töten?"

MEIN BLUT AN DER WAND

Seit ein paar Tagen ist in der unbestellten, ungemütlichen Wohngemeinschaft mit Mücken meine Lebenslust und Behauptungskraft fast erloschen; ins Stocken geraten. Die kriegerischen Tage sind klebrig geworden, haben alles von ihrer früheren Frische und Reinheit eingebüsst und es scheint dass ich nicht richtig vorwärts komme. Ich bin unentschieden, orientierungslos, zerfahren, fatalistisch wie in Nebel und Staub unterwegs.

Stechmücken nur als lästig zu bezeichnen, ist eine masochistische Beschönigung. An einem Ort, wo es Mosquitos hat, einen vernünftigen Text schreiben zu wollen, ist vergebliche Selbstfolter. Ich habe in meinem Zimmer alle Fenster verriegelt, was ich eigentlich hasse, weil ich gerne an der frischen Luft arbeite. Aber ich wähle das kleinere Übel und sperre mich ein, damit nicht noch weitere Mücken zu den Massen dazu stossen, die schon da sind. Ich ziehe ein langärmeliges Hemd an, damit mich das Ungeziefer nicht an den Unterarmen erwischt. Da sehe ich schon wieder eine, die mich heimlich anschwirrt! Man kann keinen noch so kurzen Gedanken zu Ende denken! Ich lasse den Gedankenfetzen fahren, stehe zornig auf. Das Leintuch des Bettes falte ich zu einem kompakten, schweren Block. Damit schmeisse ich nach den Mücken, vor allem an der Decke und an den Wänden, wo die Plagegeister zum Glück sichtbar werden, sobald sie sich hinsetzen. Wenn Mücken fliegen, sind sie unmöglich zu orten. Eines der Viecher zerquetsche ich mit der flachen Hand an der Wand, gerade unterhalb dem kitschigen Bild mit dem alten, einsamen Hausgemäuer, das von Blumen überzuckert ist. Ein paar andere Mücken, die ich erledige, hinterlassen hässliche Blutspuren auf der Tapete; lange, grausig verschmierte Striche.

Mein Blut. Es ist erschreckend, wie viele mich schon erwischt haben, ohne dass ich es bemerkt habe. Ich beruhige mich erst ein wenig, wenn ich meine, dass ich alle Viecher, die im Zimmer waren, erledigt habe. Nur allerdings, um wenig später eines Besseren belehrt zu werden, kaum habe ich einen Halbsatz anformuliert. Von irgend woher kommen immer neue Mücken hervor. Woher? Sie müssen sich in dunklen Ritzen versteckt halten, unter dem Stuhl lauern, hinter dem Kühlschrank, sie stürzen aus dem Kleiderschrank, oder unter dem Bett hervor, oder aus der dunklen Nische, wo der Abfallkübel steht. Nicht als Truppe schleichen sie an. Nein. Jede verdammte Mücke greift einzeln an. Eine nach der anderen. Als ob sie kichernd warten würden, dass ich eine Mücke entnervt verfolgt und erledigt habe, um sogleich die nächste in den Ring zu schicken. So bin ich stets beschäftigt, immer hässiger, provoziert, wie ein schwitzender Bulle, der in der Stierkampfarena von Matadoren umtänzelt wird. Sowas wie Ruhe nach geschlagener Schlacht gibt es nicht. Ständig wartet man mit zerfurchter Stirn, zusammen gebissenen Zähnen und wie eine geladene Pistole auf den nächsten Unhold, der sich aus seinem Loch wagt. Wut kocht auf.

Mich erinnern Mücken an die Berieselung mit Nachrichten. Eine nach der anderen kriechen die Breaking News aus irgendwelchen Redaktionsritzen, um uns in ihren Bann zu schlagen. Sie halten uns in einem steten Strom sirrender Bedrohungen befangen. Was sollen wir tun? Irgendwie müssen wir uns ihnen widmen, wenn sie uns mit Beunruhigung belästigen. Jeder Stich der Newsmücke ruft eine kleine Entzündung hervor, die lange juckt. Bei Medienmücken ist dies vermutlich Absicht. Das Jucken ist verfluchter als der Stich.

Stechmücken schaden sich, weil ihre Stiche jucken. Würde ich nichts merken, könnte es mir nämlich egal sein, ob ich unfreiwillig ein paar Tropfen Blut spende für die Insektenwelt. Richtig aufgeregt

und wütend und ausser mich gerate ich ja nur wegen dem hinterhältigen und feigen Jucken, das meine Rache glüste weckt.

Stechmücken denken nie an Rückzug. Da ist schon wieder eine! Ich bin stets alarmiert. Ein unerträglicher Zustand. Nächte lang habe ich gekämpft gegen Gemück; die Tage danach ermattet verpennt.

Medienmücken penetrieren unsere Haut. Sie holen etwas aus uns raus, aber man überlegt selten, was ihre wirkliche Blutbeute ist. Vielleicht unsere Gefasstheit. Medienmoskitos tun so, als seien sie erwünscht und wichtig. Sie sind Behauptungen ihrer eigenen Wichtigkeit. Vielleicht ist das ihr Fluch. Man kann ihn nicht brechen, indem man sich einredet nicht hinzuhören. Es geht nur, indem man sie konsequent abstellt, ausknipst. Off. Mücken sterben ja auch nicht aus, wenn Du ihnen deine Aufmerksamkeit entziehst. Mit Ignoranz werden es eher immer mehr.

Gegen Mücken werde ich wieder ein Moskitonetz für die Nacht auf meine Reisen mitnehmen. Und gegen Newsmücken mein Handy wegschmeissen und einen Traumfänger installieren. Oder soll ich es mit Gift versuchen? Soll ich aufrüsten mit Repellents und diesen genialen Zerstäubern von toxischer Chemie, die mir wahrscheinlich mehr Schaden zufügen, als den Mücken? Klar, am besten wäre es ein neues Habitat zu suchen, eines ohne Mücken, ein malariefreies Gebiet. Malaria heisst ja wörtlich: Schlechtes Gebiet. Oder soll ich weiter profilaktisch bittere Pillen fressen gegen die Medienmalaria, nur damit ich da bleiben kann, wo ich mich eigentlich gar nicht wohl fühle?

Was meinen sie: In welche börsenkotierten Produkte würden Mücken Geld investieren? Ganz sicher in Antibrumm, Moskitonetze und Malaron. Da können die Viecher nämlich selber dafür sorgen, dass gute Nachfrage besteht, und dass die Kurse durch die Decke gehen.



Die Kreuzfahrt - Teil 3

Panik brach nicht sofort aus. Die Meinungslager an Bord der ‚Wonders of the Sea‘ scheideten sich schleichend. Es gab die Vernünftigen, die Fragen gemeinsam lösen wollten, demokratisch, und es gab die Vernünftigen, die Antworten schon hatten, soziale. Die Spaltung ging also gar nicht durch die Menschen, sondern es war die Vernunft, die gespalten war. Die Sozialen wollten die Zahl der Passagiere an Bord auf zwei Prozent reduzieren, also auf eine Gruppe von wenigen Dutzend. Die Demokraten lehnten dies ab und die übrigen Passagiere schwänzelte mit ihre gespaltenen Vernunft irgendwo dazwischen mit. Sie wollten sich nicht festlegen, bevor nicht klar war, wer gewinnt und bevor nicht klar war, dass sie bei der Mehrheit und auf der Seite der Gewinner stehen. Als letztes Gemeinsamea war in dieser Schar der Verlorenen die Gewissheit übrig geblieben, dass zwar niemand auf diesem verdammten Schiff etwas verloren hatte, es aber auch nichts zu gewinnen gab.

Durchsage:

„Hier spricht euer Mitpassagier Alex. Ich habe mich der Gruppe der Sozialen angeschlossen. Ich werde Klartext reden. Wir haben keine Zeit, um lange um den Brei herum zu jammern. Wir wollen dass die Jungen überleben, also müssen die Alten gehen. Die brauchen wir nicht in dieser Notlage und selbst dann nicht, wenn wir irgendwo an Land gehen könnten. Auch dann würden die Alten den Jungen nur zur Last fallen und sie an ihrem Vorrecht zu überleben hindern.

Das Recht auf Leben ist nicht ein absolutes, sondern, wie alles, nur ein relatives. Daher meinen wir, die Sozialen, dass niemand ein

Recht darauf hat darauf, 90 Jahre alt zu werden, nur weil er das zweifelhafte, ja illegitime Privileg einer guten Gesundheit besitzt, solange jedenfalls nicht, solange es solche gibt, die unter zehn Jahren vor dem Hungertod stehen. Die Garantien einer solidarischen, sozialen Gesellschaft können nur soweit gehen, dass allen geholfen wird dasselbe Durchschnittsalter zu erreichen.

Daher bitten wir, in dieser ernsten Krise, die alten Leute, sich zu überlegen, ob sie nicht hier, auf dem schönen Meer, von uns gehen möchten. Wir haben derzeit noch genügend Opiate, Morphine und Alkohol an Bord um allen, die bereit sind, die letzte, grosse Kulturreise des Menschen schmerzlos zu ermöglichen. Sie dürfen sich damit als Lebensspender fühlen für die Zukunft der Jungen. Danke!“

Das war noch hübsch gesagt. Später änderte sich der Tonfall.

Durchsage:

„Liebe Passagiere der ‚Wonders of the Sea‘. Ich bin Franziska von der Gruppe der Demokraten. Wir sind diejenigen, die gerade lauthals verlacht werden von den Sozialen. Sie behaupten, wir seien diejenigen, die unser Elend als Gefangene in einem demokratischen Traumschiff verwalten wollen. Ja, das ist das, was uns die Sozialen vorwerfen. Und warum? Nur weil wir am Lebensrecht jedes einzelnen Menschen bedingungslos festhalten, unabhängig von Alter, Herkunft, Status. Ist es ein Zufall, dass sich bei den Sozialen so viele Junge befinden, oder solche, die sich für jung und für berechtigt halten, über das Leben anderer zu verfügen? Meist sind es genau diejenigen Leute, die zuerst ihre Geburtsurkunden fälschen. Ich rufe euch auf: wir können nur zusammen überleben! Aber wir müssen möglichst rasch eine Struktur finden, um unsere gemeinsame gesellschaftliche Aufgabe und Verantwortung in dieser Schicksalsgemeinschaft wahr zu nehmen. Dieser demokratische Prozess läuft auf

Hochtouren. Bitte schliesst euch uns an. Zeigt eure Sympathie für unsere demokratischen Anliegen. Ja, es ist wahr. Wir schaukeln gerade orientierungslos auf dem offenen Meer. Wir wissen aber, dass es Land gibt. Das ist unsere geschichtliche Erfahrung. Wir sind in Venedig gestartet zur grossen Kulturkreuzfahrt. Wenn wir nicht vergessen, woher wir kommen, wissen wir, dass wir Kinder des Landes sind, selbst jetzt, auf offener See. Wir wollen uns nicht einrichten auf ein Leben auf diesej Schiff. Das ist nicht unser Habitat.“

Danach überstürzten sich die Ereignisse. Eine fanatische Gruppe begann wahllos alte Leute zu ermorden und über Bord zu werfen. Jedermann konnte die Leichen sehen, die manchmal stundenlang mit aufgedunsenen Bäuchen im Wasser trieben, bis ein Haifisch sie recycelte. Viele genossen den Kitzel des Grauens als Gaffer, oder schauten bloss gelangweilt zu. Es gab ja kein Youtube und kein Netflix mehr.

Das Tatoostudio war rund um die Uhr geöffnet, um den ungewöhnlichen Andrang zu meistern. Viele lassen sich millionenfach pieksen lassen, um zu merken, dass sie hier sind. Der Preis für Fleisch wurden unerwartet gesenkt. Man wusste nicht weshalb. Vielleicht hatte man gemerkt, dass viele Deutsche an Bord waren. Es hatte sich herumgesprochen, dass man mit dem Tiefhalten der Fleischpreise die Deutschen zähmt, weil es Raubtiere seien. Solche besänftige man mit einem Überfluss von Fleisch, sagt man. Mit Opfertieren. Dasselbe gilt nicht nur für Löwen, sondern auch für Hyänen, die sich an stinkenden Kadavern verköstigen. Auch Aasfresser werden, wenn sie satt sind, zahm wie Kätzchen. Raubtiere aber werden sie dann alle wieder, wenn du ihnen Salat gibst. Glücklicherweise war Salat an Bord der "Wonders of the Sea" Mangelware.

Vielleicht war es deshalb so unerträglich ruhig. Ein kannibalistisches System hatte sich installiert, um Passagiere mundtot zu machen.



Der Anker ist ein zentrales Motiv von Tattoos christlicher Seemänner. Es beinhaltet ein Kreuz und symbolisiert den Halt und festen Grund des Glaubens und der christlichen Gemeinschaft von Menschenfischern.

Die Kartoffel

Diogenes hat den Führer kontaktiert. Er solle so rasch als möglich zum Café auf dem Campo Santo Stefano kommen. Archimedo hätte etwas Wichtiges mitzuteilen. Als der Führer dort ankommt, warten Diogenes und Archimedo schon bei einem Cappucino und einem dieser fürchterlich süßen Gebäcke, die die Italiener ihr Frühstück nennen.

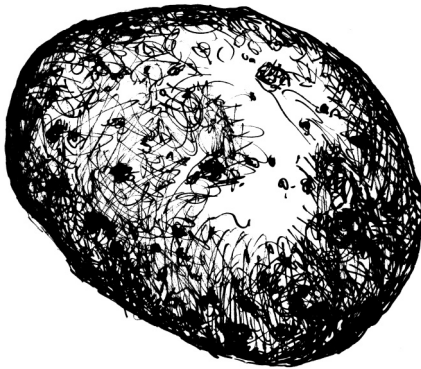
Führer: Was ist los? Ist das wirklich so dringend?

Archimedo: Ja, ich habe euch etwas mitgebracht, was die Idee des Tropfenmodells nicht nur darstellt, sondern seine Richtigkeit quasi beweist.

Diogenes: Zeig her.

Führer: Schiess los.

Archimedo greift in seine Manteltasche und zieht eine faust-grosse Knolle hervor.



Führer: Eine Kartoffel.
Diogenes: Soll diese Kartoffel das Tropfenmodell darstellen?
Archimedo: Nein, es ist eine Kartoffel.
Führer: Das sehen wir, danke.
Diogenes: Und jetzt?
Archimedo: Wo entsteht bei dieser Kartoffel eine neue Kartoffel?
Führer: An den Trieben.
Archimedo: Genauer?
Führer: Wie genauer? Mach es nicht so spannend.

Archimedo zieht ein Messer. Es ist ein Küchenmesser. Er präsentiert es mit bedeutungsvoller Geste, wie wenn er einen Zaubertrick vorführen möchte. Der Führer und Diogenes folgen mit ihren Blicken der blitzenden Klinge, die Archimedo schliesslich in die Höhe hält. Dann saust die Klinge nieder und die Kartoffel ist halbiert.

Archimedo: Und jetzt? Nochmals: Wo entsteht die Kartoffel?
Führer: Sag du es selber.
Diogenes: Mit dem Messer in deiner Hand haben wir Angst eine falsche Antwort zu geben.
Archimedo: Ist doch nicht so schwierig: Kommt die neue Kartoffel aus dem Inneren der alten Kartoffel?

Der Führer und Diogenes rätseln, während sie je eine Kartoffelhälfte in eine Hand nehmen und betrachten. Sie schweigen.

Archimedo: Das ist doch nicht so schwer, oder? Die neue Kartoffel

kommt eben nicht aus dem Inneren, sondern sie kommt von der Schale her, von der Haut der Kartoffel. Da, wo die Kartoffel an ihre Umgebung grenzt, an die Luft, die Erde, Wasser, Sonne, was weiss ich. Da in der Haut entsteht der neue Trieb.

Führer: Na gut. Danke für die Lehrstunde zur Biologie der Kartoffel. Was hat das jetzt aber, wie du behauptet hast, mit dem Tropfenmodell zu tun?

Ganz langsam und ganz theatralisch nimmt Archimedo erneut das Messer in die Hand und streckt es erneut hoch über den Kopf in die Luft.

Archimedo: Gute Frage. Schaut jetzt genau was passiert.

Zack! Saust das Messer auf eine Kartoffelhälfte nieder und schneidet eine Scheibe ab.

Archimedo: Wie nennt man das?

Diogenes: Ein Kartoffelrädchen.

Archimedo: Geometrisch?

Führer: Ein Rad?

Archimedo: Nein, es ist ein Zylinder.

Diogenes: Komm, lass das, Archimedo. Wir wissen, dass Du ein gescheiter Kopf bist, aber ich finde es unfein, wie du Deine Freunde als Trottel vorführst.

Archimedo: Okay, Sorry, Also schaut jetzt. Es ist bald fertig.

Archimedo hebt nochmals das Messer. Zack, Zack! Schneidet er die Kartoffelscheibe in vier Viertel. Archimedo nimmt einen der Viertel und legt ihn auf eine weisse Serviette.

Archimedo: Das ist das Tropfenmodell.

Diogenes: Ich möchte wetten, dass du uns dies jetzt noch etwas detaillierter erklären wirst.

Führer: Vermutlich hast Du leider recht.

Archimedo: Schaut her. Die Kartoffel ist im Inneren sehr gleichmässig, eigentlich homogen. Eine Masse von gleichartigen Zellen, gefüllt mit Stärke. Was meint ihr, wenn wir diese Viertelchen einer Kartoffelscheibe im Garten vergraben, wo wird dann eine neue Kartoffel daraus wachsen?

Diogenes: An der Haut. Das hatten wir schon.

Führer: Vermutlich aber nicht mal da, weil du die Kartoffel zerschnitten hast. Soviel ich von Landwirtschaft verstanden habe, darf man Kartoffeln nicht zerschneiden beim Pflanzen.

Archimedo: Du hast völlig recht, Führer. Wir sind aber in unseren Untersuchungen eher abstrakt unterwegs. Aber auch Diogenes hat recht, wie wir alle wissen. An diesem kleinen Schnitt hier kann, wenn überhaupt, eine Kartoffel nur an der Haut erscheinen. Da unten nämlich an diesem Tropfen. erinnert ihr euch? Das ist genau da, wo in unserem Trofenmodell die Randständigen sind, der Abschaum. Da kommt das Neue Kartoffelleben. Der ganze Rest des Kartoffelschnittes dient nur dazu, diese Haut der Randständigen zu ernähren.

Führer: Und jetzt?

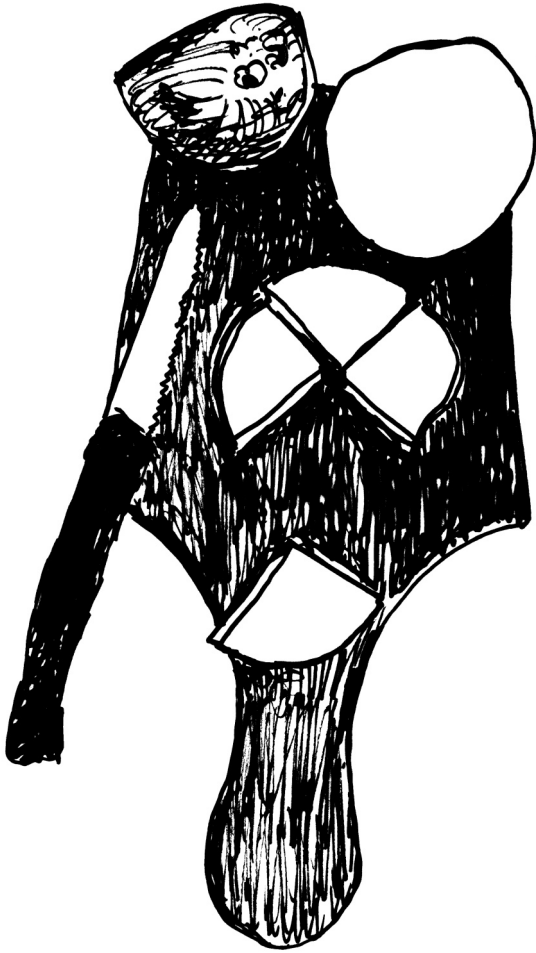
Archimedo: Aus dem gesamten Inhalt der Machtpyramide, wo die Verwaltung regiert, kommt niemals etwas Neues hervor. Es kann nicht, weil dieser uniformen Mittel- und Oberschicht der Kartoffelmacht die Begegnung mit dem Aussen fehlt. Nur dann, wenn eine Brührung mit der Welt stattfindet, wird eine Haut gebildet und aus ihr kann Neues spriessen, aus der Haut der Begegnungskultur.

Die Freunde schauen sich gegenseitig an. Archimedo ist etwas verunsichert:

Archimedo: Was ist? Ist das nicht ein gutes Modell um das abstrakte Tropfenmodell mit einer biologischen Variante zu konkretisieren? Jetzt ist doch vielleicht die Idee von der Macht des Abschaums etwas klarer geworden. Nicht?

Führer: Ich habe Hunger.

Diogenes: Ich könnte auch etwas ertragen.



DAS GELÄNDER

Geländer findet man meist dort, wo man verhindern will, dass jemand einen Schaden erleidet, wenn er das überschreitet, was das Geländer sichert. Zum Beispiel auf einer Brücke, an einer Schiffsreling, auf einem Aussichtsturm. Im Zoo vor der Löwengrube. Auf dem Balkon.

Sie kennen mich ja, weil sie schon so weit gefolgt sind, und deshalb zu wissen glauben, dass ich stets versuche, Dinge befremdlicher, komplizierter und verwirrlicher zu machen als sie sind, angeblich um damit mehr Klarheit zu schaffen. Das ist aber nicht wahr. Nicht ich selber mache das. Es sind die Dinge, die es so mit mir machen. So geschah es zum Beispiel mit dem hier thematisierten Geländer.

Ich spazierte am sonnigen Morgen auf der Strasse, die dicht dem groben Geröll des Meeresufers folgt. Ich war hier schon oft. Es ist der Weg zu der kleinen Bucht, wo man schnorcheln und baden kann. Ich war ganz bei mir, etwas versunken wohl – wie üblich – in Gedanken. Und plötzlich springt mich dieses Geländer an. Es zieht sich am äussersten Rand des Trottoirs ein paar hundert Meter dahin, damit ein Spaziergänger nicht zwei drei Meter hinab stürzt in die felsige Brandungszone des Meeres. Manchmal klatschen Wellen an der Stützmauer der Strasse hoch. Das Troittoir glitzert da von den Spritzern und Wasserlachen, und an gewissen Stellen funkeln Salzkristalle.

Das Geländer ist aus massiven, geschweissten Metallrohren gefertigt, die blau angemalt sind. Aber das, was mich anspringt, das ist

die Form des Geländers. Es besteht aus aneinandergereihten und sich stets wiederholenden Elementen zwischen Pfosten im Abstand von 1,5 Metern. In diesem Zwischenteil gibt es ein Muster, das mich dazu brachte anzuhalten. Ich nehme mein primitives Muscheltelefon hervor, machen ein Bild. Es sieht so aus:

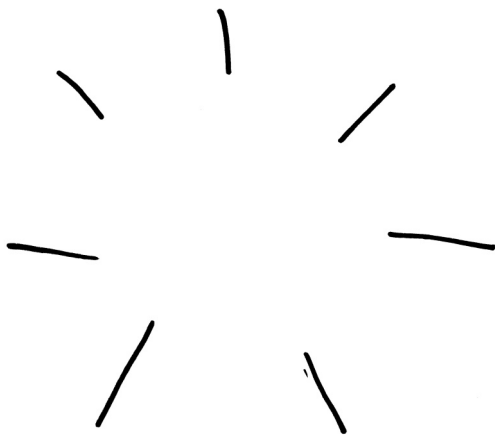


Ich sehe ein Auge und zwei Fische, oder zwei Fische, die zusammen ein Auge bilden. Das ist sehr schlicht und sehr effektiv und praktisch zugleich. Ein Geländer eben, das nicht nur aus Stäben besteht, sondern eine Zeichnung besitzt, und deshalb eine Aussage: Zum Beispiel: Schau, hier beginnt das Reich der Fische. Das in Naheliegend und richtig, weil auf der anderen Seite das Meer ist und hier wo ich stehe die Erde. Das Geländer will also verhindern, dass ich ins Meer falle. Auf der Erde bleibe. Und von nun an kann man

dieses Bild wie eine Tarotkarte oder eine Sternkonstellation, oder wie die Begegnung zwischen Göttern und Elemente weiter erzählen. Man könnte sagen, dass das Geländer Sicherheit geben soll, dass man in der Realität bleibt und sich nicht in Gefühlen verliert, oder sich nicht beim Tauchgang im Reich des Neptuns verliert, den etwas nebulösen, spirituellen Energien und Spannungen, sondern geerdet bleibt. Oder es sind Begegnung zwischen Demeter und Poseidon, die immer an einem solchen Geländer stattfinden. Sind es die Elemente Wasser und Erde, die zusammen Fruchtbarkeit bedeuten und ist das Rund, das wir als Auge bezeichnet haben, der Vollmond im Sternzeichen der Fische. Und was soll denn das wieder heißen?

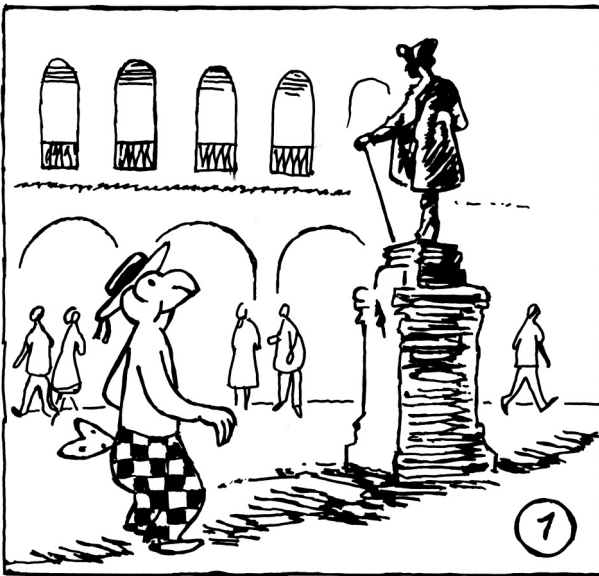
Wie auch immer. Etwas, was bei aller Verlorenheit in unendlichen Möglichkeiten des Erzählens klar ist, ist, die Tatsache, dass ich angesprochen wurde. Ich habe nicht gesucht nach diesem Geländer. Es hat mich gefunden. Und das zweite offensichtliche ist: Es ist nicht ein Problem, das mich auf diese Art und Weise anspricht, damit ich es löse, also keine Frage die es zu beantworten gibt. Es ist umgekehrt. Es ist eine Antwort, die vor einem steht, deren Frage, eine Lösung, deren Problem wir nicht kennen. Man könnte es sich einfach machen und sagen: Ist ja logisch. Du selber bist Frage und Problem zu der Antwort und Lösung, die du siehst. Das tönt mir aber zu monadisch, hermetisch, abgekapselt autistisch. Mir gefiele es besser wenn wir sagen könnten, dass mit solchen Bildern, die einen ansprechen die Welt uns enthüllt: Wir kennen Dich. Du gehörst zu uns. Das ginge dann in Richtung Vision, Zeichen am Himmel, Erleuchtung und so. Das ist mit diesem Geländer aber nicht der Fall. Obschon: Das Geländer redet sehr vertraulich mit mir, und es bedeutet für mich doch Schutz und Sicherheit auf dem Weg entlang dem Meer. Also ist es mein Begleiter, eine Art metallischer Schutzengel. Es beruhigt mich, dass es da ist. Ich bin dankbar.

Das Augenzwinkern des Geländers mit den Fischen ist witzig. Das ist ja mein Sternzeichen. Pisces. Es hat also mit mir zu tun. Irgendwie. Und weil ich ja unterwegs bin zum Schnorcheln ist die Aussage des Geländers: Du wirst Fische sehen, nicht gerade überraschend. Aber das Verrückte ist, dass man das alles sieht und denkt, dass man in gewissen Momenten nicht einfach achtlos vorbei gehen kann an einem solchen Geländer. Es ist erstaunlich, wie es ein Geländer schafft, dass ich stehen bleibe und einen Moment lang glücklich in Meditation versinke.



GOLDONI

Die Bildergeschichte aus dem Buch "Mit Globi und Pinocchio nach Venedig", die ich auf den kommenden Seiten aus der Nähe begutachten werde, gehört sicher nicht zu den spektakulären Stories des Bandes. Auch der Titel ist recht umständlich: Er lautet: Das Goldoni-Denkmal bringt Globi auf neue Ideen. Die Geschichte ist im hinteren Teil des Buches auf Seite 74/75 zu finden. Zuvor wollte Globi im Dogenpalast in einer Hängematte übernachten und wurde von der Polizei weggewiesen. Und in der nachfolgenden Geschichte badet Globi am Lido. Er hat da für einmal nicht seine schwarzweiss karierten Hosen an, sondern eine richtige, schwarze Badehose. Man sieht aber nicht, wohin sein herzförmiger Schwanz geraten ist. Item.



Globi legt sich im Sand auf eine Luftmatratze, schläft ein und wird von der langsam steigenden Ebbe ins Meer gespült, was er nicht bemerkt, weil er stoisch weiter pennt.

"Sicher ist der Herr dort droben
hoch zu achten und zu loben,
da nur ein berühmter Mann
auf dem Sockel stehen kann."

Da ist das erste Bild und das Versgedicht dazu. Formal ist interessant wie Lips ein dreidimensionales Bild der Goldoni-Statue, wahrscheinlich von einem Foto durchgepaust, und in einem ganz anderen Stil gestaltet hat als die übrigen Figuren und die Umgebung. Dies kommt auffällig im ganzen Buch so vor, wenn es um Statuen und Wahrzeichen geht. Dadurch wirken die Denkmäler wie aus einer anderen Welt.

Es ist bemerkenswert, dass man Globi immer nur von der Seite sehen kann, fast immer nach rechts blickend. Es gibt kein Bild, wo Globi von vorne zu sehen ist, oder von hinten. Die normalen Leute in den Bildern, die Statisten, dagegen, schauen und gehen in alle Richtungen. Der Vers dieses ersten Bildes der Goldoni-Geschichte ist in Anführungszeichen gesetzt. Dies will heissen: Das denkt Globi im Anblick der Statue dieses Venezianers mit Gehstock und Dreispitz. Apropos Hut: Habt ihr bemerkt, dass Globi hier gar nicht seine typische, schwarze Baskenkappe trägt, sondern einen Gondolierrehut?

Die Szenerie mit den Rundbogenfenstern und den Lauben ist stimmig für die Gebäude auf dem Campo San Bartolomio, wo in unmittelbarer Nähe der Rialtobrücke das Goldoni-Denkmal steht. Hundert Schritte entfernt, Richtung Süden, an der Calle del Teatro o

della Commedia, liegt das Goldoni-Theater. Es ist das älteste, seit dem Bau 1622 noch immer bestehende Theater in Venedig. Bis 1900 ist es mindestens sechs Mal abgebrannt und immer wieder aufgebaut worden. 1957 wurde es wegen Baufälligkeit enteignet und erst 1979 wieder eröffnet.

Dass jemand hoch zu loben und achten ist, der auf einem Sockel steht, müssen wir nicht weiter kommentieren. Globi ist kein Revolutzzer, der Standbilder und Friedhöfe schändet. Er traut den Narrativen der Vorfahren.

So denkt unser Globi richtig
und dann hält er es für wichtig,
dass er im Propekte liest,
wer hier solchen Ruhm genießt.



Jetzt sehen wir die Statue näher, aber noch immer ziemlich düster im Vergleich zu Globi selber. Es ist ein bestrumpfter, untersetzter, korpulenter Venezianer im Frack, der auf dem Podest posiert. Das Bild ist ein Tabubruch. Ein bisschen. Wie zufällig, ragt der Kopf von Goldoni nämlich aus dem Rahmen des Bildquadrates. Das ist äusserst ungewöhnlich für Globibücher. In diesem Band kommt es – ich habe es extra nachgeschaut – nur noch zwei Mal vor, nämlich da, wo in Murano das Glasbläserrohr mit dem Globiglas Kopf sogar von einem Bild in ein anderes hinein ragt, was abenteuerlich wirkt, verglichen mit der vorherrschenden formale Strenge. Das ander Mal, nochmals bei einer Statue, nämlich derjenigen des gefürchteten Haudogens Bartholomeo Colleoni. So ist die Schweiz 1957: Der Rahmen wird respektiert. Die Abfolge der Bilder ist ebenfalls streng reglementiert und typisch für den Erzählstil. Die ersten beiden Bilder sind Einleitungen. Danach folgen zwei Bilder mit der Aktion. Die letzten beiden zeigen das Fazit, die Pointe. Das stellt sich konkret so dar:



Ah, Goldoni* heisst der Meister,
ein Poet der frohen Geister,
der – so steht hier klipp und klar -
grosser Lustspieldichter war.

Bild drei ist eine wunderbare Illustration für den Moment eines guten Einfalls. Das sind ja auch bei "Wiecki und die starken Männer", nicht zu verwechseln mit Wikipedia, diese besonderen Momente, wenn Wiecki seine Erleuchtung hat und die für die dumpfe Erwachsenenbande, die ihn umgibt, rettenden Einfälle. In dieser unverkrampften Freudigkeit hat das nur der Zeichner Robert Lips bei Globi glaubhaft hingekriegt. Die sechs Strahlen nach aussen, die Globi umgeben, sollen das Aufleuchten der Idee unterstreichen. Es sind gleichsam Ausrufezeichen. Sie kommen nicht nur vor, um Glückmomente wie hier, zu betonen, sondern auch, wenn sich Globi ärgert, oder Aha-Momente hat. In anderen Bildern haben diese Strahlen auch die Bedeutung "sehr"; sehr weh; sehr schnell; sehr laut usw. Zum Stern (*) nach Goldoni gehört natürlich eine Fussnote. Sie erklärt uns dies:

»Carlo Goldoni (1707-1793) war gebürtiger Venezianer und ursprünglich Fürsprecher. Seine schauspielerische Fähigkeit trieb ihn, Lustspiele zu schreiben, worin er darauf ausging, die derben Spassmacher von der Bühne zu verdrängen. In Paris schrieb er für das dortige italienische Theater. Natürlich verfasste er auch ein Stück, betitelt: "Il gondoliere veneziano.«

Es ist auffällig, dass in diesem Buch viel Schulstoff verarbeitet wird. Fussnoten haben Hochkonjunktur. Wahrscheinlich wollte sich der Verlag dagegen wehren, dass konservatives Lehrpersonal und

aufgeblasene Erziehungsexperten Globibücher empört zur Schundliteratur zählten. Die Volkserzieher sahen in Globi pädagogische Toxine frei werden, die den Geist junger Menschen zersetzen, wie auch Mickey Mouse, Rin Tin Tin, Bessy, Fix und Foxy und all diese Heftchen die viele Bilder besaßen und nicht von Goethe und Schiller stammten.

Bei aller Kritik an schulmeisterlichen Attitüden darf man feststellen, dass auf dieser Buchseite eine Fussnote hilfreich ist; denn, seien wir ehrlich: Wer kennt heute noch Goldoni? Und wer war in der Fussnote gemeint mit den 'derben Spassmachern', die der venezianische Komödiendichter Goldoni angeblich verdrängt hatte? Gemeint war die *Commedia dell' Arte*, in der Spontantheater mit fixen, definierten Figuren gespielt wurde. Slam poetry. Das waren manchmal tumultöse Darbietungen, ohne vorgegebenen Text, also aus dem Stegreif gejammt, von maskierten und exakt nach Vorschrift kostümierten Figuren, die wir alle kennen, die trottelige, naive Frohnatur Arlecchino, den groben, füchsischen Gassentölpel Pulcinella, der blasierte kränklichen Geizhals Pantalone, um nur drei zu nennen..

Bei solchen Vorführungen der *Commedia dell' arte* sass in Venedig auch das Publikum maskiert in den Rängen. Aber maskiert nicht über Mund und Nase. Nein, nur über die Augen. Die Nase brauchte man, um im *Décollé* der Nachbarin zu schnüffeln und den Mund musste man freihalten zum Naschen und Küssen. Ausserdem war man froh, dass man nicht erkannt wurde, wegen den unflätigen, wüsten und krassen Ideen, die den anarchischen Schauspielern einfielen. In diesem wüsten Treiben schaffte Goldoni etwas Zucht und Ordnung, indem er der erste war, der seinen unmaskierten Schauspielern Texte vorlegte.

Wir müssen uns Goldonis Stücke als Schwänke vorstellen, als affirmative Milieuschilderungen der venezianischen Gesellschaft, meist

von solchen Bürgern, die sich für etwas Besseres hielten als andere; im Grund genommen Ohnsorg-Theater auf venezianisch. Leichte Kost, oberflächlich, vordergründig, prall gefüllt mit Belanglosigkeiten und Gemeinplätzen, naheliegenden Pointen und wohlfeilen Vorurteilen, die niemandem weh taten.

Das Wort 'Komödie' für Stücke von Goldoni zu verwenden, dünkt mich höchst gewagt, wenn wir dasselbe Wort auch verwenden möchten für griechische Komödien des Aristophanes, wo bitterböse, messerscharfe Rüge dargeboten wird, oder auch wenn wir die gemütliche Seichtheit von Goldoni vergleichen mit dem "Kaufmann von Venedig" von Shakespeare, der hundert Jahre vor Goldoni, nämlich um 1600, mit seinem Theaterstück gesellschaftlichen Sprengstoff anfasste, nämlich den Konflikt zwischen Juden und Christen, auch wenn die Story und die Moral der Geschichte im Zweideutigen dümpeln und darauf hinauslaufen zu behaupten, dass in einer Welt von Händlern und Zinswucherern ohne echten Glauben, nur das Gesetz die Menschen rettet. Diesen Grundsatz findet man im Stück selber nicht bestätigt. Trotz des oberflächlichen Versprechens der Rechtssicherheit geht in Shakespeares Venedig-Charakteranalyse alles Übel nämlich schlussendlich einzig auf die Kappe des Juden Shylock. Klar, sein zweifelsfrei verbrieftes und unbestrittenes Recht dem Händler Antonio, dem er 3000 Dukaten geliehen hatte, ein Kilo Fleisch aus dem Körper zu schneiden, wenn er ihm das geliehene Geld nicht zurückgibt: Das ist ein schockierend hartes Stück. Shylock besteht auf dem Fleisch, weil der venezianische Geschäftsmann Antonio Pech hatte bei seinen Händeleien und ihm das Geld fehlte, um den Kredit zu bedienen. Antonio wird im Gerichtssaal mit Ledergürteln nackt an einen Stuhl gefesselt, damit Shylock das ihm zustehendes Kilogramm Fleisch mit dem Metzgermesser aus Antonios Brust schneiden kann. Sie müssen jetzt nicht zuviel fragen, warum Antonio auf einen solchen

schwachsinnigen Deal eingegangen war. Er betrachtete es wohl als Macho-Scherz zwischen einem Kaufmann und seinem Financier. Antonio, der dringend Geld brauchte, glaubte felsenfest, dass er das Geld bei Ankunft seiner nächsten Handelsschiffe in Venedig locker x-fach einnehmen und zurückzahlen könne. Das war doch keine Frage. Dummerweise gingen aber alle Kähne des Kaufmanns unter, oder wurden von Piraten gekapert. Shylock, der Jude, der in Venedig im Ghetto eingesperrt ist, das jeden Abend verriegelt wird, und der ausserhalb des Ghettos einen roten Hut tragen muss, damit man sieht, dass er ein Jude ist - dieser Shylock macht Ernst, indem er stur auf seinem Vertrag besteht und auf sein verbrieftes Recht pocht. Er beharrt darauf, wie es wortwörtlich vereinbart und unterzeichnet ist, ein Kilo Fleisch aus dem Körper des Kaufmanns Antonio, der nicht bezahlen kann, heraus zu metzgen. Shylock lässt sich nicht beschwichtigen. Auch nicht damit, dass Antonios Freunde ihm das doppelte der ausstehenden Summe anbieten, 6000 Dukaten.

Als Shylock gerade das Messer an der nackten Brust von Antonio ansetzen will, stösst überraschend ein rätselhafter "Rechtsexperte" zur Gerichtsrunde dazu, eine verkleidete Frau mit aufgeklebtem Schnauz, die alles auf den Kopf stellt. Jedenfalls kehrt sich der Prozess plötzlich gegen Shylock und ihm wird schliesslich handstreichartig alles Hab und Gut genommen und es wird an Antonio und den Dogen verteilt. Was das mit Recht und Gesetz zu tun hat, ist mir schleierhaft, aber sei's drum. Selbst im Ghetto, so will es das Narrativ von Shakespeare weiter, wird der Jude Shylock entehrt. Seine Tochter war zuvor geflohen und hatte mit einem Goi angebandelt. Shylock hatte den Blues der üblen Sorte, während in den bonzigen Palazzi der vom Fluch des Zinswucherers erlösten Händler, gleich zwei gefühl-dusselige Hochzeiten gefeiert werden und der "Kaufmann von Venedig" im schlechten Geruch des romantisch parfümierten Versprechens endet, dass alles gut und sexy werde.

Über die Stücke von Goldoni kann ich ihnen nicht so viel erzählen. Ich habe es bisher nicht geschafft, eines zu Ende anzusehen, obschon Dutzende von TV-Aufführungen von Goldoni-Stücken aus der Zeit des Globibuches, also aus 1960-er Jahren, auf Youtube zu finden sind. Die Schauspieler waren in Italien Superstars des Schwarz-Weiss-Fernsehens. Sagt man. Ich habe von ihnen bisher nie etwas gehört, sowenig wie Venezianer Margrit Rainer, Ruedi Walter, Willy Milowitsch oder Anneliese Rothenberger, den blauen Bock, Wim Thoelke und Theo Lingen kennen. Was? Sie kenne die auch nicht. Mensch bin ich ein Fossil geworden!

So kommt Globi, dieser kühne,
zur Idee für eine Bühne,
Kinder braucht er für sein Ziel,
nämlich zum Theaterspiel.



Globi der Kinderfreund. Er kann Kinder begeistern mit seinen Ideen. Da kann nichts schief gehen, wenn die Unbekümmerten und Neugierigen und Naiven und Abenteuerlustigen unter sich sind. Wir erfahren nicht was eingeübt wird, ob von Goldoni oder Globoni.

Seht die Gruppe nun dort oben,
wie sie glänzt nach ein paar Proben!
Und im Kreise rund herum
lacht ergötzt das Publikum.

Die derben Spassmacher sind verdrängt. Man spielt etwas Ernstes, das ist zu sehen. Mit wichtiger Geste trägt Globi dick auf und vor, hoch auf der Bühne. Artig sitzt das erwachsene Publikum da. Es sind vermutlich Touristen, denn irgendwie sehen sie nicht wie



Wieder ein schönes Bild vom Glück und der Zufriedenheit dessen, der einen guten Lohn erhalten hat für eine gute, ehrliche Arbeit. Ein ganzer Sack Münzen. Globi ist sehr zufrieden. Sehr, wegen den acht Strahlen, zwei mehr als im Bild Nummer drei. Typisch sind die geschlossenen Augen, wenn Globi zufrieden ist. Mit wenigen, wohlgesetzten Strichen eine stimmige Mimik hinzukriegen, war eine grosse Gabe von Lips.

Zum Thema Geldnot von Globi muss man wissen, dass ihm sein Gepäck geklaut wurde auf dem Weg nach Venedig. Dass die seichte Unterhaltungskultur ein Volksbedürfnis und eine gute Geldquelle ist, stimmte damals schon. Geld zahlt man gerne für das Vergnügen. Für das private, kleine Glück. Venedig war seit dem 17. Jahrhundert nicht nur Stadt von Abenteurern und Eroberern, Marco Polo, von Malergenie, Tizian und Tintoretto, von Musikern, Vivaldi, oder dem Eroto-manen, Casanova, sondern Venedig war das grösste Casino der Welt, das grösste Bordell nach Paris und eigentlich war Venedig alles in allem das Las Vegas Europas.

Mich wundert ganz tief - ich wiederhole mich hier gerne - warum in diesem Globibuch knallhart verdrängt, unterdrückt und verschwiegen wird, dass es sowas wie den Karneval gibt? Wie kann das sein, ein Buch zu machen über Venedig und den Karneval nicht zu erwähnen? Das ist doch gerade eine der gesellschaftlichen Meisterleistungen dieses Stadthabitats, dessen Bewohner mit einem Trick den Zwängen ihrer so streng geregelt und hierarchisierten, ja zwangsverwalteten und eigentlich monetär fixierten, verklemmten Sozietät entrinnen konnten, mit dem Karneval. Man machte die Welt zur Commedia dell' Arte, zelebrierte die prickelnde Anonymität, das geheimnisvolle Sich-Verbergen und Sich-Verstecken hinter Masken.

Der Venezianer erlaubte sich, maskiert seine unterdrückte und angestaute Wildheit und Versautheit hübsch dekoriert rauszulassen, ungeniert. Das Subversive des Carnevals richtete sich aber in Venedig nie als Rüge gegen den Staat, sondern war immer nur zum eigenen, privaten Lustgewinn und Vergnügen gedacht. Man konnte eine Kirche zum Swingerclub machen und niemand störte sich daran. Ausserdem waren Venezianer sowieso nie grosse Glaubensstreiter. Mit dem Vatikan waren sie verkracht. Ihre Religion war das Business, Handel, Plünderungen, Geld. Venedig war das grösste Bankenzentrum. Der Markusdom ist nur eine architektonische Schatztruhe, um all den geklauten Plunder effektiv zu verstauen und geschäftstüchtig zu präsentieren. Das haben die Venezianer wirklich gut hingekriegt. Sie hatten Stil. Und selbst einem protestantischen Zwinglizürcher wie mir, scheint der Bluff mit den Palazzi der Kaufmänner von Venedig irgendwie gelungener und angenehmer als die schwerfälligen Pyramiden, klotzigen Kreuzritterfestungen und fensterlosen chinesischen Mauern.

Erklärungsbedürftig bleibt das knallharte Maskenverbot. Ist es Jugendschutz vor den Hintergedanken Casanovas? Oder wollte man Venedig als keusches Märchenhabitat konservieren, als urbanes Weekend Traumhabitat für Touristen, Gambler und Honeymooner, wo man nicht arbeitet, sondern sich bedienen lässt und genießt?



Nachbau von Venedig in der Weltstadt des Casinos, Las Vegas der ehrlichste Stadt der Welt. Wo urbanes Parasitentum nicht als Kultur schöngeplappert wird. Brot und Spiele da, wo Geld Gott ist.

Der Führer: Teil 4

Im Corte Theatro, einem kleinen Innenhof, an der Calle del Theatro o della Commedia gelegen, mitten in Venedig, treffen sich drei Männer. Das ist gleich neben dem Eingang zum ältesten Theater Venedigs, dem Goldoni Theater. Auf einer Karte betrachtet, sieht es aus, als läge das ehrwürdige Schauspielhaus da, wo sich bei einem Fisch die Bauchspeicheldrüse befindet.

Führer: Ihr wollt mich in ein Theater einladen?

Diogenes: Wir bestehen darauf.

Aristophanes: Du bist auserwählt, mein Freund. Glücklicher. Setz dich in der vordersten Reihe hin, wo die feuchte Aussprache der Schauspieler dich wach halten wird.

Führer: Ich hasse Theateraufführungen. Ich verstehe das gekünstelte Gequatsche nicht und ich bin nicht das Zielpublikum von Kultur. Könnt ihr das akzeptieren?

Aristophanes: Katzen sind so vor dem Wasser. Es reizt einem sie hinein zu werfen.

Diogenes: Ich weiss, dass Du das nicht gerne hören wirst, Führer. Aber es ist ein Befehl!

Führer: Befehl verstehe ich. Befehl von wem?

Aristophanes: Befehl deines Volkes.

Führer: Was hat dieses mir zu befehlen?

Aristophanes: Alles, wenn du ihr Führer sein willst.

Führer: Ich will nicht ihr Führer sein. Ich bin es. Versteht ihr den Unterschied?

- Diogenes: Und weshalb ist heute Deine Beerdigung? Hast Du Dir das schon überlegt? Weshalb spielt nun ein anderer im Staatstheater deine Rolle, während du stur behauptest, dass du Theater hasst? Du wurdest aus ihm rausgeschmissen, Führer! Hast du das noch nicht gemerkt?
- Führer: Was habt ihr davon, wenn ich in diesem Theater eines seit Jahrtausenden verblichenen Poeten im Theatro di Goldoni dabei bin? Gibt es eine Strategie?
- Aristophanes: Komödie ist zur Besserung der Gemeinschaft da. Eine hübsch dekorierte, bittere Pille, eine Art geistiger Magensaft. Kommödie ist das seelische Immunsystem unserer Kerngemeinschaft, unseres Volks, unserer Sprache, unserer Vorurteile, unserer Eigenarten, unserer Existenz, un
- Führer: (gelangweilt) Unserer, unserer, unserer ... Wo sind denn deine 'unserer' heute?
- Diogenes: Das nervt, nicht wahr? Das 'unser'. Ich merke mein Freund wie es dich provoziert, dieses 'unser'.
- Aristophanes: Er ist eben ein Feigling, wie Kleon. Einer der in der ersten Reihe seinen Platz auf dem fetten Arsch hockt und so tut als ginge es ihn nichts an, was die Komödie ihm ausrichtet. Er lässt sie über sich ergehen wie eine Zahnwurzelbehandlung. Er spielt dabei den sedierten, blinden Taubstummen. Sei's drum. Wichtiger noch, als dass er die Rüge hört, ist die Genugtuung, dass die Bürger erleben, dass es ihm klar gesagt wird. Das Geschick der Menschen ist nicht abhängig davon, ob ein Führer zuhört, sondern davon, dass ihm die Rüge klipp und deutlich unter die Nase gerieben wird. Ein Führer

ohne Ohren braucht kein Volk. Das wird er zu spüren bekommen. Kleon hatte wenigstens eine Grösse: Dass er anwesend war. Mehr Positives kann man über ihn eigentlich nicht sagen. Er hat es ertragen.

Führer: Ihr redet offen. Das bin ich nicht gewohnt.

Diogenes: Ein solches Habitat der Offenheit muss man sich erarbeiten.

Aristophanes: Wenn du Angst hast dass man dir die Hosen runter lässt, Führer, und jeder sieht was für ein erbärmliches Zipfelchen du hast, kann man eben mit Kultur nichts anfangen.

Diogenes: Deshalb sind doch alle Kostüme in den Stücken von Aristophanes, aber in der Komödie allgemein, schmerzbäuchig, geistig verfettet und vollarschig mit rotbraunem Lederpenis der zwischen dünnen Beinchen baumelt. Sogar Götter werden wie Halunken dargestellt und Apohrodite wie eine verwelkte Schlampe.

Aristophanes: Ausser gerade in meinem Stück "Die Halben" das wir uns jetzt ansehen werden, da ist das nicht so. Aber ihr werdet gleich sehen warum.

Führer: Das tönt ja immer spannender.

Diogenes: Die Athener können in Komödien sehr derb sein, aber ich versichere ihnen, das ist noch gar nichts im Vergleich zu Derbheit der Athener im richtigen Leben. Seien sie also gefasst auf Einiges. Aristophanes ist nicht zu Unrecht der gefürchtete Komödiendichter der klassischen Athener.

- Führer: Was ist denn seine Message?
- Aristophanes: Wir haben keine Message sondern einen Auftrag. Unsere Aufgabe als Komödiendichter ist es, die Führer und das Volk zu rügen für ihre Dummheiten, Verfehlungen, Boshaftigkeiten und sie dafür bis zur Schmerzgrenze lächerlich zu machen. Die Komödie hat eine läuternde Wirkung. Sie ist nicht gegen den Staat gerichtet, sondern gegen die, die ihn wie eine Hure benutzen für ihre eigene Billigkeit und dabei frömmelisch tun; und die meinen sie seien jemand, weil sie dem Volk dienen dürfen, als Führer, Soldaten, Priester, Richter und andere Ganoven.
- Führer: Ich merke, dass sie mich leidenschaftlich und inbrünstig hassen, Aristophanes.
- Aristophanes: Keineswegs. Auf das Niveau von Hass lasse ich mich nicht herab. Ich meine, es ist eine Art von Ehrerbietung, wenn jemand in meiner Komödie auftreten darf. Auch wenn ich ihm dann kunstvoll die Hose runterziehe. Das erwartet man von mir, Und niemand würde es wagen, meine Redefreiheit anzuzweifeln.
- Führer: Aber warum nicht? Ich würde niemals erlauben, dass man mich, den Führer des Volkes, vor meinem ganzen Volk lächerlich macht. Solche widerlichen Schmierendichter haben wir bei uns doch auch. Das sind die ganz unten in ihrem Tropfenmodell, der Abschaum. Solange die nur mit einem Hut vor der U-Bahnstation hocken spielt das für den Staat keine Rolle. Er kann sie noch ein bisschen füttern, wie die Tauben auf dem Markusplatz, oder wegputzen. Was aufs selbe rauskommt. Egal. Aber wenn diese sozialen Abfälle sich erdreisten

ihr kariöses Maul aufzureissen und damit beginnen in der Gosse zu ihrem Strassengesindel zu predigen und es gegen ihre Gebieter aufzuhetzen. Dann machen wir schnell Schluss.

Diogenes: Das ist vermutlich der Hauptgrund, weshalb euer Staat nicht funktioniert.

Führer: Und Eure attische Demokratie? Die war doch zur Zeit von Aristophanes schon längst im Eimer, trotz Komödie und estoterischem Seelentherapie im Theater.

Aristophanes: Ja, da hast du Recht. Aber deine verächtliche Haltung zur Kritik zeigt doch drastisch deine Schwäche. Das ist bedenklich. Schau, die Berechtigung zur Komödie, was man als Rügef়reiheit bezeichnet, ist bei uns eine zentrale Bürgerpflicht. In Athen war sie eingebettet in einen strengen, traditionellen Ablauf, der alle Bevölkerungsschichten umfasste und einband. Auch die Sprache war gedichtet, in einem vorgegebenen Versmass, fast wie euch die Basler Fasnacht, also ein aus uraltem Brauchtum der Gemeinschaftsseele der Basler gewachsenes Ritual, mit Zwiebelwähe, Trommeln, Pfeiffen, Masken, Umzug usw. und den Schnitzelbänken usw. Bei uns in Athen fand der Höhepunkt, die Vollversammlung der Bürger in der Komödie im Theater statt. Openair 15'000 Zuschauer.

Führer: Ist es wahr, dass in den Corona-Pandemiejahren die Obrigkeit die Basler Fasnacht abgesagt hat?

Aristophanes: Diese Respektlosigkeit hätten sich die Athener nie gefallen lassen. Wer sowas bei uns versucht hätte, hätte am nächsten Tag an einem Laternenpfahl gebau-

melt. Ist es wirklich wahr, dass die Basler einfach gekuscht und den Schwanz eingezogen haben?

Diogenes: Ich glaube ja. So unglaublich es klingen mag.

Aristophanes: Wenn ein Demos sich sein Rügerecht nehmen lässt, ist es bedauerlicherweise ein Zeichen für seine seelische Verkrüppelungen, und dass die Komödie verhungert ist. Wie kann man sich lustig machen über diejenigen, die einem verbieten, dass man sich lustig machen darf über die, die das Komödienverbot ausgesprochen?

Diogenes: Also Leute, kommt. Ich glaube das Theater beginnt.

Führer: Von mir aus. Was wird denn gegeben?

Aristophanes: Hab ich doch schon gesagt! Die Halben! Stell dir einfach vor, dass du mit deinem ganzen Volk in einem Theater sitzt. Mit allen Männern natürlich bei uns damals. Du, als Führer, zu vorderst in der ersten Reihe neben den höchsten Priestern und Ehrengästen und also wie eine Vollversammlung deines ganzen Volkes in einem Raum, nämlich dem Theater.

Führer: Eine grosse Fernsehshow.

Aristophanes: Eben nicht Fernsehen! Nicht fern! Alle zusammen im gleichen Raum. Nahsehen. Oder zusammen auf der Strasse am Umzug, bei den Chorproben. An der Komödie hat ganz Athen mitgemacht. Das war keine blosser Aufführung, wie wir hier im Theater. Die Komödien der Venezianer hingegen, die sind schon Unterhaltung. Geschrieben für ein ausgesuchtes Publikum, das sich seine Langeweile etwas aufpeppen will, mit Scherzen, die gemünzt sind auf ihre spezifischen Vorurteile, die sie bestätigt haben wollen, undsoweiter.

Diogenes: Das ist ja heute hier auch so. Wir werden einige Philologen im Publikum sitzen haben, die Griechisch gelernt haben an der Uni, die das Stück schon kennen, und meinen es verstanden zu haben usw. Und ein paar Interessierte, oder auch nur solche, die mal etwas anderes sehen wollen.

Am Eingang des Theaters an der Calle della Commedia, unweit von der Piazza San Marco und ganz in der Nähe der Goldoni Statue, verlangt man die Tickets. Aristophanes erlaubt sich zu fragen, ob denn heute Maskenpflicht sei in der Komödie. Man verneint trocken, ohne die Anspielung bemerkt zu haben. Es ist ein grosses Theater, mit achthundert Plätzen, grosszügig bestuhlt, nummeriert, viel Holz, mit dem Geruch von Denkmalschutz, gedämpft mit Teppich. Die Bühne erhöht, vielleicht acht Meter breit mit schwerem Purpurvorhang. Der Geruch pendelt zwischen Schimmelpilz und Meeralgeln von der vergoldeten Saaldecke.

Diogenes: Noch eine Bitte, Aristophanes:

Aristophanes: Ich höre?

Diogenes: Schrei bitte nicht rein ins Theater, wenn es Dir nicht gefällt. Wir sind hier nicht in Athen. Man muss hier als Publikum so tun, als sässe man vor einer Leinwand.

Führer: Klatschen darf man aber?

Diogenes: Ja und lachen auch, aber an den richtigen Stellen.

Aristophanes: Ich sag dir dann wo, Führer, okay?

Führer: Und wie lange dauert das?

Ein Mann tritt vor den Vorhang. Ein jüngerer Herr von der Statur eines Kulturverwalters, mit einem in den Hemdkragen gesteckten Foulard, einem coolen Jacket, Sneakers, Blue Jeans und schwarzer, schwerer, breitrandiger Brille.

„Liebe Theaterfreundinnen und -freunde, Mitbürgerinnen und Mitbürger, die ihr euch impfen lässt, um frei sein zu können, um reisen zu dürfen und weil ihr Angst habt. Ihr seid verloren. Es reicht für's Leben nicht zu glauben, dass die anderen schon wissen was sie tun, denn weder wissen sie etwas noch beruht euer Vertrauen in sie auf Gegenseitigkeit. Was meint ihr: Weshalb wollen eure Politiker euch zwingen zu Masken, Impfungen, Lockdowns? Etwa weil man in euch Vertrauen hat und weil man euch zumutet selber mündig entscheiden zu können, was für euch und eure Liebsten das Richtige ist, so wie ihr es bisher meist gehalten habt? Nein. Ihr seid Schwarmfische geworden. Stumm, Kadavergehorsam, unfrei und allein. Und weil ihr viele seid, meint ihr, euer Schwarm sei ein Überfisch, der grösser ist als alle Gefahren vor denen ihr flüchtet, anstatt euch ihnen zu stellen.

Und ihr, ihr Politiker, Ärzte, Gerichtsdiener, Wissenschaftler, Journaille, Pharmafuzzies, grüne und rote Faschisten und andere Unreife, die ihr das Vertrauen der Bürgerinnen und Bürger verletzt, missbraucht, mit Füßen tretet und euch aufgeilt an der Macht, die ihr euch durch Notrechte gegen die Verfassung ergaunert habt, ihr seid auch verloren. Ihr seid auch nur Schwarmfische. Stumm, kadavergehorsam, unfrei und allein. Und weil ihr viele seid, meint ihr, euer Schwarm sei ein Überfisch, der grösser ist als die Gefahren vor denen ihr flüchtet, anstatt euch ihnen mutig zu stellen, wie es die Bürger von Euch erwarten. Ihr tut mir leid. Meine Therapie für euch ist sehr ähnlich wie die, die ihr euch in eurem Schwachsinn applizieren lässt:

Eine Besch-Impfung. Zu eurem Besten. Fürchtet euch nicht. Seid dankbar, wenn ihr es könnt. Der Alltag ist maskiert. Es lebe der Karneval!“

Totenstille im vollbesetzten Saal. Eine düstere Irritation lässt ihren Fallout über das Publikum rieseln. Niemand getraut sich zu klatschen. Betretenheit.

Aristophanes : (Flüsternd, sich zu Sokrates lehnend): Hat der das jetzt selber gesagt, oder war das schon ein Teil der Bearbeitung meines Stücks?

Diogenes: Ich kann es nicht mit Bestimmtheit sagen. Der Text ist zweifellos programmatisch geschrieben und auswendig gelernt worden. Ich vermute also er ist ein Schauspieler.

Führer: Falsch. Im Programmheft steht es sei der Programm- direktor und Kurator des Theaters, ein anarcho-syndikalistischer italienischer Parlamentsabgeordneter namens Guilano di Sentignano.

Der Vorhang wird aufgezogen.



DIE HALBEN

Verschollene Komödie von Aristophanes. Ca 395 vor Christus.

Erster Akt.

Chor:	Die Ganzen
Krankheitsminister:	Impphos
Obertyrann:	Kurxlos
Feldherr:	Boeitekunstos
Aristophanes:	Aristophanes
Stillos:	Theaterabwart
Kalbshaxos:	Spartanischer Kriegsgefangener

Szene: Eine reich dekorierte Säulenhalle mit wunderschönen, seidenweich polierten Marmorstatuen von Apoll und Aphrodite. Splitternackt.

Aristophanes: Sicher ist es gewöhnungsbedürftig, liebe Athener, dass in einer Komödie ich, Aristophanes, der Dichter höchstpersönlich auftrete. Aber es gibt zwingende Gründe, weshalb ich, euer beliebtester Komödienschreiber, eine wichtige Rolle spiele in diesem Meisterwerk der Dichtkunst, Gründe, die ihr sogleich erfahren werdet. Die Feinfühligere unter euch werden

wohl wieder hemmungslos weinen. Und diejenigen, die den Göttern naiv glaubend ergeben sind, werden womöglich in ihren religiösen Gefühlen erschüttert sein. Seid standhaft, rufe ich euch zu. Nehmt euch ein Vorbild an den Abgebrühten, Gefühllosen, den Schadenfreudigen, Schlüpfrigen und denen, die das Elend verlachen; das eigene wie das der anderen. Denn, wenn ihr das grauenvoll Lustige, das hier vor euch ausgebreitet wird, stolzes Volk der Athener, und wenn ihr es ernst nehmt, was euch warnend enthüllt und angerügt wird, möget ihr höchsten seelischen Gewinn aus diesem heiligen, sozialen Kunstwerk ziehen. Geht heiter in den Untergang. Und lacht da, wo den Braven und Stümpfern die wenigen verbliebenen Haare zu Berge stehen; diejenigen auf den Zähnen.

Chor: Wir wollen heiter in den Untergang gehen
 lachend uns zerfallen sehen,
 weinen vor Lustigkeit
 nichts wird uns, gar nichts,
 in den Ernst herabziehen.

Feldherr: (Zum Publikum) Ich, euer Feldherr, liebe Athener, war heute an der militärischen Aushebung. Wie ihr wisst dürfen Jünglinge unserer Bürger ab 18 Jahren in die erste und ehrenhafte Ausbildung zum Krieger eintreten und ab 20 in die Schlachten ziehen. Aber leider haben wir dieses Jahr keinen einzigen Tauglichen

gefunden unter den Hundertenschaften junger Männern des stolzen Athens. Die Burschen gingen alle mit feuchten Augen nach hause. Oder sie verkrochen sich, um ihren Vätern nicht beichten zu müssen, dass sie nicht als Krieger taugen und deshalb keine Männer sind von Athen. Ach wie gerne hätten ich unseren jungen Rackern diese Schmach erspart. Ich bin erschüttert über den körperlichen und geistige Zustand unserer Jünglinge. Deshalb habe ich unseren evidenzbasierten Krankheitsminister Impphos gebeten, die Untauglichkeit der heutigen Jugend mir und ihnen, verehrte Athener, zu erklären. Ich habe Impphos dringend ersucht darzulegen, wie es soweit kommen konnte, dass die Früchte unseres Schosses noch grün am Aste abhängend verfaulen und modernd zu Boden fallen. Sogar den Wespen sind sie zu sauer.

In langem, weissem Mantel, mit Stethoskop um den Hals, tritt ein Arzt herzu.

Impphos: Danke für die ernsten und ergreifenden Worte, lieber Feldherr Boeitekunstos, verehrter Tyrann Kurxlos, liebe Athenerinnen und Athener. Wie konnte es soweit kommen? Ich, der Stadtarzt von Athen, werde euch den aktuelle Status unseres Athener Volkskörpers drastisch demonstrieren. Ich habe eben vorher auf der Agora vier zufällige, junge Menschen angesprochen und sie gebeten kurz bei uns im Theater aufzutreten und zwar so wie sie sind. Ohne Text. Es sind gesunde, völlig durchschnittliche Athenerinnen und

Athener, mit der ganzen Zukunft vor sich. Alle sind um 20 Jahre alt.

Der Theaterdiener, Stillos, in blauer Abwärtsjacke eilt herbei und rollt einen roten Laufsteg aus. Der erste junge Athener schreitet auf ihm in die Orchestra. Es ist ein kunstvoll frasierter pummeliger Typ in Pluder-Trainingshosen mit schwerer Goldkette um den Hals.

Impphos: Das ist Oxities, ein frei gelassener Sklave aus Punt. Schauen sie seine Fusstellung an. Der ist in seinem ganzen Leben noch nie mehr als zehn Meter am Stück zu Fuss gegangen. Das geht medizinisch gar nicht. Adipös: BMI 125. Fortbewegung: BMW 5-er Reihe. Schulabschluss: Hilfsmatur. Aber ein anständiger, netter, hilfsbereiter Athener Haussklave mit Niederlassung N wie Neg...(schaut unsicher um sich)..N wie negativ.

Eine Junge Frau betritt die Szene, und begibt sich auf den Laufstegteppich.

Impphos: Alexandra. Eine junge Frau von heute. Auch sie versucht zu gehen, aber es gelingt ihr irgendwie nicht. Das liegt nicht an den Schuhen von Gucci, sondern weil sie eine Schönheitsoperation an der Achillesferse machen liess. Sie hat gesagt, sie wolle keine Ferse eines Mannes. Das sei unsexy. Auch bei den Lippen und sonstwo hat man an ihr gearbeitet. Warum sie sich so einen riesigen Arsch aus Silikon angeschafft hat? Weil sie sonst wegen den aufgepimpten Brüsten nicht stehen kann,

sondern vornüber kippen würde ohne das massive Gegengewicht des Hinterteils, wegen dem Schwerpunkt. Applaus bitte !

Ein Kind erscheint und begibt sich auf den Laufsteg:

Impphos: Der kleine Klepsos. Ja, auch unsere Kinder sind eine helle Freude. Jeden Tag entdecken wir Altvorderen an ihnen etwas Neues, das uns überrascht. Dieses zarte Transkind wollte noch vor dem Kindergarten sein Geschlecht ändern. Es wolle sein wie Mama. Man solle sein Pfiffeli entfernen und Brüste machen. Als das Kind später hörte, wie man Kinder erzeugt, hat sich das Transkind einen Dildo aus poliertem Olivenholz an den Gurt geschnallt. Rein mechanisch gesehen ist Klepsos nun ein Trans-Zwitter mit einer Sperma-Injektor-Attrappe.

Das Kind schleicht weg. Nun erscheint eine ganz und gar sonderliche Figur. Ein androgynes Wesen mit nur einem Bein, zwei Armen auf der rechten Seite des Rumpfes, mit nur einem Auge, nur einem Ohr, nur einem Nasenloch und nur mit Oberlippe.

Impphos: Das ist der Blutwurstmetzger Xanthos. Über die Halben muss man nicht viele Worte verlieren. Jeder kennt sie. So sind sie eben. Auch im Publikum würde ich sagen sind sie schon knapp in der Mehrheit. Der Volksmund glaubt, dass die Halben wegen ungeschütztem Kontakt mit Spartanern entstanden sind. Sie

sind wie der Name Sparta sagt, doch sehr sparsam. Und sie haben sich gesagt, dass es eine Verschwendung sei Menschen mit zwei Armen, zwei Beinen, Augen, Ohren und Nasenlöchern zu füttern, die weder gehen noch arbeiten noch ihre Sinne nutzen. Da reicht doch die Hälfte. Und deshalb nennen wir sie ja auch die Halben. Ob sie damit nur gutreden wollen, dass sie von einer Krankheit befallen sind, oder der Defekt ein Zeichen von Fortschritt darstellt, ist noch Gegenstand heftiger wissenschaftlicher Debatten.

Tyrann: Aber weshalb, verehrter Krankheitsminister Impphos, wenn ich etwas unbedarft fragen darf, haben die Halben zwei Arme auf der linken Seite?

Impphos: Eine Hand ist da, um zu grüssen und die andere, um den Arsch zu putzen.

Tyrann: Wie weiss man aber, welche Hand für was ist?

Impphos: Die Arschhand hat einen Mittelfinger. Und die Grüsshand einen Daumen.

Tyrann: Aha.

Impphos: Sie sehen, verehrtes Publikum, lieber Obertyrann von Athen und geehrter Feldherr Böitekunostos, dass wir es medizinisch gesehen offenbar mit einer Degeneration des menschlichen Körpers zu tun haben, die manchen Leuten Angst einflösst. In kürzester Zeit verwandeln sich herrliche Figuren wie Apoll und Schönheiten wie Aphrodite in fast unkenntliche Wesen, wie aus einer anderen Welt. Und die Deformierten selber merken es gar nicht.

Feldherr: An der Aushebung ist es aber aufgefliegen. Ja, wagen

sie es doch klar und deutlich zu sagen, verehrter Obermediziner Impphos: Innerhalb einer kurzen Friedenszeit und mit ein wenig Wohlstand im Schutz von dickem Stadtgemäuer sind die Athener verfettet, verblödet, körperlich und geistig zerrüttet und zu Karikaturen unserer Götter geworden, mit denen wir doch früher einmal um Kraft, Ebenmässigkeit und Anmut gewetteifert haben.

Tyrann: Es ist schrecklich: Wir haben uns in beschaffungskriminellem Überfluss und in zermürbender Langeweile zu physischen und psychischen Krüppeln zerspart, und sind zu unseren eigenen Feinden geworden. Wehe uns, wenn unsere wirklichen Feinde das merken, dann ist es mit uns vorbei! Fertig. Schluss. Amen.

Feldherr: Der Mediziner hat es messerscharf dargelegt. Aber ich will auch an ihm nicht mit Kritik sparen. Impphos hat uns natürlich verschwiegen, dass er selber soeben eine neue Praxis für fragwürdige Umbauten an Menschen eröffnet hat, das, was wir salopp als Human-Tuning-Garage bezeichnen.

Impphos: Ich verheimliche es keineswegs, geehrter Feldherr. Ich mache nur, was Menschen wünschen.

Feldherr: Aber Du unterschlägst die fürchterliche letzte Konsequenz, dass man nämlich meinen könnte, der gottgleiche Mensch könne verbessert und optimiert werden.

Tyrann: Was soll das heißen, Feldherr. Geht denn der Irrsinn noch weiter?

Feldherr: Ich fürchte, ja, lieber Obertyrann. Der Wahnsinn hat eben erst richtig begonnen. Ich habe euch nämlich von der Agora ebenfalls etwas mitgebracht.

Tyrann: Was ist es ? Schnell. Zeigt es uns!

Feldherr: Das neueste Modell eines nachhaltigen Bürgers. Rollt es rein!

Eine rosarote, gummige Fleischkugel wird in die Mitte der Orchestra gerollt.

Tyrann: Bei den Göttern! Was ist das?

Imphos: Das Übü, ein sachlicher also geschlechtsneutraler Athener Spärbürger. Verbrauch: Unter 200 Kilokalorien pro Tag.

Tyrann: Wie isst das ?

Imphos: Das Bürger sendet per App einen Menüwunsch an eine Essensausgabe. Da steckt man alles in einen Sack und stellt es neben das Bürger. Etwa so. Sehen sie? Dann rollt sich das Bürger darüber. Sehen sie. So. Und Hoppla! Und weg ist es.

- Tyrann: Und wie scheisst dieses sparsame Bürger?
- Impphos: Es sondert alles schön sortiert ab. Sehen sie hier: Ein Säcklein Kot, duftdicht zugeschweisst, ein Fläschlein Urin, Papier, Plastik und Aluminium separat.
- Tyrann: Und diese glänzenden runden Dinge hier? Sind das Münzen?
- Impphos: Nein. Das sind Knopfzellenbatterien für das Handy.
- Tyrann: Aha!
- Feldherr: Wie ist denn der Wissensstand, verehrter Krankheitsminister? Was wissen wir über diese Veränderungen? Sind diese ehemaligen Bürger freiwillig zu solchen Fleischkugeln geworden, oder muss man das als Krankheit ansprechen?
- Impphos: Die Bürgerkörper haben sich ohne zutun unserer Stuntchirurgen so entwickelt. Der Umbaubefehl kam also von innen, vielleicht durch eine genetische Umprogrammierung oder eine Infektion. Die Betroffenen sagen jedoch, dass sie schon immer gewünscht hätten, solche stummen Fleischkugeln zu sein. Also vielleicht selbsterfüllende Prophezeiungen.
- Tyrann: Stumm, sagen sie? Also, sie reden nicht? Woher wollen sie denn wissen, verehrter Impphos, was die Fleischkugeln wollen, wenn sie doch stumm sind?

- Impphos: Wir können mit ihnen über eine Handyapp kommunizieren. Ich zeige es ihnen. Was möchten sie wissen?
- Tyrann: Da überfragen sie mich gerade. Ich habe noch nie eine Fleischkugel befragt. Aber warten sie vielleicht fällt mir etwas ein: Wie ist ihr Name, geehrtes Bürger von Athen.
- Impphos: (tippt und liest vor): Sonos
- Tyrann: Verehrtes Sonos, haben sie sich gewünscht eine solche Fleischkugel zu werden?
- Sonos: (tippt und liest vor) Es ist eine Frechheit dass sie mich als Fleischkugel bezeichnen. Ich bin Bürger von Athen und eine Wohlgestalt, die unsere Götter adelt. Nehmen sie sich in acht Obertyrann Kurxlos, dass sie die Fundamente unserer Demokratie nicht beleidigen. Das wir ihnen vielleicht einmal noch leid tun.
- Tyrann: Sorry, Übü. Feldherr, haben sie noch eine Frage an ihr Bürger?
- Feldherr: Wie steht es mit Kriegsdienst?
- Impphos: (tippt und liest vor): Befehlen sie. Und ich bin dabei.
- Feldherr: Sind sie bewaffnet?

- Impphos: (tippt und liest vor): Bis zu den Zähnen
- Feldherr: Aber ich sehe keine Zähne?
- Impphos: (tippt und liest vor): Das ist ja gerade das Problem mit euch Zurückgebliebenen, mit euch antiquierten Menschenmodellen. Ihr Urmenschen meint, weil ihr Augen habt, seht ihr alles. Aber das ist nur eine Täuschung aus Bequemlichkeit. Der Beweis ist, dass ihr meine Zähne nicht seht.
- Tyrann: Siehst Du an der Fleischkugel Zähne, verehrter Impphos? Oder Waffen?
- Impphos: Nein. Ich vermute, dass in diesem Zustand das Bürger meint, dass ein Wort schon der Gegenstand sei. Es gibt keinen Unterschied zwischen einer Sache und dem Wort, das sie bezeichnet. Wenn Sonos Zahn sagt, ist es nicht das Wort Zahn. Sondern dann ist es ein Zahn.
- Tyrann: Kann man das nicht einfacher sagen?
- Feldherr: Sonos ist das Bürger, das sich seine Dinge herbeiredet.
- Tyrann: Und wie verhält sich das auf dem Schlachtfeld?
- Feldherr: Keine Ahnung. Fragen sich doch das übu Sonos, das vor ihnen rollt.

Tyrann: Verehrtes Sonos. Sind sie einverstanden, mit einem spartanischen Kriegsgefangenen einen Schwertkampf zu wagen?

Impphos: (tippt und liest vor): Jederzeit.

Tyrann: Gut. Führt den Gefangenen Kalbshaxos hinein!

Ein furchterregender Krieger erscheint, muskelbepackt, braungebrannt. Er macht ein paar jawdropping Übungen. Man bringt ihm ein geöltes Schwert: Er fuchtelt damit, dass die Luft an der Klinge zischt.

Tyrann: Was machen wir bei Sonos mit dem Schwert, Impphos?

Impphos: (Schaut in sein Handy): Legt es auf den Boden vor mir.

Man legt ein Schwert auf den Boden. Das Übü rollt darüber und das Schwert ist weg.

Feldherr: Kann der Kampf losgehen?

Impphos: (Schaut in sein Handy) Sonos sagt: Ja.

Das Übü rollt auf den etwas ratlos dastehenden Superkrieger Kalbhaxos zu, stößt ihn wie ein Therapieball leicht an der Wade an. Kalbhaxos gibt der Fleischkugel einen kleinen Tritt. Sodass sie wabbelnd zurückrollt.

Feldherr: Greif an, Sonos, grosser Krieger!

Kalbshaxos: (tippt sich mit dem Finger an die Stirn): Macht ihr Witze, ihr kranken Athener! Ich kämpfe doch nicht gegen eine Fleischkugel. Wollt ihr mich verarschen?

Tyrann: Das ist keine Fleischkugel. Das ist ein Athener Bürger in Vollbewaffnung.

Kalbshaxos: Ihr spinnst wohl. Meint ihr, dass ich zwanzig Jahre lang trainiert habe, um mich mit einer Fleischkugel in der Kriegskunst zu messen? Ich habe Anrecht auf einen ebenbürtigen Gegner. Ihr seid doch komplett verblödet!

Feldherr: Dann greif eben Du an, Sonos!

Sonos rollt erneut auf den Spartaner zu, stusst ihn wieder an. Dieser tritt ein bisschen fester. Die Fleischkugel rollt trockennd-schwabbelnd zurück und unten fällt das Schwert aus der Kugel.

Tyrann: Was ist Spartener? Willst du nicht kämpfen gegen unseren Krieger Sonos?

Kalbshaxos: Du kannst ja selber das Schwert nehmen, Böitekunstos, dann werden wir sehen, wer von uns überlebt. Aber gegen einen Hamburgerhackfleischklumpen kämpft ein Spartaner nicht. Du entehrst mich, Tyrann. Ich bin kein Kindergärtner, der mit Gymnasikbällen spielt.

Feldherr: Mein Befehl lautet: Kämpfe!

Kalbshaxos: Meine Ehre als Krieger nehmt ihr mir nicht! Ihr kranken Feiglinge!

Kalbshaxos zieht sein Schwert und rammt es sich in die Brust. Fällt hin und ist tot. Die Umstehenden sind perplex, schauen sich etwas ratlos an. Der Abwart kommt und schleift die Leiche weg, die eine Blutspur durch die ganze Orchestra hinterlässt.

Feldherr: Sagen sie Impphos: Ist die Fleischkugel ansteckend?

Impphos: Eventuell schon. Wir vermuten, dass die Infektion, die zu dieser Verwandlung führt von einem trojanischen Gedanken ausgeht.

Tyrann: Ein trojanischer Gedanke? Um Himmels Willen. Seid ihr noch zu retten?! Sowas würde nicht mal der Spinner Aristophanes in einer Komödie zu erfinden wagen.

Feldherr: Lassen sie doch den Kranheitsminister ausreden. Wir wissen schon länger dass Blödheit ansteckend ist, also kann es doch auch trojanische Gedankeninfektionen geben.

Impphos: Genau: Die Übertragung ist eine Art viröser Gedanke, der sich in den befallenen Hirnzellen vermehrt und gleichzeitig das Gewebe zersetzt, respektive umbaut zu einer Fleischkugel mit Handyapp.

- Tyrann: Wie dem auch sei, lieber Krankheitsminister Impphos. Wir dürfen keine Zeit verlieren.
- Feldherr: Verehrter Krankheitsminister. Wie stellt man sich denn diesen Prozess vor, wie ein trojanischer Gedanke einen gesunden Menschen befällt und aus ihm eine Fleischkugel mit Handyapp macht?
- Impphos: Was wir, Stand heute, wissen, ist dies: Der trojanische Gedanke nähert sich seinem Opfer durch ein unverdächtiges Gespräch, eine unverdächtige Werbung, eine Nachricht, irgend eine Äusserung. Ist der so vom trojanischen Gedanken Angegangene motiviert selber nachzudenken, ist es schon passiert. Er hat den Gedanken sozusagen in sein Hirn eingelassen, da aktiviert dieser sich und beim Nachdenken über ihn entwickeln sich daraus psychosomatische Partikel, die den trojanischen Gedanken replizieren, seinen Sparauftrag ausführen und zuerst alle doppelten Sachen reduzieren und später alles was nicht gebraucht wird. Es wird abgebaut, resorbiert, recyclet und die gesparten Ressourcenstoffe für andere lebenswichtige Dinge verwendet, zum Beispiel für die Reparatur der Leber für dichtes Kopfhair und weissere Zähne.
- Feldherr: Aber ich habe gemeint dass nach der Infektion das Bürger als Fleischkugel weder Haare noch Zähne hat.
- Impphos: Ja schon, aber in der faktengecheckten Einbildung des

Bürgers ist das Realität, weil er ja keine Augen, Ohren, Nasen und keine andere Sinnesorgane mehr hat, um selber zu verifizieren, ob das Gedachte auch real ist oder nicht. Deshalb nimmt das übü einfachhin an, alles, was es sich vorstellt sei da. Es gibt keine Trennung mehr zwischen Realität und Vorstellung.

Tyrann: Warten sie, Impphos. Ich kann nicht ganz folgen. Sie meinen also, dass die Existenzen von Bürger-Fleischkugeln mit Handyapps ganz von den Vorstellungen geprägt sind, in denen sie leben?

Impphos: Ich könnte es nicht trefflicher ausdrücken. Sie haben ja keine Möglichkeit sich zu vergewissern, ob ihre Vorstellungen Realität sind. Also nehmen sie genau das an, womit sie sich selber glücklich machen wollen; eben, dass sie wollen dass ihre eigenen Vorstellungen wahr sind.

Feldherr: Sehr interessant. Und wie kann man sie wieder zu Menschen machen. Gibt es Therapien gegen sowas?

Impphos: Leider Nein. Es ist praktisch unmöglich. Der willentliche Glückszustand der Versenkung in die eigenen Vorstellungen ist so übermächtig, dass der Defekt zu einem Wunschtraum wird. Selbst für Familienmitglieder von Fleischkugeln ist es schwierig, nicht trojanischen Gedanken zu verfallen, weil man ja sieht wie unbeschwert und glücklich das Leben ihrer Fleischkugelangehörigen ist. Kurzum: Der Krüppel wird zum Vorbild.

- Tyrann: Und woher stammt der infektiöse trojanische Gedanke? Wer hat dieses Teufelszeug erdacht? Wer setzt sowas in die Welt?
- Impphos: Er ist vermutlich einem militärischen Sprachlabor entwichen und hat sich als geistiges Aerosol pandemisch ausgebreitet.
- Tyrann: Das ist ja fürchterlich. Können sie denn die gesunde Bevölkerung dagegen schützen?
- Drostos: Ja. Das können wir. Wir müssen den Bürgern verbieten zu denken.
- Feldherr: Aber wie denn?
- Impphos: Mit Unterhaltung, Hochprozentigem, Drogen, Sport und Krieg.
- Tyrann: Du meinst mit Komödien.
- Impphos: Ja, vor allem die irrwitzigen Dichtwerke von Aristophanes, in denen nie ein normaler Gedanke auftaucht. Denn im Irrsinn verirrt sich der trojanische Gedanke und stirbt und verhungert in der Gedankenlosigkeitswüste des idiotischen Gelächters über blödsinnige Ideen und d.....
- Aristophanes: Es reicht, Impphos!
- Impphos: Aristophanes? Was hat denn der Dichter in seiner eigenen Komödie verloren?
- Aristophanes: Sorry. Ich musste eingreifen. Ich lasse mich doch nicht in meiner eigenen Komödie verunglimpfen.

Impphos: Aber sie, verehrter Aristophanes, haben doch den Text geschrieben. Ich bin ja nur der Schauspieler!

Aristophanes: Trotzdem. Ich glaube, verehrter Krankheitsminister Impphos, sie sind eifersüchtig, weil meine Komödien unser Athener Immunsystem gegen trojanische Gedanken stärkt und dann die Leute nicht mehr jeden Blödsinn glauben und konsumieren, den ihr Mediziner ihnen andreht. Ausserdem ist jetzt der erste Akt zu Ende.

Impphos: (Zum Publikum) Ich sage dies jetzt ausserhalb des Textes. Es ist also mein persönlicher Kommentar als Schauspieler eines Krankheitsministers.

Aristophanes: Unverschämt! Was fällt ihnen ein, Impphos nicht autorisierten Text in meine Komödie einzufügen?

Impphos: Ich kann euch, verehrte Athenerinnen und Athener, jedenfalls aus medizinischer Sicht nur dies sagen: Wenn euch jemand zum Denken auffordert: Auf keinen Fall nachgeben! Das kann brutal schief gehen. Vertraulichkeit mit Freunden? Tödliche Gefahr! Ja nicht! Haltet Distanz zu verderblichen Gedanken. Einmal ungeschützt nachgedacht: Schon ist es passiert. Wir haben für euch deshalb eine geschützte Nachdenkwerkstatt eingerichtet, eine Art Sandbox für das Gehirn. Da könnt ihr unter Anleitung des geschulten Fachvordenkers, Jouranlistos, eine kognitiv-Therapie machen, euer Immunsystem gegen trojanische Demagogen stärken und entsprechende Gegengedanken in Umlauf bringen.

Tyrann: Der Akt kann noch gar nicht fertig sein, Aristophanes.
Ich protestiere gegen diese misslungene Dramaturgie.
Man weiss ja noch gar nicht wie es weitergeht? Es
gibt keine Spannung, keinen Cliffhanger und man
könnte fast meinen die Komödie sei unfreiwillig zu
Ende.

Feldherr: Meine Worte. Was machen wir denn jetzt?

Aristophanes: Was fragt ihr mich? Ihr macht das, was ihr immer
macht, wenn ihr nicht weiter wisst..

Alle : Wir fragen das Orakel von Delphi!!

Chor: Wir fragen das Orakel von Delphi.
Wer kann den Zerfall der Athener aufhalten.
Wer kann uns helfen?
Wir fragen das Orakel von Delphi.

Ende des ersten Aktes.



Seine Seele? Eine Luftblase in einer Fleischkugel!
Jules Renard (1864-1910)

DIE HALBEN

Verschollene Komödie von Aristophanes 395 v. Chr.

Zweiter Akt

Was bisher geschah:

395 vor Christus. Ende des klassischen Athen. Der Feldherr der Athener schlägt Alarm. Er findet keine tauglichen Rekruten mehr. Wenn der Feind davon erfährt, ist es endgültig vorbei mit der betreuten Demokratie unter den Tyrannen. Der Krankheitsminister wird herbei gerufen. Dieser erklärt dem Obertyrannen Kurxlos die Situation. Es scheint eine Pandemie zu sein, die von einem genverändernden, trojanischen Gedanken ausgelöst wird, der einen Prozess der Degeneration und Verblödung der Bürger einleitet unter den Fals Flags von Sparsamkeit, Ressourcenschonung und Klimaschutz. Da man keine Lösung sieht, wird eine Delegation zum Orakel von Delphi geschickt mit der Frage, wer in dieser äusserst verzweifelten Lage helfen könne.

Personen:

Hades, der Gott der Unterwelt. Bruder von Zeus und Poseidon,

Kurxlos: Erster Tyrann von Athen

Aristophanes: Spielt sich selber

Charon, der Fährmann über den Styx

Sokrates: Spielt sich selber

Hermes, der Götterbote. Sohn des Zeus.

Chor der Ganzen

Szene: In der Unterwelt. In der Mitte der Orchestra ist der Fluss Styx angedeutet mit einer blauschwarzglitzrigen Plastikfolienbahn mit der Fähre von Charon. Charon wartet schlafend am rechten Ufer. Linksufrig sieht man das Eingangstor zur Unterwelt mit dem Höllenhund Cerberus, ebenfalls schlafend. Seine drei langen Hälse mit den drei grausigen Köpfen liegen ausgestreckt vor der Hundehütte im Staub.

Chor der Ganzen:

Oh hört, ihr Athener.

Man hat das Orakel von Delphi gefragt.

Man hat gefragt:

Wer kann das Problem der Degenerierung der Athener Bürger lösen?

Und das Orakel hat geantwortet:

Nur Sokrates kann Euch helfen.

Nur Sokrates. Der Weiseste eurer Stadtsöhne.

Man hat das Orakel befragt.

Nur Sokrates kann helfen.

Aristophanes tritt von links in die Orchestra. Er wendet sich dem Publikum zu:

Aristophanes: Als wir den Orakelspruch vernommen hatten, verehrtes Publikum, liebe Athenerinnen und Athener, Sklaven, und Metöken, haben sofort intensive Gespräche stattgefunden, auf höchster Ebene. Der empörte

Grundtenor war dieser: Weiss denn das Orakel in Delphi nicht, dass Sokrates seit vier Jahren tot ist? Wir haben ihn doch hingerichtet 399. Also vor vier Jahren. Ich, Aristophanes, euer grösster Komödiendichter seit ... aehmm seit seit, habe es mit eigenen Augen gesehen. Sokrates nahm den Schierlingsbecher und starb. Jeder weiss es. Und nun soll er der Einzige sein, der uns helfen kann. Aber wie? Er ist ja seit vier Jahren hier. Da drüben. Bei Hades in der Unterwelt.

Aristophanes läuft im Kreis, schaut immer wieder nach rechts zu dem Weg, von welchem er selber herkam.

Aristophanes: Heisst der Orakelspruch der delphischen Phytia etwa, dass wir versuchen sollten Sokrates aus der Unterwelt zurückzuholen, wie einst Orpheus es mit Eurydike es versucht hatte? Ist das eine Falle? Wir haben keine Lyra von Apoll, um den Cerberus zu besänftigen. Eric Clapton ist auch schon alt.

Aristophanes läuft im Kreis, schaut immer wieder nach rechts.

Aristophanes: Ihr werdet euch fragen, was ich, der berühmteste Komödiendichter seit .. seit seit, egal, was ich gerade hier mache in einer solch heiklen, hochgeheimen Staatmission. Sehen sie, das frage ich mich auch. Hätte ich es nicht leichter, ein paar unanständige Fivolitäten zu dichten und dabei Köftes mit Bohnen und Kafkalithres zu essen? Ich werde es ihnen darlegen.

Aristophanes schaut um sich.

Aristophanes Wo bleiben die anderen?

Aristophanes läuft suchend im Kreis.

Aristophanes: Es ist ja jetzt vier Jahre her und ich weiss, dass ihr ein kurzes Gedächtnis habt, deshalb muss man heute alles aufschreiben, obschon kaum jemand noch lesen und schreiben kann. Item. Ihr wisst also, dass vor vier Jahren Sokrates, dieser schrullige, blitzgescheite Querdenker, der jeden von uns schon mehrfach genervt und wenn es die Anderen traf aber auch erfreut hat. Könnt ihr euch erinnern an ihn? An diesen Schwurbler, der alles hinterfragt hat: Er hat die Besserwisser gestichelt und die sogenannten Eliten grilliert. Ohne Rücksicht auf den Reputationsschaden, den ihm die so Verletzten böseartig und mit fieser Rache zugefügt haben. Ohne Grund natürlich, völlig ungerecht. Und dann hat man ihn in den Justizmord getrieben. Hygienisch sauber, im Kreis von euch ehrenwerten Bürgern hier. Du warst da Melitus. Ich sehe dich da hinten in Reihe 17. Und Du da vorne in Reihe drei, Kritias, sag, sind das deine Töchter neben dir oder Deine Reitschülerinnen? Hast nicht genau du behauptet Sokrates verführe unsere Jugend? Warst Du etwa wegen deinen wüsten Hintergedanken neidisch?

Aristophanes läuft weiter im Kreis, schaut immer wieder nach rechts.

Aristophanes: Ja, liebe Athener. Und jetzt soll uns derjenige helfen, den wir völlig legal zu Unrecht getötet haben. Ironie des Schicksals. Nicht wahr? Was können wir Anderes tun als zu Hades zu gehen und ihn um ein Gespräch mit Sokrates zu ersuchen. Andere sagen gar, wir müssten ihn nach Athen bringen. Aber stellt euch vor: Auf der Agora seht ihr eines Tages Sokrates herumspazieren und die Leute anmachen, wie wir es von ihm kennen: Stell dir vor, Melitus, du wirst von dem Mann angesprochen, den du vor vier Jahren hinrichten liessest. Kommt das nicht etwas schräg rein, um es salopp zu sagen? Stellt euch vor wie die Leute schreien werden: "Aaaaah! Sokrates ist zurück! Er ist von den Toten auferstanden!" Könnt ihr euch etwas Schlimmeres vorstellen, als dass ein Toter plötzlich wieder da ist. Ich meine bei einigen Toten würdet ihr euch bestimmt freuen; bei euren Liebsten, die zu früh weg mussten, denen, die euch gefüttert haben. Aber was, wenn auch die in der Schlacht getöteten Trojaner, Spartaner, Lykoken und Perser plötzlich wieder da sind? Was dann? Man verliert ja komplett die Übersicht. Nur dank Hades gibt es wenigstens einen minimalen Grad von Ordnung auf der Welt, nämlich die, dass Tote tot und Lebendige lebendig sind.

Aristophanes wendet sich noch näher zum Publikum.

Aristophanes: Merkt ihr, was das Problem ist? Scheisse! Wenn die Toten plötzlich leben, macht es ja keinen Sinn mehr die Lebendigen umzubringen. Was tun wir

dann? Wer soll noch in eine Schlacht ziehen, wenn diejenigen die wir heute niedermetzeln morgen wieder durch Athen spazieren? Eine Katastrophie für unsere Geschichte. Unser Heldentum ist dahin. Alle werden respawned wie in einem billigen Computerspiel. Es siegt und verliert niemand mehr! Grauenhaft!

Der Tyrann erscheint.

Aristophanes: Endlich, Tyrann Kurxlos! Was hat dich aufgehalten?

Tyrann: Das Volk hat vom Orakelspruch gehört. Nur Sokrates kann uns helfen.

Aristophanes: Ja und?

Tyrann: Sie sagen, dass die Degeneration der Athener vermutlich die Rache von Sokrates sei für seine völlig un gerechtfertigte Hinrichtung, für den Justizmord an einem unschuldigen Mann und aufrechten Athener. Soziales Karma. Seit seinem Tod sei es nur noch abwärts gegangen und zwar schnell.

Aristophanes: Ach was! Das kann ja gar nicht sein. Wir haben ja schon so viele Unschuldige abgemetzelt. Wen kümmert das? Aber sag: Unterstützen die Athener wenigstens unseren Versuch, Sokrates in der Unterwelt zu besuchen.

Tyrann: Eben nicht! Die Halben sind völlig damit zufrieden, dass sie Halbe sind. Sie finden sogar dass sie den Fortschritt der Menschheit darstellen, eine vernünftige, umweltschonende Version; eine Art Athener 2.0. Und

sie verwehren sich dagegen als Kranke bezeichnet zu werden. Es scheint, dass nur ein paar wenige, übrig gebliebene Ganze die Halben als Problem sehen. Ausserdem sagen die Halben: Das Orakel habe gewusst, dass Sokrates tot sei und gewusst, dass er deshalb auch nicht helfen kann.

Ist das nicht genau so als würde sich das Orakel über die Fragesteller lustig machen; über diejenigen nämlich, die nach der Lösung eines Problems suchen, indem man antwortet, dass das Problem von jemandem gelöst werden soll, den es gar nicht gibt?

Feldherr: Aber einen Aufstand gibt es nicht.

Tyrann: Nein.

Feldherr: Eigentlich logisch. Sie wissen nicht wie das geht. Zum Glück.

Tyrann: Aber sie lachen uns aus!

Der Chor zieht seine Jacken aus: die vormaligen Ganzen sind jetzt allesamt Halbe mit nur einem Auge, einem Ohr und nur einer Oberlippe. Zwei Arme links. Einer mit Daumen, einer mit Mittelfinger.

Chor: Ja, wir Halben lachen. Sollen sie doch in die Unterwelt gehen. Cerberus wird schon dafür sorgen dass sie nicht zurückkehren. Es gibt keinen Orpheus mehr der den Kampfhund in den Schlaf singen kann. Ausserdem ist seine Lyra von Apoll längst zerschmettert. Das Orakel hat es klar gesagt: Nur Sokrates kann helfen. Das heisst im Klartext: Fahrt zur Hölle. Ha Ha. Fahrt zur Hölle!

Der Götterbote Hermes erscheint mit geflügelten Stiefelschritten.

Chor: Ui! Ui! Was macht denn Hermes, der Götterbote hier?

Hermes: Hallo Leute. Mir scheint ihr habt eure Bevölkerung nicht im Griff. Keiner folgt euch. Keiner trauert euch nach. Seid ihr wirklich sicher, dass ihr diese Problem lösen wollt? Ich meine es gibt eben auch Knoten die man besser nicht löst.

Tyrann: Ja, Hermes, du unsterblicher Götterbote, das haben wir auch schon gehört. Aber es kann doch nicht sein, dass die stolzen, klassischen Griechen sich als Fleischklumpen degeneriert aus der Weltgeschichte verabschieden. Das wirft doch auch ein schlechtes Licht auf ihre Götter.

Hermes: Man könnte behaupten, es sei ein Erdbeben schuld gewesen? Eine Seuche. Mutation durch radioaktive, vulkanische Strahlung, was weiss ich.

Tyrann: Und weshalb, oh olympischer Gott, bist Du denn hier? Um uns zu helfen?

Hermes: Eigentlich nur wegen Athene. Sie, eure Stadtbeschützerin, ist mir ja wie eine Schwester und sie hat mich innig gebeten euch zu helfen. Sie hat mir gesagt es sei einfach schrecklich diese halbierten Athener mit zwei linken Armen zu sehen. Man lache sie, Athene, im Olymp aus, und frage, ob sie Patronin eines medizinischen Horrorkabinetts sei. Als Zeus erfahren hat von dem Endstadium der Entartung der Athener, den Fleischkugeln, soll er vor Lachen fast von seinem

Thron gefallen sein: "Fleischkugeln!", hat er gebrüllt: "Sie sehen genau so aus wie das was sie Essen. Ein Volk von Köftes (Fleischklopsen)." Das war so peinlich für Pallas Athene. Ich werde euch helfen. Worum geht es genau?

Tyrann: Wir hatten zu lange Frieden und Wohlstand. Jetzt sind unsere Kinder degeneriert und es steckt sogar ihre Eltern an. Und alle finden das ganz normal.

Hermes: Dem sagt man Natur.

Aristophanes: Natur? Wie Natur?

Hermes: Die Natur ist vernünftig. Wenn ein Lebewesen etwas nicht braucht, wird es eingespart, rückgebaut, abgeschafft, zurückentwickelt.

Tyrann: Das versteh ich nicht.

Hermes: Stellt euch nicht so dumm. Ihr habt die besten Naturwissenschaftler hervorgebracht. Jeder weiss, dass in der Natur eigentlich nur drei Gesetze herrschen: Dasjenige der Zusammenarbeit, der Sparsamkeit und das Gesetz des Nutzens. Hast Du das Gefühl eine Rose sei wegen euch Menschen so schön, damit ihr euch an ihrem Bilde und ihrem Duft erquicken könnt? Nee. Das ist nur, weil es der Rose etwas nutzt, weil sie damit Bienen anzieht zur Bestäubung usw. Die Natur leistet sich keinen Firlefanz als Luxus wie eure Weiber.

Aristophanes: Was hat das mit uns Athenern zu tun?

Hermes: Wenn ihr eure Beine, eure Hände und eure Hirne nicht nutzt, werden sie eben rückgebildet. Ist doch ganz einfach, oder? Das ist genau die Art, wie die Natur in

euch sterblichen Menschen wirkt.

Tyrann: Kann man denn diese Natur nicht abstellen?

Hermes: Doch.

Tyrann: Wie denn.

Hermes: Indem du dir dein Schwert in den Bauch rammst und stirbst.

Tyrann: (überlegt laut) .. und dann komme ich zu Hades in die Unterwelt. Und da lebe ich ich dann als Toter mit abgestellter Natur weiter. Und das h.....

Hermes: Kommt, Leute, wir machen vorwärts. Was wollt ihr hier vor dem Eingang zur Unterwelt eure Zeit vertrödeln. Ich meine, mir kanns zwar egal sein. Ich bin ein Unsterblicher. Aber bei euch drängts, oder?

Tyrann: Wir wollen Hades bitten uns Sokrates für ein paar Stunden, oder Tage auszuleihen, weil - wie das Orakel prohezeit hat - nur er uns helfen kann.

Hermes: Ich werde es probieren. He, Charon! Wach auf, Fährmann.. Ich muss zu meinem Onkel Hades hinüber.

Hermes fährt mit Charon hinüber. Cerberus schläft noch mit zwei seiner drei Köpfen. Am Dritten geht ein Auge auf. Hermes klopft ans Tor.

Hermes: Hallo Hades! Bruder des Zeus und Bruder des Poseidon. Öffne deinem Gottesneffen Hermes, dem Boten der Götter, die Tore zur Unterwelt. Ich will mit Dir sprechen.

Das Tor geht auf. Hades erscheint etwas schlaftrunken.

Hades: Hermes, mein lieber Götterfreund. Was zum Teufel treibt dich aus der hellen, sommerwarmen Oberwelt zu mir in die finstere Unterwelt?

Hermes: Die Athener erleiden eine Seuche und sie haben vom Orakel von Delphi den Spruch erhalten, dass nur Sokrates helfen kann, der seit vier Jahren bei Dir ist.

Hades: Was ist mit Sokrates?

Hermes: Die Athener möchten, dass du ihn ein paar Stunden, oder Tage frei lässt. Ausleihst.

Hades: Niemand entkommt der Unterwelt des Hades.

Hermes: Temporär. Es ist ja nur für kurze Zeit. Ein Urlaubsge-such sozusagen.

Hades: Was habe ich davon?

Hermes: Was wünschst du dir?

Hades: Dass meine geliebte Frau Persephone zu mir kommt, solange Sokrates in der Oberwelt ist. Als süßes Pfand.

Hermes: Okay. Dann ruf doch schon mal Sokrates. Ich werde in der Zwischenzeit meine Athener Freunde fragen, ob sie mit dem Deal einverstanden sind.

Charon ist aber schon wieder auf der anderen Seite des Ufers eingeschlafen. Hermes nimmt einen Stein, trifft damit Charon, der aufwacht:

Hermes: Kommt her. Charon, ich will zurück!

Man erwartet Hermes am anderen Ufer.

Tyrann: Und? Kommt Sokrates zu uns?

Hermes: Hades will ihn beurlauben, wenn ihr solange Persephone, seine geliebte Frau, zu ihm in die Unterwelt kommt.

Tyrann: Mitten im Sommer! Unmöglich. Wenn Persephone geht, wird es hier Winter und alle Frucht verdirbt. Du weißt doch, dass sie die Regentin der Jahreszeiten genannt wird und dass das ewige Abkommen gilt, dass Persephone ein halbes Jahr hier in der Oberwelt ist und ein halbes Jahr in der Unterwelt wegen ihrer Mutter, deiner Tante Demeter, der Schwester von Hades, die sich aus Trauer weigert ihre Fruchtbarkeit uns Menschen zu schenken, wenn ihre geliebte Tochter Persephone nicht bei ihr ist. Hab ich das richtig gesagt?

Aristophanes: So ist es. Mutter Demeters Trauer, wenn ihre Tochter bei Hades in der Unterwelt ist, macht bei uns den Winter. Und weil jetzt Sommer ist, ist Persephone in der Oberwelt bei ihrer Mutter, darum blüht alles und ist es so schön warm und gut für den Tourismus.

Hermes: Mir ist das schon klar. Aber auch egal. Das ist euer Wunsch und euer Deal. Aber bedenkt dies: Vielleicht hilft der Handel mit Persephone, weil das eure Hilfsaktion mit Sokrates beschleunigt, ihr es zackig hinter euch bringen müsst, weil ihr euch sonst den Hintern abfriert und verhungert. Das setzt bei eurem Volk etwas Druck auf, versteht ihr? Seid ihr einverstanden?

Tyrann: Haben wir eine Wahl?

Hermes: Nicht wirklich, nein.

Hermes fährt hinüber zu Hades:

Hermes: Lieber Hades , es ist so, dass

Hades: Stopp! Stopp, Hermes! Willst du das Publikum langweilen? Ich habe ja alles mitgehört. Wir sind im selben Theater hier. Also nerve nicht mit Wiederholungen. Nur damit etwas klar ist, lieber Hermes, und ihr da darüben (redet lauter nach rechts): Wenn plötzlich in der Oberwelt ein Gerede losgeht, dass bei uns Griechen die Toten auferstehen. Dann mach ich hier Feierabend und lasse niemanden mehr in die Unterwelt. Dann könnt ihr als Tote solange in der Oberwelt herumtorkeln wie ihr wollt. Meine Unterwelt ist jedenfalls kein Durchgangsheim für temporär Unlebendige. Versteht ihr?

Sokrates erscheint am Tor. Er redet nichts. Geht wortlos mit Hermes zum Fährmann sie setzen hinüber, während der Chor der Halben singt:

Chor der Halben:

Der Tote Sokrates ist zurück in der Oberwelt. Ein Auferstandener, der nicht sagen darf dass er aufer-

standen ist. Er ist ja nur beurlaubt, ein Auferstandener in den Ferien sozusagen. In den Ferien. Ein unsterblicher Toter bei den sterblichen Lebendigen.

Da eilt von rechts eine bildhübsche Frau heran in wallenden Kleidern. Sie fährt mit Charon über den Styx, fällt Hades in die Arme. Sie begeben sich wie Verliebte zum Tor. Cerberus öffnet alle sechs Augen und hechelt freundlich. Die Beiden betreten die Unterwelt. Das Tor fällt ins Schloss. Cerberus schliesst seine Augen.

Chor der Halben: Oh, die schöne Persephone kehrt zu ihrem Mann Hades zurück. Wie schön für das Paar. Wie schrecklich für das Klima der Oberwelt. Sie wird solange bleiben wie Sokrates in der Oberwelt ist. In Athen hat es eben begonnen zu schneien. Wenn das nur rasch vorüber geht.

Tyrann: Herzlich willkommen, lieber Sokrates. Ich werde Dir gerne alles im Detail erklären und dann ...

Aristophanes: Ich glaube, lieber Tyrann das ist nicht nötig, denn Sokrates war ja die ganze Zeit hier im Theater da hinten und hat alles gehört, oder etwa nicht?

Sokrates: Ja, so ist es. Es ist sehr hellhörig hier im Theater. Ich habe alles verstanden. Die Frage ist nur. Wie soll ich euch helfen?

Tyrann: Das wissen wir nicht. Es ist das Orakel von Delphi, das prophezeit hat: "Nur Sokrates kann euch helfen."

Sokrates: Und was macht Aristophanes hier. Mein Lieblings-Schmierendichter?

Aristophanes: Hast du nicht gehört, verehrter Sokrates, was Hades sagte: Wenn das Gerede losgeht, dass ein Toter auferstanden ist, dann macht er die Unterwelt dicht und dann könnt ihr euch selber ein Jenseits basteln. Das hat er gedroht. Er muss ja nicht jeden Toten reinlassen, wenn es ihm nicht passt, oder?

Sokrates: Kann man so sagen. Ja.

Aristophanes: Und das haben wir natürlich uns auch schon überlegt, bevor wir hierherkamen nicht wahr. Gouverner c'est prévoir.

Tyrann: So ist es, wir haben geahnt, dass es darum gehen könnte, wie man ein Gerede verhindert darüber, dass der tote Sokrates plötzlich wieder lebendig ist. Und da hatte Aristophanes eine Idee.

Sokrates: Oh je! Ich kenne seine Ideen. Hoffentlich sind sie diesmal etwas intelligenter und nicht wieder unter der Gürtellinie wie immer.

Aristophanes: Ganz und gar nicht. Die Überlegung war rein logisch: Wo bei uns in Athen ist es möglich, dass Tote als Lebendige auftreten dürfen, ohne dass sich jemand daran stört? Wo? Du darfst nicht mitraten Tyrann. Dir habe ich es schon verraten.

Chor: Wo Sind in Athen Tote lebendig. Wo?
Wo gehen Verstorbene lebendig umher, und reden?
Wo?
Wo sind die Verblassten auferstanden, und bei uns?
Wo?

Sokrates: Ich ahne etwas. Und ich weiss, dass ich es nicht wirklich wissen will.

Chor: Wo Sind in Athen alle Tote lebendig. Wo?
Wo gehen Verstorbene lebendig umher und reden und essen und lieben? Wo?
Wo sind die Toten auferstanden und bei uns ? Wo?

Ende des zweiten Aktes



Sokrates

DIE HALBEN

Verschollene Komödie von Aristophanes ca. 395 v. Chr.

Dritter Akt

Was bisher geschah:

Eine Pandemie der raschen Verblödung und des körperlichen Zerfalls der Bürger stellt vor 2500 Jahren Athen in Frage. Das Orakel von Delphi wird angerufen mit der Frage, wer bei diesem Problem helfen könne. Es antwortet: Nur Sokrates. Der ist aber seit vier Jahren tot. Und so begibt sich eine Athener Delegation zur Unterwelt und erbittet bei Hades die befristete Beurlaubung von Sokrates. Hades stimmt zu, aber nur unter zwei Bedingungen: Solange Sokrates in der Oberwelt ist, kommt Persephone zu ihm in den Hades und er will auf keinen Fall, dass ein Gerede darüber entsteht, warum ein Toter auferstanden ist, sonst schliesst er seine Unterwelt.

Szene: Im prächtigen Dionysios-Theater von Athen.

Personen:

Sokrates: Spielt sich selber

Aristophanes: Spielt sich selber, abgekürzt: Aristo

Stillos: Der Theaterabwart und Rädelsführer der Halben

Boetikunstos: Der Feldherr

Hippokrates, der berühmteste Arzt der Griechen

Chor der Seelen der verstorbenen Halben

Aristophanes und Sokrates betreten von links die Orchestra. Beide sind in dicke Wintermäntel gehüllt.

Aristo: Wir können dir, geehrter Sokrates, leider nicht erlauben, zu deiner Frau Xanthippe zu gehen, weil sonst auffliegen würde, dass ein Toter auferstanden ist.

Sokrates: Du meinst also, Aristophanes, ich solle hier im Theater leben, solange ich in der Oberwelt bin?

Aristo: Genau. Das Theater ist der einzige Ort, wo sich niemand verwundert, dass ein Toter lebendig herumspaziert. Du kannst dich ja selber vergewissern. Das Publikum hier wird einfach annehmen, dass Du die Rolle des Sokrates spielst. Aber sie werden nicht meinen, dass du es wirklich bist.

Sokrates: Und wie verhält es sich bei dir selber, verehrter Schmierenkomödiant Aristophanes. Bist du es denn selber, da du ja noch lebst, oder wirst du von einem anderen Lebendigen gespielt, für den du nur den Text verfasst hast, während du selber maskiert im Publikum sitzt, oder dich hinter der Szena versteckst.

Aristo: Wenn ich wüsste, guter Sokrates, was ich Dir ehrlich dazu sagen möchte, wäre ich glücklich. Ist es nicht so, dass du - was immer ich sagen würde, darauf angewiesen, ja geradezu dazu verdammt wärst, es mir zu glauben, weil du es nicht wissen kannst?

Sokrates: Das hat was. Aber angenommen Du spielst dich in deiner Komödie, die du selber geschrieben hast, selber: Wirst du dich an deinen eigenen Text halten?

- Aristo: Sicher nicht. Ich lasse mir doch von mir nicht vorschreiben was ich sagen soll. Du siehst es ja hier: Ich rede frei und spontan, wie man es von Aristophanes gewohnt ist.
- Sokrates: Dann kannst du also dem hier anwesenden Publikum eidesstattlich versichern, dass ich der leibhaftige, echte Sokrates bin, der, der wirklich gestorben und wirklich auferstanden ist von den Toten und zurück gekommen ist in die Oberwelt?
- Aristo: Ich kann es: Du bist es zweifellos. Denn so stehst du ja da. Niemand wird es bestreiten wollen. Ausserdem: Wer kann bezeugen, dass Du, wenn du aus dem Theater weg gingest, , und gesetzten Falles, dass du ein Schauspieler wärst, ein anderer wärst als der, der du jetzt bist?
- Sokrates: Ich glaube das ist alles viel zu kompliziert. Was machen wir hier?
- Aristo: Wie ich eben sagte: Du, Sokrates, wohnst hier im Theater, weil es der einzige Ort ist, wo niemand Verdacht schöpfen wird, dass du der echte Sokrates bist, den wir vor vier Jahren hinrichten liessen.
- Sokrates: Na gut. Aristophanes. Machen wir vorwärts. Es ist schon schweinekalt, seit Persephone weg ist. Ich möchte gerne mit einem Halben und einer Fleischkuigel einen kurzen Dialog führen.
- Tyrann: Bringt den Halben rein!

Ein Halber hüpf auf einem Bein herein. Er gibt Sokrates eine seiner beiden linken Hände, nämlich die mit dem Daumen.

Sokrates: Bürger von Athen. Darf ich Deinen Namen erfahren?

Halber: Ich bin Mentos, der Bäcker.

Sokrates: Der, der die Bäckerei besitzt an der Venzielos-Strasse.

Halber: Der bin ich, ja.

Sokrates: Wie knetest du den Teig, Meister Mentos für deine Bougatsas?

Halber: Indem ich dem Sklaven sage er solle ihn kneten

Sokrates: Und wenn der Sklave auch ein Halber ist.

Halber: Dann drückt er an der Knetmaschine auf den On-Knopf.

Sokrates: Mit welchem Finger?

Halber: Mit dem Daumen natürlich. Du legst mich nicht herein. Ha Ha..

Sokrates: Kennst Du mich?

Halber: Nein, wieso.

Sokrates: Weil du unter den ausgelosten Richtern warst, die mich vor vier Jahren zum Tode verurteilt haben.

Halber: Daran kann ich mich nicht erinnern.

Sokrates: Wie fühlst Du dich in Anbetracht der Unterschiede zwischen Dir und anderen Athenern mit zwei Beinen, zwei Augen, zwei Ohren usw.

Halber: Erleichtert.

Sokrates: Wie erleichtert?

Halber: Ich trage nur halb soviel unnützes Zeug mit mir herum, das ich nicht gebrauche. Und ich verbrauche damit weniger Ressourcen, weil ich weniger Essen muss und das schon unsere Umwelt und das Klima.

Sokrates: Du meinst es ist gut für den Kampf gegen die Klimaerwärmung?

Halber: Ja. Heute nicht gerade. Aber sonst schon.

Sokrates: Hast du, lieber Bäcker Mentos, ein Bedürfnis, wieder normal zu werden wie früher?

Halber: Sicher nicht. Früher war nicht normal, sondern nur eben früher. Wir entwickeln uns weiter. Mein Ziel ist es ein Übü zu werden.

Sokrates: Ein was?

Halber: Ein Überbürger.

Sokrates: Und wie wird man das?

Halber: Nicht tun, abhängen, chillen, alles den anderen überlassen, Verantwortung abgeben, sich zum Embryo zurückbilden und wie ein Astronaut an der Nabelschnur des Mutterschiffes Athen durch den Kosmos gleiten.

Sokrates: Und wenn Du stirbst?

Halber: Gehen wir zu Hades, trinken uns vergesslich und langweilen uns dort weiter.

Sokrates: Sagt Dir der Name Sokrates etwas.

Halber: Ich glaube er ist tot.

Sokrates: Das bin ich. Ich bin Sokrates.

Halber: Dann lebt er halt noch. Für mich spielt's jedenfalls keine Rolle. Schön für Dich. Freut mich. Ich würde Dir empfehlen dich noch etwas weiter zu entwickeln.

Sokrates: Danke für den Tipp, Mentos

Der Halbe wird heraus geführt. Eine Fleischkugel wird herein gerollt. Der Abwart fingert an seinem Handy herum.

Sokrates: Wie kann ich mit dem Ding reden?

Abwart: Sie haben nicht gerne, wenn man ihnen Ding sagt. Es sind Übüs.

Sokrates: Überbürger, ist klar. Wie redet man mit ihnen?

Abwart: Mit dem Handy.

Sokrates: Ich habe kein Handy.

Abwart: Dann öffne die App und da siehst du das Übü auf der Netzwerkauswahl und verlinkst dich mit ihm, indem du sein Icon in deine App rüberziehst und fertig.

Sokrates: Ich sagte schon, dass ich kein Handy habe. Welche Sprache sprichst Du? Kannst du auch griechisch?

Abwart: Wie lang warst Du weg, Sokrates?

Sokrates: Du erkennst mich?

Anwart: Klar doch. Ich habe dein Gesicht gescannt, dich facegegoogelt und da heisst es du seist Sokrates.

Sokrates: Nein aber kennst du mich, als ich in Athen gelebt habe?

Abwart: Ich bin nicht bezahlt, um Fragen zu beantworten. Hast du jetzt ein Handy oder nicht?

Sokrates: Kannst du deines nicht bitte für mich verbinden mit dem Übü.

Abwart: Gegen Aufpreis schon. Ja, ich werde es bei Spesen verbuchen. Okay?

Sokrates: Frag das Übü wie es heisst.

Abwart: (tippt und liest) Trasymachos, der Philosoph.

Sokrates: Was! Das glaube ich nicht. Du kannst mir ja alles erzählen. Ich kennen doch den gierigen Sophisten Trasy-machos. Er war ein normaler Mensch und er war natür-

lich ein kompletter Idiot aber egal. Das kann doch nicht sein dass der so degeneriert ist. Das ist ja furchtbar. Der war doch eigentlich noch recht intelligent.

Abwart: Wie lautet die Frage?

Sokrates: Geehrter Trasymachos, mein Sophistenfeind. Wie geschah es, dass du zu einem Übü wurdest?

Abwart: (tippt und liest ab vom handy) Ich wurde vom Schicksal auserwählt durch meine hartnäckige Untätigkeit und standhafte Nutzlosigkeit und tapfere Überwindung meiner Nachdenklichkeit zu einem Übü zu werden und zum erlauchten Kreis der Führer des Kosmos aufzusteigen.

Sokrates: Aber was ist, wenn morgen die Lokokier Athen angreifen?

Abwart: (liest ab vom Handy): Das ist mir egal es sind drch..Kl. Utugas olk und..

Sokrates: Was ist?

Abwart: Wir haben Übertragungsprobleme, oder meine Handybatterie ist alle.

Sokrates: Du kannst gehen, Theaterabwart. Das Übü kannst du hier lassen.

Sokrates: (Zum Publikum:) Man erkennt mich nicht. Das ist ja nicht so schlimm. Es besteht so wenigstens keine Gefahr dass ein Gerede los geht, weil ich von den Toten auferstanden bin. Aber wo ist Aristophanes?

Aristophanes kommt herein

Aristo: Hier bin ich, Sokrates. Und Du? Bist Du weiter gekommen?

Sokrates: Ich brauche Hippokrates. Ich glaube es handelt sich hier nicht um ein intellektuell-geistig-philosophisches, sondern um ein medizinisches Problem.

Aristo: Wir rufen ihn.

Der Tyrann kommt.

Tyrann: Und ? Seid ihr schon weiter gekommen? Die Sache ist dringend, wenn das mit der Abkühlung so weitergeht sind bald die Feldfrüchte verloren. Wir müssen schauen, dass Sokrates wieder herabsteigt in die Unterwelt, aber vorher muss er unser Problem lösen.

Sokrates: Da kann vermutlich nur mein Freund Hippokrates weiterhelfen.

Hippokrates eilt herbei.

Sokrates: Wie heilt man, lieber Hippokrates, einen Patienten wie diesen (zeigt auf die Fleischkugel), der weder krank ist noch geheilt werden will? Man kann ihn ja nicht zwingen zu seinem Heil.

Hippocrates: Ich sehe zwar keinen Patienten sondern nur eine Fleischkugel. Grundsätzlich ist es so: Ein Patient der nicht will, dass er gesund wird, den behandelt man nicht.

Sokrates: Wieso nicht?

Hippocrates: Weil das Nichtwollen auch ein Wille ist, den wir respektieren müssen.

Tyrann: Du gibst ihn also verloren?

Hippocrates: Nein, ich kann nur hoffen dass er aus sich selber wieder zu sich kommt.

Sokrates: Hoffen? Das heisst du betest für den Patienten?

Hippokrates: Nein. Ich halte mich völlig raus.

Sokrates: Wieso denn?

Hippokrates: Ich kann ja nicht ohne Zustimmung des Patienten für ihn beten.

Tyrann: Aber warum nicht, wenn es ihm eventuell hilft?

Hippokrates: Weil er nicht will, dass man ihm hilft. Es ist also eine Missachtung seines Willens, wenn man für ihn betet.

Tyrann: Aber weshalb soll jemand etwas dagegen haben, wenn man für ihn betet?

Hippokrates: Vielleicht weil er an die evidenzbasierte Heilwirkung von Gebeten nicht glaubt. Oder weil es ihn beleidigt, wenn Barbaren ihre Götzen anrufen, um einen Atheiner zu heilen.

Tyrann: Aber, wie soll er denn ohne Hilfe gesund werden?

Hippokrates: Es kann sein, dass sein Körper wach wird und im Traum seine Lebenskraft zu ihm spricht, so wie wir Asklepiaden es in Schlaftherapien zu tun pflegen.

Sokrates ist bei den letzten Worten abgeschlichen. Er verschwindet nach rechts. Verlässt die Szene. Man sieht ihn nicht mehr.

- Tyrann: Aber wenn der Kranke sagt, er sei nicht krank, sondern die, die sagen, er sei krank, seien krank, was dann?
- Hippokrates: Das ist eben seine Einstellung, seine Meinung und Haltung. Das muss man kzeptieren, selbst wenn man es für völlig falsch hält.
- Tyrann: Dann stehen wir also dem Zerfall der Athener ohnmächtig gegenüber und können nichts tun, solange uns niemand um Hilfe bittet.
- Hippokrates: Ja, meist dann, wenn es bereits zu spät ist.
- Tyrann: Sterbebegleitung.
- Hippokrates: Manchmal bringen Nahtoderlebnisse die Menschen wieder zurück ins Leben.
- Tyrann: Schöne Aussichten. Aber wozu hat denn das Orakel gesagt Sokrates könne uns helfen.
- Hippokrates: Keine Ahnung. Ich bin nicht das Orakel.

Der Feldherr stürzt herein. Er fuchtelt mit den Armen. Hat sein Schwert gezückt.

- Feldherr: (alarmiert) Es gibt einen Aufstand, grosser Obertyrann. Alarm!
- Tyrann: (schaut um sich): Wo ist Sokrates?
- Feldherr: Eben!
- Tyrann: Eben was?
- Feldherr: Er sitzt auf der Agora und redet mit den Leuten. Einige haben ihn erkannt und jetzt hat sich herum gesprochen, dass der tote Sokrates auferstanden ist. Und man fragt sich wie das denn ginge. Davon habe man ihnen noch

nie erzählt, dass es möglich sei, Tote aus der Unterwelt freizukaufen. Was das denn koste, und so weiter.

Tyrann: Bringt Sokrates sofort hierher!

Feldherr: Das geht nicht.

Tyrann: Weshalb nicht?

Feldherr: Die Aufständischen haben ihn als Geisel genommen.

Tyrann: Als Geisel für was?

Feldherr: Sokrates hat alles ausgeplaudert. Ihr kennt ihn ja. Dass er hier sei, um das Problem der Halben zu lösen, und dann kamen die Halben auch dazu und es gab ein vulkanisches Palaver, weil auch die Halben wissen wollten, wie es denn nun sei mit der Unterwelt und ob man da auch wieder rauskomme, wenn man wolle und wie das gehe und was es koste und so weiter.

Tyrann: Und die Übüs?

Feldherr: Sie sind gerade an einem Netzwerkmeeting in Davos. Gamerparty. Sie verstehen.

Tyrann: Nicht zwar, aber egal.

Tyrann: Bringt den Anführer der Aufständischen her!

Ein paar Soldaten kommen. Sie eskortieren den Anführer der Aufständischen, zwei grosse Halbe halten Sokrates fest (ich weiss zwar nicht wie, und mit welchen Fingern, aber egal ..).

Aristo: Stillos! Sie?

Tyrann: Sie kennen den Anführer der Aufständischen?

Aristo: Ja, es ist Stillos, unser Theaterabwart.

- Stillos: Der bin ich. Wir haben Sokrates als Geisel genommen, weil wir verlangen, dass man uns eine Garantie gibt, dass auch wir von den Toten auferstehen dürfen, wenn wir wollen.
- Tyrann: Aber das ist ein Missverständnis. Er ist nicht auferstanden. Wir haben Sokrates nur ausgeliehen von Hades. Urlaub. Verstehst Du? Er muss sofort wieder zurück in die Unterwelt, weil wir sonst im Sommer erfrieren.
- Stillos: Auf solche Klimalügen fallen wir nicht herein! Ausserdem glauben wir dem Obertyrannen kein Wort. Von wegen Unterwelturlaub und so! Wir wissen dass sie uns verheimlichen, dass wir gar nicht für immer sterben, sondern dass wir auferstehen können. Wie Sokrates. Er ist es nämlich zweifelsfrei. Er ist Sokrates, derjenige, den wir vor vier Jahren hinrichten liessen; der den Schierlingsbecher trank, starb und den wir beerdigt haben. Und jetzt steht er wieder da. Wir möchten wissen wie das geht?

Stillos wendet sich zum Publikum

- Stillos: Wir haben doch ein Recht dazu. Nicht wahr? Versteht ihr doch, Leute? Das ist kein Theater. Das ist wirklich Sokrates. Der echte. Er ist auferstanden von den Toten.

Chor der Halben:

Man hat uns angelogen.
Mit dem Narrativ, der Unterwelt,
wo wir ewig sein werden nach dem Tod.

Bla Bla Blah. Dabei steht Sokrates da.

Er ist von den Toten auferstanden.

Man hat uns angelogen.

Wir fordern weitgehende Garantien.

Aristo: Stillos hör auf! Schnauze! Wir sind hier im Theater. Die Leute im Publikum sind hierhergekommen um eine Komödie des berühmtesten Komödiendichters Griechenlands zu genießen. Du, Stillos bist hier ein kleiner, unbedeutender, austauschbarer Theaterabwart. Wie kannst du meinen, dass man dir glaubt, wenn du behauptest dieser Mann da sei der echte, auferstandene Sokrates. Es ist einfach ein Schauspieler. Jeder Trottel weiss das.

Stillos: Nein. Es ist der von den toten auferstandene Sokrates. Der Echte, richtige Sokrates.

Tyrann: Leute! Bitte! Beruhigt euch. Wie auch immer. Jedenfalls war es nicht Sokrates, der zu uns in die Oberwelt zurück wollte. Stimmts, Sokrates?

Sokrates: Ja, das habe ich ja auch immer betont. Selbst wenn ich gewollt hätte wieder in die Oberwelt zurück zu kommen, dann sicher nicht zu euch Vollidioten von Bürgern Athens, die ihr mich zu unrecht zum Tod verurteilt habt. Aber sie glauben mir nicht!

Tyrann: Lasst es mich erklären. Es war so: Die Regierung hat das Orakel befragt und dann, als es hiess nur Sokrates könne helfen, haben wir Hades gebeten Sokrates temporär freizugeben, damit er uns vom Problem der

Verblödung und Verkrüppelung der Athener Bürger erlösen kann.

Stillos: Ich habe aber eher das Gefühl, dass seit Sokrates' Tod hier die Verblödung noch zugenommen hat. Er hat ja nicht mal ein Handy, um mit den Übüs zu reden.

Tyrann: Wir wollen nicht ewig streiten. Die Zeit drängt und die nächste Kaltfront naht. Was fordert ihr, Abwart Stillos, für die Freilassung von Sokrates?

Stillos: Wir wollen erstens wissen, was da wirklich abgeht mit der Auferstehung; wer wieder rauskommt aus der Unterwelt, und wer nicht, wieso und was das kostet. Und zweitens verlangen wir dieselben Auferstehungsrechte für alle Bürger, ausser für die Übüs.

Tyrann: Warum nicht auch die Übüs?

Stillos: Sie finden Auferstehung unnütz, weil sie sagen sie hätten den Tod längst überwunden mit einem genetischen Update und seien selber unsterbliche Götter geworden.

Tyrann: Und was sagt Zeus dazu?

Stillos: Wen interessiert? Die Übüs glauben nicht an Zeus. Sie glauben eigentlich nur an das, was sie selber sagen.

Tyrann: Und wie soll diese Garantie denn aussehen, die ihr verlangt?

Stillos: Ein schriftliches Dokument über die Auferstehung, wo klipp und klar drin steht, dass jeder Athener Bürger wieder auferstehen kann, wenn er will und dass

Unerwartet erscheint am linken Rand der Orchestra ein mannshoher Fuss aus rosarotem, latexartigem Gummituch. Ein Bein ist nicht dran.

Der Fuss geht aufrecht auf der Ferse. Unten sind die nackten Füsslein des Schauspielers zu sehen. Die grosse Zehe ist das Gesicht des Fusses. Die anderen vier Zehen reihen sich schlaff daran an. Der Fuss trägt mit zwei dünnen Ärmchen, die sich an der Seite der grossen Zehe befinden, eine lange Stange, an deren oberem Ende ein sechseckiger Stern prangt. Hinter der grossen Zehe ist die schwere Nackenplatte eines hornigen Zehennagels befestigt. Alle schauen stumm und überrascht zu, wie der Fuss daher tippelt und dabei mit seinem Stern winkt.

Fuss1: Ich hätte da eine Anmerkung zu machen zur Auferstehung.

Feldherr.: Was fällt dir ein, rüdiger Stinkfuss, unangemeldet hier herein zu platzen in wichtige Staatsgeschäfte?

Fuss1: Ich darf das. Von Amtes wegen.

Tyrann: Was für ein Amt?

Fuss1: Anwaltlich für das Publikum. Ich bin eine Fussnote und ich merke an, dass Auferstehung in christlichem Sinne sich wesentlich unterscheidet von Reinkarnation. Und auch von Metempsychose. Das wird aber hier im Text unterschlagen. Es wird nur geredet davon, dass es nach dem Tod noch weitergeht, so, als ob man, wie in einem Computerspiel, gerespawnt wird. Also, Wiedergeburt in dieselbe Welt als dieselbe Person.

Feldherr: Bis Du fertig, ungewaschene Fussnote?

Tyrann: Woher kommt dieser besserwisserische Wikipedes?

In diesem Moment erscheint eine zweite Fussnote.

Fuss2: Anmerkung zu Fussnoten. Fussnoten erscheinen in Texten, die erklärungsbedürftig sind oder unklar. Fussnoten sind hilfreich für das Publikum des Textes,

weil sie zum besseren Verständnis des Ganzen beitragen, oder auf weiterführende Texte oder auf weitere Zusammenhänge hinweisen.

Sokrates: (Zur ersten Fussnote): Interessante Bemerkung, verehrte Fussnote. Woher kommt dieses seltsame Wort "gerischpont", oder wie hiess das Wort, das ich noch nie gehört habe, schon wieder?

Fuss1: Ge – re- spawnt oder Re – ge – spawnt.

Sokrates: Genau das meinte ich, ja. Was heisst das?

Fuss1: Ich kann das nicht sagen, weil ich als Fussnote zu mir selber keine Fussnote machen kann.

Sokrates : Aha!

Eine dritte Fussnote erscheint. Alle schauen ihr entgeistert entgegen.

Alle: Nein, nicht noch ein Linkfuss.

Fuss3: Anmerkung zu ge – re spawnt. Ge-re-spawnt ist ein eingedeutschtes Fachwort aus dem Englischen, das in vielen Computerspielen verwendet wird. Die Wurzel ist das englische Wort to spawn: Laichen, ablaichen; meist verwendet für das Brutgeschäft von Lurchen, Amphibien und Fischen. To spawn heisst in allgemeinerer Bedeutung auch einfach reproduzieren. In der Computerszene meint man mit re-spawn, wiederablaichen, dass die Spielfigur, die gestorben ist, wieder abgelaicht wird, also wiederaufersteht, ins Leben zurück kommt, beim selben Spielstand, vielleicht etwas zuvor, also vor dem Todeseintritt, und von da an mit denselben Eigenschaften weiter lebt und weiter spielen darf. Rerspawning ist eine Art Wiederauferstehung ohne Verlust der im letzten Leben erkämpften Errungenschaften.

Fuss1: Die Fussnote will damit sagen, dass wegen der Respawning Wiedergeburt, Spielzustände über den Tod der Spielfigur hinaus weiter ret ..

Fuss3: (Zu Fussnote 1) Ich bitte Dich, Fussnote. Du überschreitest deine Befugnisse als Fussnote. Es steht Dir nicht zu, Anmerkungen von anderen Fussnoten zu kommentieren.

Sokrates: Das heisst aber, dass man mit dem Respawning der gestorbenen Spielfigur in einem Computerspiel gar nicht mehr sterben und gar nicht mehr verlieren kann. Man ist dann sozusagen unsterblich wegen dem Respawning.

Fuss1 : Ja

Fuss2: Das habe ich ja gesagt.

Fuss3: Genau

Fuss4: Das heisst ja gerespawnt.

Sokrates: Nicht unbedingt. Bei Anno 1404 kann ich nämlich verlieren und sterben. Und ich muss danach wieder neu, als eine Neuer geboren und von vorne beginnen. Bei Null.

Fuss2: Da wird man ja auch nicht gerespawnt!

Sokrates: Aber Anno 1404 ist auch ein Computerspiel, sagt Danielos.

Fuss3: Ja schon, aber

Eine weitere Fussnote erscheint. Es sind jetzt schon fünf.

Fuss5: Anmerkung zu Computerspiel: Es gibt diejenigen Games, in denen man gewinnt und verliert nach den Regeln des Spieles. Jedes Spiel endet. Es gibt aber auch

Endlosspiele, wo der Spieler nie stirbt, respektive immer wieder gerespawnt wird. Und es gibt Spiele, die erst zu Ende sind, wenn das Spiel sagt, dass man gewonnen hat, oder man es unterbricht.

Sokrates: Bei Anno 1404 kann ich sogar selber einstellen, wie ich verlieren oder gewinnen will und unter welchen Voraussetzungen das Spiel zu Ende ist, oder nicht.

Fuss3: Das ist interessant, dazu sollte man eine Fussnote machen.

Sokrates: Unter welchem Stichwort?

Fuss6: Anno 1404 zum Beispiel. In diesem Aufbau-Strategie-spiel lassen sich Sterblichkeits - und Unsterblichkeitsverhältnisse auf Wunsch einstellen. Der Spieler wählt also selber seinen Unsterblichkeitsstatus. Er kann zwischen leichtem Spiel und schwierigem Spiel entscheiden, mit und ohne Naturkatastrophen, mit und ohne Piraten, Seuchen, Spionage Stürmen, Vulkanausbrüchen, und so weiter. Wählbares Schicksal.

Mit viel Gepolter sprengt ein Mann wütend in die Bühnenmitte:

Mann: Halt! Halt !! Genug! Es reicht! Was redet ihr da! Raus mit euch! Fussnoten!/? (tippt sich an die Stirne) Spinnt ihr! Anno 1404? Spinnt ihr!

Der Mann schubst die sechs verängstigt zusammen gerückten Fussnoten zur Seite und will sie aus der Orchestra verscheuchen. Er droht mit Ohrfeigen. Dieser Zuschauer, der die Bühne gestürmt hat, ist derjenige Aristophanes, der zuvor im Publikum sass mit dem Führer und Diogenes. Er ist heimlich und ungehindert auf die Bühne gelangt.

Aristophanes: (Zum Publikum gewandt) Was klatscht und lacht ihr wie die Irren? Habt ihr jemals in einer Komödie gesehen, dass Fussnoten auftreten?

Eine Stimme aus dem Publikum: „In Komödien von Aristophanes schon. Da ist jeder Irrsinn möglich!“ Applaus, Gekreische. Bravo! Genau!

Aristophanes: (Mit einer Ohrfeigengeste zum Publikum, aber lächelnd) Was seid ihr bloss für ein verdorbenes Volk, liebe Athener. Bei euch gefällt es mir.

Aristophanes dreht sich zur Schauspieltruppe, die als Grüppchen etwas verdattert und ratlos beisammen steht. Der Feldherr tritt vor.

Feldherr: Wer bist Du, der da hinein platzt. Du kommst in meinem Text nicht vor?

Chor der Halben: (Zu der Melodie von Strangers in the night)

Weeeeer bist Du, Freeeemmd ...

Wer bist Du, Fremder?

Aristophanes: Ich bin der richtige Aristophanes.

Sokrates: Bist du gerespawnt, oder lebst Du von früher her?

Aristophanes: Mein lieber Sokrates. Hast du es noch immer nicht begriffen, alter Mann? Das hier ist ein Komödienstück, nicht das Leben. Wir reden von Literatur, Kunst, Aufführung. Die Künste können alles.

Sokrates: Ich bin nicht Sokrates. Ich bin nur ein Schauspieler des Goldoni Ensembles.

Aristophanes: Aber vorher hast du das Gegenteil behauptet. Nicht wahr? Du hast gesagt, dass Du es bist. Und, dass du von Hades in den Urlaub entlassen wurdest, um die Verblödung der Athener aufzuhalten.

Sokrates: Ja aber ...

Aristophanes: Schnauze !! Halt die Klappe!

Aristophanes wendet sich an den Schauspieler der Aristophanes spielt.

Aristophanes: Was ist mit Dir?

Aristo: Ich bin Aristophanes.

Aristophanes: Freut mich. Ich auch.

Aristo: Ich heiße aber Marcello Distratto.

Aristophanes: Du bist ein Lügner!

Aristo: Wieso?

Aristophanes: Weil du gesagt hast du seist Aristophanes. Das bin aber ich.

Aristo: Aber der Autor dieser Komödie ist seit 2000 Jahren tot.

Aristophanes: Ach ja?

Diogenes: (Zur Bühne hinauf brüllend aus der ersten Reihe des Theatersaals) Komm runter Aristophanes! Das bringt nichts! Lass sie weiter spielen!

Führer: Mach jetzt kein Theater, Aristophanes!!

Aristophanes: (Von der Bühne herab zum Führer) Hast Du keine Ohren, Führer? Ich habe schon gesagt, Führer, dass dies kein verdammtes Theater ist, sondern eine heilige Komödie.

Chor der Halben: Wir wollen keine Zeit verlieren.
Wir wollen weiter machen.

Zwei Securities erscheinen auf der Bühne, führen Aristophanes ab.

Aristophanes: Spinnt ihr! Fussnoten zur Auferstehung! Wer kommt auf eine solche kranke Idee. Ihr seid alle

verrückt geworden! Spinner!

Es gibt einen Zwischenvorhang unter dem Gejohle des Publikums. Der Vorhang geht aber gleich wieder hoch. Die Fussnoten sind verschwunden. Aristophanes wird in den Saal zurückgeführt und setzt sich neben Diogenes und dem Führer auf seinen Platz. Die Schauspieltruppe nimmt ihre Positionen ein.

Der Feldherr stürmt hinein. Er flüstert dem Tyrannen etwas ins Ohr. Der Tyrann hebt die Hand. Bittet um Ruhe.

Tyrann: Ruhe! Hört zu! Es ist gerade etwas Schreckliches passiert. Etwas, was die Lage völlig verändert.

Stillos: Wie verändert?

Tyrann: Hades hat von unserem Gerede vernommen. Sein Geduldfaden ist gerissen. Er hat die Unterwelt dicht gemacht.

Ein Aufschrei geht durch Chor und Anwesende.

Chor: Was heisst das?

Können wir jetzt nicht mehr sterben, weil die Unterwelt geschlossen ist? Was heisst dicht gemacht? Lässt er keinen rein, oder keinen mehr raus?

Stillos: Dicht? Was heisst dicht gemacht?

Feldherr: Er lässt niemanden rein.

Tyrann: Wartet! Es gibt noch Hoffnung. Vorläufig gilt der Shutout nur für Halbe und Übüs.

- Stillos: Woher wisst ihr das?
- Feldherr: Verstorbene Halbe und Übüs wurden abgewiesen bei den Eintrittsformalitäten. Die Totenrichter Minos, Rhadamanthys und Aiakos haben gesagt, das seien keine richtigen Toten, Fake-Verstorbene.
- Stillos: Aber warum nicht?
- Feldherr: Weil sie vor ihrem Tod nicht gelebt haben.
- Stillos: So ein Blödsinn.
- Feldherr: Jedenfalls wurden Übüs und Halbe abgewiesen und ausgeschafft, zurück über den Styx und nun irren sie als Tote Übüs und Tote Halbe durch die Strassen Athens und wissen nicht wohin sie gehen sollen. Wir haben die Zombies eingesammelt und in der Leichtathletikanlage festgesetzt. Aber da können sie nicht ewig bleiben.
- Stillos: Wer's glaubt. Das sind doch alles bloss Ablenkungsmanöver. Wir werden nicht aufgeben. Eine Abweisung unserer Toten durch die Unterwelt akzeptieren wir nicht als Auferstehung. Erst wenn man in der Unterwelt war, kann man aus ihr auferstehen und nicht wenn man gar nicht hineinkommt, wenn man gestorben ist.
- Tyrann: Ich finde, wir sollten diese Details später regeln. Ich bitte euch, dass ihr, Stillos, mit Sokrates und seinen Anhängern meinewegen, dieses Garantiedokument ausarbeitet und wir werden dann sehen, ob Hades das akzeptieren wird, damit wir Sokrates so rasch als möglich zurückbringen können. Denn wenn Hades seine Unterwelt verriegelt, kann ja auch Sokrates nicht zurück. Gott, ist das kompliziert!

Stillos: Wir sind in einer halben Stunde zurück.

Abmarsch von Stillos, Sokrates und den begleitenden Halben.

Der Chor der Halben hebt an: Oh ihr armen verstorbenen Übüs und Halben. Wie könnt ihr auferstehen, wenn ihr gar nie in der Unterwelt wart? Oh, Leid und doppeltes Sterbensleid. Der Tod ist ja noch unsicherer als das Leben! Es muss eine Garantie geben, dass es mit der Auferstehung nach dem Tod weiter geht, schriftlich, sofort.

Eine Gruppe von schwarz gekleideten Halben und russigen Übüs kriecht, rollt und humpelt von links im Zeitlupentempo über die Orchestra. Ein schauerlicher Anblick; unterstützt vom Heulen des Chores.

Feldherr. Es gibt einfach zu viele Halbe und zuviele Übüs, Tyrann, die sterben und wieder zu uns abgeschoben werden. Was machen wir denn nun mit denen?

Tyrann: Ich schlage vor wir bauen ein paar neue Verwaltungsgebäude und lassen die toten Halben und die toten Übüs da in den Büros wohnen. Da haben sie nichts zu tun. Und sie richten keinen Schaden an. Niemand wird merken, dass es Tote sind.

Aristophanes: Die Pointe könnte von mir sein. Aber die Wirklichkeit hat uns leider längst überholt. Die Verwaltung ist

seit Jahren zu einer Notunterwelt für leblose Seelen geworden, die im Zwischenreich zwischen Lebendigen und Toten stecken geblieben sind. Aber nun müssen wir Beschimpfung der Bürokraten etwas abkürzen, damit ihr euch, verehrtes Publikum nicht langweilt und wir zu den gewerkschaftlich vereinbarten Zeiten aufhören, aufräumen und nach hause gehen können.

Hippokrates kommt herein, lesend in einem Buch.

Hippokrates: Das Garantiedokument wurde geschrieben. Ein richtiges Buch wurde es. Man hat darin Vieles von Anderen und von Früher geklaut und darin festgeschrieben, das jeder stirbt aber dann wieder aufersteht. Eigentlich etwas Unvorstellbares nicht wahr? Wozu soll man denn sterben, wenn man eh wieder aufersteht? Das Sterben kann man sich dann doch sparen, Oder? Aber egal. Die Bürger haben es geglaubt und es hat gewirkt. Die Athener waren ziemlich zufrieden. Es ist ja nur ein Papier mit etwas Tinte. Und wenn es hilft bin ich der erste, der mit sowas zufrieden ist.

Er liest etwas weiter. Geht ab nach links.

Tyrann: Es sind noch viele Fragen offen. Aber man hat das sauber so abgeschlossen, dass niemand danach fragt: Zum Beispiel: Was passiert eigentlich, wenn jemand auferstanden ist? Stirbt er denn dann nicht mehr? Und wie kann man sterben als Auferstandener? Man ist ja doch

eigentlich schon tot gewesen? Und es bringt ja gar nichts nochmals zu krepieren wenn man eh wieder auferstehen wird. Ich weiss ich wiederhole mich. Schwierige Fragen. Auch die Geiselnnehmer von Sokrates haben schnell gemerkt, dass die Drohung, ihn umzubringen, falls man nicht diese Auferstehungsgarantie unterschreibe, obsolet ist, weil er ja von den Toten schon auferstanden ist, was ja heisst dass er wiederbelebt ist, und dass, wenn man ihn töten würde, er ja sofort wieder in die Unterwelt käme, was man doch verhindern will mit der Geiselnahme, also muss man schauen dass die Geisel um jeden Preis am Leben bleibt, weil sondern jetzt habe ich den Faden verloren.

Aristophanes: Eigentlich nur das grauenhafte Winterwetter hat nach ein paar Tagen die Athener unruhig gemacht. Ob vielleicht doch etwas daran sein könnte, dachten sie, dass es damit zu tun hat, dass Persephone solange bei Hades ist bis der tote und auferstandene Sokrates in der Unterwelt zurück ist von seinem Urlaub. Und eine Lösung haben wir noch nicht für das Problem des infektiösen Gedankens, der den grauenhaft fortschrittlichen Zerfall der Bürger verursacht. Aber ich kann euch noch verraten was Hippokrates, unser Oberheiler, dazu anriet. Er sagte ...

Da erscheint Hippokrates wieder, mit dem Buch in der Hand.

Hippokrates: Darf ich das bitte selber sagen, Aristophanes? Wir sind ja hier in einem Theater und nicht in einer Märchenstunde. Sonst kannst du in Zukunft deine Komödien vorlesen und dann sparen wir uns die horrenden Ausgaben für mein Honorar.

Aristophanes: Aber bitte doch. Hippokrates, du Grösster aller Heiler.

Hippokrates: Nun, meine Diagnose für die Halben und Übüs lautet so: Es ist eine einvernehmliche Degenerierung durch Nichtgebrauch. Die Natur merkt sofort, dass man sinnlose Ressourcenverschwendungen von Futter sparen kann und baut ab. So wie man bei einem eingegipsten Arm in zwei Wochen die Hälfte der Muskelmasse verliert, gilt das für Hirn, für Ohren, Beine, Augen und alles. In den USA gibt es jetzt zwanzig Prozent sekundäre Analphabeten, weil die seit dem Schulabgang nie mehr lesen und schreiben mussten. Die Verblödung seht ihr täglich in den Medien, in der Politik, aber nur dann, wenn ihr selber nicht verblödet seid. Zwingen kann man niemanden dagegen etwas zu tun. Der Patient muss es wollen. Hatten wir schon. Aber einer meiner wichtigsten Lehrsätze lautet: Non nocere. Also dass man einem Patienten nur helfen kann, wenn man das, was ihn schädigt, von ihm fernhält. Und deshalb kommen wir nun zu meinem Lösungsvorschlag: Ich glaube nämlich, dass die Stadt un-

sere Bürger schädigt mit ihrem Angebot. Also habe ich dem Tyrannen vorgeschlagen, dass wir die Stadt Athen versuchsweise für einen Monat dicht machen. Aber nicht so, dass wir die Leute in den Lockdown schicken, was ja eine Blödheit ist, weil es doch genau das fördern würde, was den Bürgern schadet. Nein, wir machen es genau umgekehrt, also so, dass wir die Bürger in die Wälder und auf's Land schicken. Nach draussen. Da können sie wieder lernen ihren Kopf zu gebrauchen, ihre Hände und Füße und wir werden sehen, ob sich in ihnen wieder eine Lebenskraft regt, die sie aufrichtet zu ganzen Menschen. Oder nicht.

Ende des Dritten Aktes



DIE HALBEN - 4. AKT

Verschollene Komödie von Aristophanes ca 395 v. Christus.

Was bisher geschah: Eine fürchterliche Degenerierung der Bürger schwächt die Polis der Athener. Die Pythia von Delphi orakelt, dass nur Sokrates helfen kann. Dieser wurde aber vier Jahre zuvor von seinen Mitbürgern zum Tod verurteilt und hingerichtet. Also schickt man eine Delegation zu Hades, um ihn zu bitten Sokrates temporär aus der Unterwelt zu beurlauben. Als dies geschehen ist, verlangen jedoch die Athener, dass sie auch eine Garantie erhalten, wieder auferstehen zu können. Worauf Hades erzürnt die Unterwelt dicht macht. Hippokrates vermutet, dass es die Stadt ist, die den Bürgern nicht gut tut und schickt sie für einen Monat probetalber in eine Survival-Therapie. Die Stadt wird dicht gemacht. Alle werden in die Wälder und aufs Land ausgesperrt.

Personen:

Kurxlos:	Der Tyrann
Boetitekunostos:	Feldherr
Sokrates:	spielt sich selber
Prostatos:	Marktschreier

Ort: Im Wald vor der Stadt Athen. Der Tyrann in Fellmantel und Fellmütze hält sich warm, indem er hin und her trappelt. Der Feldherr eilt zu ihm.

- Feldherr: Hier ist der Lagebericht!
- Tyrann: Sprich, Feldherr Boeitekunstos. Was gibt's Neues?
- Feldherr: Es sind heute insgesamt 35 Bürger erfroren, darunter zwölf Halbe, die zu den Exponenten der Klimademonstranten gehören. Die gefrorenen Übüs haben wir an Mc-Donalds verkauft. Die Landbewohner und die Waldbewohner sind in den Streik getreten. Sie behaupten, dass die Halben und Übüs die Kältewelle erzeugt haben, die die Ernte zerstört. Sie haben ihre Arbeit niedergelegt. Sie sind eben abergläubisch.
- Tyrann: Was heisst das?
- Feldherr: Sie streiken. Sie produzieren nichts mehr. Die Märkte sind leer.
- Tyrann: Und was verlangen sie?
- Feldherr: Dass sofort alle Halben und alle Übüs wieder in die Stadt zurückkehren und die arbeitende Bevölkerung auf dem Land in Ruhe lassen.
- Tyrann: Wieso dies? Sie können doch mithelfen.
- Feldherr: Davon verstehen sie aber nichts. Man sagt, sie seien eine schlimmere Plage in der Landwirtschaft und in der Forstarbeit als Maiszünsler, Blattwanzen und Borkenkäfer zusammen. Sie seien für nichts zu gebrauchen. Sie quatschen nur rum und machen sich wichtig.
- Tyrann: Und was tun wir jetzt? Hat denn die Wald-Therapie bisher keine Besserung bewirkt?
- Feldherr: Bei einigen schon.
- Tyrann: Prima, dann ist der Trend zur Verblödung unserer Bürger also gebrochen?

- Feldherr: Nicht ganz.
- Tyrann: Weshalb nicht?
- Feldherr: Die Geheilten haben sich der Landbevölkerung angeschlossen und wollen gar nicht mehr in die Stadt zurück.
- Tyrann: Und warum nicht?
- Feldherr: Weil dorthin nur Halbe und Übüs wollen.
- Tyrann: Okay.
- Feldherr: Wir haben nur noch eine Chance, um Athen zu retten
- Tyrann: Sag es rasch!
- Feldherr: Wir lassen die Übüs und die Halben in die Stadt zurück gehen, machen einen Lockdown, damit sie nicht raus können, und nicht weiter die produktive Landbevölkerung an ihrer Arbeit hindern .. und aehhm .. und ...
- Tyrann: Rücken sie raus!
- Feldherr: Wir müssen Sokrates nochmals umbringen, damit er als Toter in die Unterwelt zurückgeht, Persephone wieder in die Oberwelt kommt, es wieder warm wird. Und dann der Spuk vorbei ist.
- Tyrann: Eine geniale Idee.

Wie üblich im klassischen, griechischen Theater, finden blutige Gräueltaten hinter dem Vorhang der Szene statt. Man hört Schreie, Geflüche, Geräusche und Blut spritzt an den Vorhang. Die Leiche von Sokrates wird danach durch die Orchestra, rechts aus der Szene geschleift. Der Tyrann erscheint und steckt zufrieden sein Schwert in die Scheide. Der Feldherr klopft ihm auf die Schulter.

Tyrann: Ab morgen wird es schönes Wetter geben.
Feldherr: So ist es.
Tyrann: Leider sind wir aber damit nicht weiter als vorher.
Feldherr: Auch wahr. In der Stadt sind nun nur noch Übüs, Halbe und die von der Unterwelt zurückgewiesenen Beamten.
Tyrann: Und sie, Feldherr?
Feldherr: Ich werde schauen, ob ich mit gesunden Burschen der Baumfäller und Kuhhirten doch noch eine schlagkräftige kleine Truppe zusammen stellen kann.

Während des Lageberichtes ist unbeachtet von Tyrann und Feldherr Sokrates gemütlich und langsam von links in die Orchestra spaziert.

Feldherr: (sieht Sokrates) Ja zum Geier! Hört denn das mit der Auferstehung nie auf!
Tyrann: Sokrates? Du bist doch tot!
Sokrates: Ja, aber Hades liess mich nicht in die Unterwelt.
Feldherr: Warum nicht?
Sokrates: Er ist sauer wegen dem Gerede über meine Auferstehung.
Tyrann: Was genau hat er denn gesagt?
Sokrates: Such Dir dein eigenes Jenseits.
Feldherr: Aber wir haben kein eigenes Jenseits.

In diesem Moment tritt der Marketingexperte Prostatos auf. Stolz und zielgerichtet schreitet er in die Mitte der Orchestra und baut sich vor den drei Männern auf.

- Prostatos: Dann müssen wir eben ein eigenes Jenseits erfinden.
- Tyrann: Du kommst wie gerufen, Prostatos, unser Marketingberater.
- Feldherr: Wie denn ein neues Jenseits erfinden?
- Prostatos: Indem wir eines abkupfern. Es gibt ja genügend Vorlagen für Jenseitse.
- Tyrann: Darf man das im Plural sagen? Jenseitse?
- Prostatos: Jede Religion hat eins. Und Religionen gibt es viele. Jedenfalls können wir aus der Vielzahl der vorhandenen Jenseitse, aus den Mythen der anderen, uns bequem ein neues, eigenes zusammen schustern. Zum Beispiel wie die Ägypter. Man verbuddelt den Pharaos in einer Pyramide und sagt, er werde da von einem Schiff abgeholt. Oder wie bei den Kelten, die ins Walhalla aufsteigen, bei den Muslims zu den zwölf Jungfrauen, bei den Christen wahlweise in die Hölle oder ins Paradies wo Milch und Honig fließen.
- Tyrann: Aber wir sind keine Ägypter und auch keine Muslims. Auserdem gibts es Muslims noch gar nicht, weil die erst 600 nach Christus erfunden werden.
- Feldherr: Nach was?
- Tyrann: Nach Christus.
- Prostatos: Ja, den Christus gibt es heute auch noch nicht, erst in vierhundert Jahren.
- Feldherr: Teufelskerle. Was ihr alles wisst!
- Tyrann: Ich hab's verstanden: Wer wir sind, das ist egal. Wir müssen den Leuten einfach irgendetwas erzählen, was sie beruhigt. Wir haben jetzt die verstorbenen Seelen

ja in unserem Beamtenapparat untergebracht. Wenn diese fragen: "Was machen wir hier eigentlich? Wozu sind wir hier und nicht in der Unterwelt?" Dann müssen wir natürlich etwas Vernünftiges antworten:

Feldherr: Aber was?

Prostatos: Wir müssen ihnen sagen, dass sie eben zu den besonders Auserwählten gehören, die nicht in die Verdammnis der Hölle müssen sondern dass sie als heilige Beamte in den Himmel aufgestiegen sind, als Belohnung für ihr rechtschaffenes Leben und weil sie so furchtbar fruchtbar waren und sich vermehrt haben.

Feldherr: Aber das wird denen doch auf die Länge langweilig.

Prostatos: Die sind dafür gemacht. Sie geniessen die Langweile. Es sind Halbe und Übüs. Die Langweile ist ihr Paradies. Nichts tun, nicht wissen worum es geht, abbauen.

Tyrann: Und wer erledigt für uns die bürokratische Arbeit, wenn wir unsere Ämter mit den Schatten von toten Halben und toten Übüs füllen, die aus der Unterwelt ausgeschafft wurden?

Sokrates: Die Frage könnte von mir sein. Vielleicht haben wir uns bisher getäuscht. Wir haben zuviel erwartet von Bürokratie und Verwaltung und sehen ihren Nutzen falsch.

Tyrann: Wie falsch?

Sokrates: Sie sind doch mit sich selber sehr zufrieden. Sie finden, dass sie eine tolle Arbeit machen. Sie fühlen sich als Förderer von Gemeinsinn und Fortschritt. Sie meinen, sie seien die Hüter von Recht und Ordnung. Sie loben sich gegenseitig für ihr perfektes Funktionieren. Sie

sind überzeugt, das Fundament des Staates zu sein.
Sie halten sich für unersetzlich.

Tyrann: Und jetzt?

Prostatos: Und jetzt was? Das ist es: Die Bürokratie findet sich
super. Sie repräsentieren das gesunde Selbstbewusst-
sein des Staates.

Tyrann: Aber es sind doch nur Schatten von toten Halben und
Übüs die von der Unterwelt zurückgewiesen wurden.

Feldherr: Und es werden mehr und mehr.

Sokrates: Eben!

Ende des vierten und letzten Aktes

Der Vorhang fällt. Wobei es im griechischen Theater ja keinen Vor-
hang gibt zwischen Orchestra und Publikum, sondern nur hier in
Venedig im Teatro Goldoni.



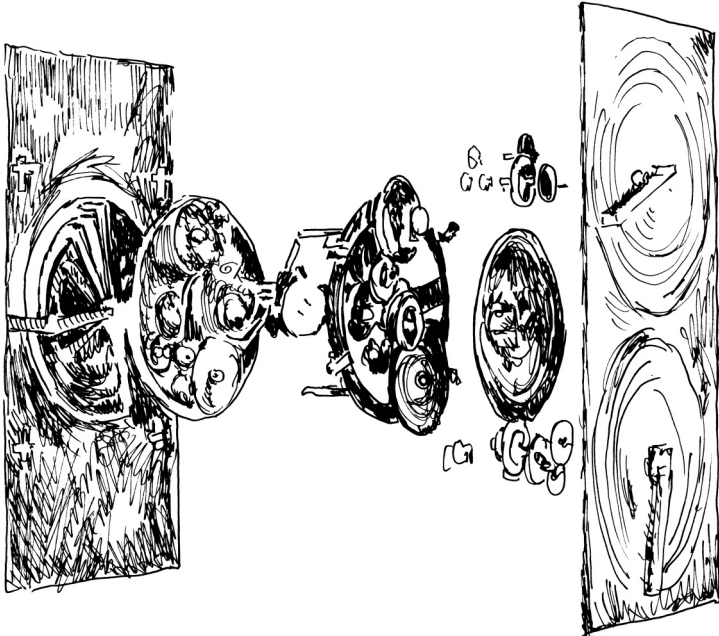
DIE STADT ALS HABITAT

Ob Venedig, Rom, Babylon, Athen, Konstantinopel, New York, Berlin, Wien, Jerusalem – unsere Geschichtschreibung ist eine Historie von Städten. Warum? Weil nur in den Städten geschrieben wird. Die Schrift herrscht nicht im Stall von Bethlehem. Es gibt kein Ikea-Büchergestell neben der Futterkrippe. Schrift ist eine urbane Erfindung. In der Schrift lobt sich die Stadt selber für ihre Kultur. Und sie meint mit dem narzisstischen Sich-Selbst-auf-die-Schulter-Klopfen den Aufstieg des Menschen in eine höhere Sphäre erreicht zu haben. Hochkultur. Aber natürlich nur des städtischen, schriftkundigen Menschen. Nur für Bürger der Städte.

Es drängt die urbane Kaste mächtig sich zu verewigen als geistige Elite in Schrift, Medien, Missionierung. Aber sind Städte wirklich menschliche Habitate? Darüber wird seit Menschengedenken gestritten. Es scheint, dass es ohne Städte kein Bedürfnis gegeben hätte nach einer Schrift. Jedenfalls gibt es für Eskimos keinen Grund eine Schrift zu erfinden, weil sie keine Städte gründen. Jeder kennt jeden in den Iglus und Zelten. Es muss weder Anonymität überwunden, noch Misstrauen gegen Unbekannte beschwichtigt werden mit Aufzeichnungen, der Magie der Schrift.

Für die Lappen gibt es bis heute keinen Grund das Rad zu erfinden, weil es da keine Strassen gibt, sondern eben Skier besser sind. Der Grund weshalb die so blitzgescheiten Griechen keine Computer erfunden haben, war ganz einfach der, dass sie keine benötigen haben. Sie konnten selber rechnen. Wir haben heute in unserem überheblichen und anmassenden Getue immer das Gefühl, dass der Grund, weshalb die Ägypter keine Dampfmaschine oder Gasturbinen erfunden haben, derjenige sei, dass eben die Ägypter noch etwas blöd und nicht so weit und so hoch und so vorwärts gekommen waren wie wir

heute. Da kann man nur lachen. Schauen sie sich den Apparat von Antikythera an, diese geniale Planetenmaschine die fast 3000 Jahre alt ist.



Rekonstruktion des Mechanismus von Antikythera, nach dem Modell des Computerhistorikers Allan G. Bromley von 1991. 82 Teile dieser Planetenuhr wurden 1900 nahe der griechischen Insel Antikythera gefunden, im Wrack eines Schiffes, das um 60 vor Christus gesunken war. Niemand hatte bis dahin geglaubt dass technisch dermassen hochkomplexe Apparate in der Antike gebaut werden konnten, noch kennt man ein historisches Dokument, in welchem ein solches Gerät erwähnt wird. Bis zur Neuzeit meinte man gar, dass die hochstehende Philosophie der Griechen keinerlei praktische Bedeutung gehabt habe. Es handelt sich beim Apparat von Antikythera um einen analogen Rechner, der die Stellungen der Planeten und der Sonne und des Mondes zu jeder beliebigen Zeit berechnen, vorhersagen und anzeigen kann.

Wahrscheinlich wurde der Mechanismus von Antikythera von Archimedes von Syracus entwickelt. In einer Stadt, logischerweise, weil man nur in der Stadt Geld hatte für solche Spinnereien, und eine Arbeitsteilung etabliert war, die es erlaubte, für gewisse Dinge geniale Mathematiker anzuheuern, Himmelsbeobachter, Berufs-Priester, die das Narrativ des Habitates verwalteten und falls nötig mit Gewalt und Pomp durchsetzten.

Die Stadt ist für die meisten Menschen bis ins 19. Jahrhundert nicht ein Habitat. Es waren wenige, die in Städten wohnten, oder sich dort verschanzten, bis die landlosen Arbeitermassen die urbane Bourgeoisie störten, als sie wegen den Fabriken in die Agglomerationen gelockt und da in Wohnställe eingepfercht wurden. Vorher lebten die produktiven Menschen auf dem Land und lieferten lediglich ihre Waren in der Stadt ab. Sie füllten die Märkte, stellten Soldaten. Die Stadt war eine Art Burg und in Kriegszeiten Zufluchtsort für die Landbevölkerung, mit einer Akropolis, der Fluchtburg in der Mitte, dem letzten Kern der Verteidigung des gerade vorherrschenden Narrativs gegen andere Narrative und deren Krieger.

Für das Szenario der streitsüchtigen Rechthaberei urbaner Narrative ist Jerusalem ein eindrückliches Beispiel. Diese Stadt ist bis heute umkämpft von Narrativen von Juden, Kopten, Katholiken, Griechisch Orthodoxen, Russisch Orthodoxen, Sunniten, Schiiten, Maltesern, Kreuzrittern und aber auch von säkularen Narrativen von Zionisten, Amerikanern, Palästinensern, Iranern, Arabern, Europäern, Russen, Transhumanisten, usw. Sie alle beanspruchen Jerusalem als "Ihre" Stadt. Die Vollkommene eben. Jerusalem. Interessant sind Erzählungen zum Namen Jerusalem. Seit vom 3. Jahrtausend vor Christus bekannt aus ägyptischen Dokumenten als Urusalum oder Yrusalim, was soviel bedeuten soll wie "Gründung des Salim", der eine Gottheit der Abenddämmerung der Kanaaaniter gewesen sein soll, der

Ureinwohner des Gebietes des heutigen Israel bis ins 13. Jahrhundert vor Christus. Dann aber, erzählt man, wurde der Name nicht mehr verstanden, weil die Schalim genannte Gottheit nicht mehr verehrt wurde und man aus Yruschalim die Abkürzung Salem machte und darin das hebräische Wort Shalom für Friede hörte. Deshalb wurde Jersusalem die Stadt des Friedens. Davidstadt wurde Jerusalem ebenfalls genannt, wobei der Name David heisst: 'Der von Gott Geliebte'. Man hört aus all diesen Stadtbezeichnungen die Hoffnungen und Erwartungen an Erlösung, die mit Jersusalem, der guten Stadt, verbunden werden. Sie ist das gemauerte Herz einer Vorstellung, dass man in ihrem Schosse dem Gott, den Göttern, der Unsterblichkeit und der Überwindung aller irdischen Beschränktheit, dem Ewigen, nah ist. Eine Urfantasie des Urbanen. Sie will, dass der Mensch in der Bündelung seiner irdischen, zeitlichen Kräfte und der Opferung seines Überflusses, mit titanischen, urbanen Werken für die Götter, seine eigene Unsterblichkeit erringt und erbaut: mit Pyramiden, Tempeln, Opfern, Verschwendung menschlicher Lebensenergie für materiell gewordene Narrative von kollektiver Selbstüberwindung. Die Stadt als menschenfressender Götze. Als narzisstische Anbetung von Selbstgemachtem.

Nicht zu übersehen ist die Prunksucht und der krankhafte Wahn zur Selbstvergötterung in der Stadt. Ausgesprochen wurde diese erschreckende Diagnose immer nur vom Rand der Gesellschaft her, vom Abschaum, den Untersten, denen, die Babylon eine Hure nannten, Rom auch, Sodom sowieso, Orte wo Verderbte hausen und Gott deshalb entschied sie zu vernichten. Es ist bemerkenswert, dass der biblische Gott eine so kultur- und fortschrittskritische Einstellung besass gegenüber der Stadt als Habitat für den Menschen. Vielleicht weil nicht nur den Ägyptern klar war, dass man Pyramiden nur bauen

kann, wenn man das Umland aussaugt, Sklaven beschäftigt, oder heute eben "Angestellte" und "Beamte" jeder Art, egal ob sie für Lohn, Fron, Karma oder Geburtsschuld schufteten. Der Vatikan, die grösste Götzenfigur urbanisierter Religiosität, hat Selbstzweifel mit Scheiterhaufen für Häretiker und mit grandiosem Pomp seines Klerus therapiert. Die Petrusstadt ist ein leuchtendes Juwel in der Krone faschistoider Reichsfantasien, und zugleich fahlgraue Bleikammer von Ungerechtigkeit und Unmenschlichkeit. Die Stadt spaltet das Habitat einer menschlichen Gemeinschaft in diejenigen, die zehren, die Städter, und diejenigen, die sie ernähren, alle anderen. Statt Zusammenarbeit, gibt es Geld und Galgen.

Das ist bei Venedig genau so. Vergöttert wird der Glanz dieser Stadt für galante Profiteure und verdrängt ihre Pechnase für die elenden Ausgesaugten, Verlierer und die ins Ghetto eingesperrten Juden. Zu wem willst Du gehören, wenn du die Wahl hast? Zu den Profiteuren, oder zu den Ausgebeuteten und denen, die in den Ghetto-Lockdown geschickt werden? Dumme Frage, nicht wahr? Es zieht alle in die Stadt, weil sie meinen, zu den Gewinnern zu zählen. Und weil da nur Sauger wohnen, gehen Städte immer unter, weil Gott Pech und Schwefel regnen lässt. Wie in Sodom. Oder die Sintflut schickt, oder das Jahr 536, das wir bis heute verdrängen, weil es in historischer Zeit stattfand und Schriftgelehrte es nicht mögen, wenn die Welt entstädtert wird wegen zufälliger Katastrophen. Das finden sie doof. Die Natur als Spielverderber der Kultur.

Warum haben wir nicht gelernt eine geordnete Stadtflucht als Option für ein ausserstädtisches, menschliches Habitat zu wagen? Hinaus aufs Land? Warum nicht? Der Mensch wartet lieber aufs Desaster. Learning the hard way. Das ist zwar auch Learning. Aber nur, wenn man sich danach erinnern mag, was vorgefallen war. Genau damit aber happert es der gängigen Historie, weil sie nur eine städti-

sche sein will. Das Ländliche, die natürliche Wildheit des Menschen kommt nur irrtümlich in Gefühl und Ahnung weiter. Es ist vernünftig, die offizielle Geschichtsschreibung misstrauischen zu betrachten. Am besten als ein selbstreferentielles, urbanes Kuscheltuch der Städter, die in ihrer Macht und Bequemlichkeit gefangen sind.

Aber schön ist letztlich, dass Menschlichkeit trotz allem ganz sicher weiter kommt. Das sehen wir, wenn wir es sehen wollen, denn auch nach dem vernichtenden, historischen Jahre 536 nach Christus, und nach der prähistorischen Explosion des Thera Vulkans auf Santorin 1613 vor Christus, der die minoische Hochkultur beendete, geht es dennoch weiter. Allerdings nicht in den Städten. Der Mensch findet immer wieder zu sich, selbst mit der Erfahrung tragischer Verirrungen in immer wiederkehrenden urbanen Phantasmen von Transhumanismus.

Der wohlfeile Kitsch von Venedig ist ein parfümiertes Trostpflaster für eine eitrige Wunde. Es dekoriert den Gestank von Menschenverachtung von welchem die parasitären Existenzen der Händler abhängen. Auch mit den betörendsten Essenzen, erotischen Maskeraden, Lustspielen und bunten Federboas ist der zweifelhafte Geruch des Vampirismus nicht aus dem Weg zu schaffen. Man muss sich mit dem Albtraum arrangieren, und lässt sich das Unbehagen mit unterhaltsamen Kulturanmassungen betäuben.

Wie wollen wir jetzt weiter kommen in einer Schweiz wo 95 Prozent der Bewohner in einer Stadt leben, 80 Prozent vom Staat abhängen und die anderen auf einem GPS gesteuerten Traktor sitzen während 75 Prozent der lebenswichtigen Güter aus dem Ausland kommen, wohin wir auch 75 Prozent unserer Umweltschmutzung, unsere Belastungen, unserer humanitäre Verantwortung und unser schlechtes Gewissen ausgelagert haben, die Scheuklappen motieren

und dazu noch die die grünrosarote Brille der Weltretter aufsetzen? Wie soll das gehen? Diese Schweiz darf untergehen. Zu ihrem Guten. Sie muss wieder von Neuem Habitat für Menschen werden. Aber wie?

Was ist mit Venedig? Was soll werden aus dieser Traumdestination für den domestizierten Menschen, der nicht zurück will in seine Wildheit. Er träumt in Venedig die Utopie von der guten Stadt. Er meint damit das friedliche, vollkommene, zwanglose, wohl geordnete, vertrauensvolle, geborgene, kontrollierte, angenehme, naturferne Zusammensein der Menschen in einem ewig währenden, urbanen Paradies ohne Ausbeutung. Dream on.

Kulturentwicklung sehe ich so, dass der Mensch die Natur als Habitat zurück weist, sich in Höhlen und später in Häusern auf Lichtungen domestiziert und schliesslich in Städten sein Kulturziel verwirklicht sieht; einen eigenen, gerechten Raum ohne Natur selber zu organisieren. Dabei erlebt der Mensch, dass die urbane Abkapselung seine eigene Natur nicht überwinden kann, diese überall hin mitkommt, auch auf den Mond und Mars. Auf solche Weise psychologisiert, ist die Stadt Ausdruck der Kultur einer Weigerung sich mit der eigenen Natur zu versöhnen. Darf man hier nicht Natur gerade mit Schicksal gleich setzen? Wohl schon. Die Natur wird zum Feindbild, zum ungerechten, unbestellten und undurchschaubaren Geschick und die Stadtkultur erscheint demgegenüber wie ein trotziger Gegentwurf zum Schicksal. Die Stadt wird Habitatsfantasie für ein Leben ausserhalb des Schicksals; selbstbestimmt, planbar, gerecht. Dasjenige, was bei Sigmund Freud als Unbehagen und Schuldgefühl der verstäderten Menschen auftaucht, sind die berechtigten Zweifel, ob das Bewusstsein als Habitatskonstrukteur der Stadt nicht Wesentliches der Natur des Menschen zu seinem Unglück verdrängt und unterdrückt.

In Krisen setzt eine innere Gegenbewegung ein, eine Wiedernäherung an die Natur und an das Schicksal. Die Versöhnung mit dem Kulturbruch des Urbanen öffnet einen neuen Weg. Aber nicht so sehr für das Äussere, nicht für Öffentlichkeit von Staat und Gesellschaft, die im Kern urban bleiben, sondern für das Persönliche, Private, Familiäre. Diese Abwendung des an seiner Urbanität verzweifelten und von ihr enttäuschten Menschen, nehmen die Kulturverwalter der Stadt als Verrat wahr und versuchen die flüchtenden Bürger im sozialen Konstrukt gefangen zu halten und fest zu nageln. So wird eine Kulturstadt plötzlich als Ort von Zwang und Unfreiheit wahrgenommen, weil sie die Stadtfucht vereitelt durch die völlige Versklavung und Entmündigung des Landlosen in sozialen Fürsorgestrukturen.

Rom konnte zuletzt seine Bürger nur in der Stadt halten, indem sie diese gratis versorgte und im Kolosseum und in der Pferderennbahn gratis unterhielt bei Brot und Spielen, solange, bis endlich das betrügerische Schneeballsystem der Ausbeutung der Kolonien zusammen brach. Soweit sind wir heute wieder mit Bürgergeld, bedingungslosem Grundeinkommen, Helikoptergeld, Börse und Spekulation. Aus der Verdrängung solcher historischer Erfahrungen stammt der absurde Trieb heutiger städtischer Gemeinwesen, bei aller Verschwenducht, sich selber Nachhaltigkeit, Ressourcenschonung, Unabhängigkeit und Autarkie einzureden und auf die Fahnen zu schreiben. False flags. Um jeden Preis. Was man als typisch grün-urbane Neurose bezeichnen kann, die jeder nüchternere Betrachtung der wirklichen Verhältnisse Hohn spottet. Doch jetzt herrscht Angst, dass eine Erinnerung an die Wildheit des Menschen wach werden könnte, an sein Behagen in der Unkultur, und eine Gegenkultur aufbricht, ein neuer gesellschaftlicher Umsturz: Hippies, Jugendunruhen, Aufstände, Punks, Ravers. Die Jugend wird zum Ätzbad für hohl gewordene Autoritäten, die ihre Ohnmacht und

Lächerlichkeit entlarven indem sie sich orientierungslos nur noch auf ihr blindes Gewaltmonopol stützen.

Zuletzt schafft es eine zum Fehlhabitat gewordene Kulturstadt nur noch, ihre Bürger zu mobilisieren, indem sie die Realität rethorisch verdreht und alle Werte auf den Kopf stellt. Sie stigmatisiert ihre konstruktiven Kritiker als asoziale Banditen und Nazis, die die städtischen Errungenschaften der Solidaritätskultur vernichten möchten. Sie wirft ihren Gegnern genau das vor, was sie selber an ihren Bürgern verbrechen. Statt an Gerechtigkeit, Gesetz und freiheitlicher Ordnung festzuhalten, schmeisst die Grünstadt alles hin angeblich in einem Kriegszustand, zur Verteidigung ihrer hehren Errungenschaften von Wohlstand, die es gar nie gab, jedenfalls nicht in einem ganzheitlichen Sinn, sondern immer egomanisch für sich selber, indem man an fern produzierten Gütern der Landbevölkerung parasitiert ohne jede Dankbarkeit; im Gegenteil sogar: Mit Verachtung und Überheblichkeit und Anmassung von Auserwähltheit auf ihre Mitmenschen und Ernährer herab schaut und spuckt. Es ist ein Hass, den die Städter ganz ähnlich auch auf ihren eigenen Körper applizieren. Im Grunde genommen hasst der postmoderne Städter den letzten Rest von Natur an sich. Er hasst seinen Körper, der ihm ermöglicht zu existieren. Deutlich sieht man dies an der Art, wie er seinen Körper pflegt: Mit Modifikationen, Umwandlungen, Tattoos, Kostümierung, Botox, Umbau, Toupees, Operationen, Makeup und Übertünchungen mit Parfum, Waschzwang und Impfhysterie. Der Urbane will raus aus seinem Körper. Er will weg in eigenen Vorstellungen, Flucht in Richtung Verstädterung, in virtuelle Habitate, in der die Kultur angeblich Schicksal selber herstellt. Transhumanismus eben.

In der Stadt ist zuviel Stickstoff, aber zu wenig Luft zum Atmen. Stattdessen schürt der urbane Naturflüchtling Panik wegen des Problems des Kohlenstoffs, der nichts anderes ist als der Urstoff des Le-

bens und der Natur auf dem Planeten. Geht raus! In den Garten. An die Sonne! Nicht zum Krebs in die Höhle.

Der Mensch ist ein seltsames Wesen. Wenn ihm eine Einsicht unangenehm ist, neigt er zu mythologischem Denken. Realist will er nur sein, wenn das, was er sich unter Realität vorstellt, ihm das angenehme Gefühl gibt, recht zu haben. Ein Beispiel für eine solche utilitaristische, mythologische Selbstverklärung ist die Stadt. Dass sie nur auf Ausbeutung fusst, die als Kultur und Fortschritt und Auserwähltheit vertuscht wird, verdrängt der urbane Parasit. Er ist lieber Mitglied bei einer Kirche, bei Amnesty International, WWF und Greenpeace, um sein schlechtes Gewissen zu beruhigen und zu verdrängen, dass er selber schleunigst seinen Lebensstil ändern müsste, wenn er sein Versagen gemessen an eigenen moralischen Maßstäben ernst nimmt. Für die, die nicht umkehren möchten, gibt es nur noch einen Ausweg. Nach vorne: Wenn der Mensch zu seiner Amoralität oder Übermoralität stehen würde, müsste er aber konsequent, mit Nietzsche gesprochen, sich selbst vergöttern, ein Gott werden, für den es weder Gut noch Böse gibt. Weil er die Maßstäbe selber setzt. Je nachdem.

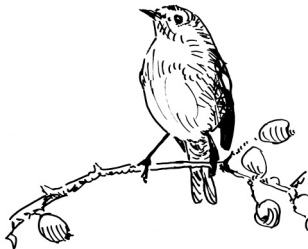
Dem Übermenschen ist Moral egal. Recht ist, was er tut. Er schafft Gesetze indem er Macht ausübt. Heilsarmee, Rotes Kreuz und Hungerhilfe sind moderne Ablasshändler des feigen Profiteurs, der seine kannibalischen Beutezüge immunisieren aber weiterführen möchte, indem er andern das Morden und Schlechtsein verbietet. Aber weil man sich nicht los wird, auch mit Drogen nur auf Zeit, nagt der Zweifel in jedem weiter, ob das gut gehen kann. Nietzsche würde sagen, es fehlt an Souveränität, wenn man ein schlechtes Gewissen hat. Und das hat etwas. Man merkt doch, dass einer irgendwie zittert, weil er Geld spendet für die, die er zugleich aussaugt. Aber der Mut zu seiner Unmoral zu stehen, das ist womöglich das,

was Nietzsche meinte, was nur wenige aus dem Pöbel schaffen und deshalb nur wenige zu Übermenschen werden. Nämlich eigentlich nur der Abschaum der Randständigen, und unter ihnen nur ganz Wenige denen es behagt in Unkultur.

Die Stadt ist ein Komfort, der nicht komfortabel ist. Weil wir wissen, dass sie ungerecht ist und dass wir es bei uns ändern müssen. Der Stallgeruch muss weg. Das ist die neurotische Stadtwelt, die Freud beschreibt in seinem Buch "Das Unbehagen in der Kultur". Er wollte sein Essay ursprünglich betiteln "Das Unglück in der Kultur." Aber soweit wollte er denn doch nicht gehen.

Die immer neurotischer und verstärkter werdenden Europäer des 19. und 20 Jahrhunderts haben, wie um Freud zu widerlegen, verbissen weiter nach einer glücklichen Stadt gesucht und sie sich in Venedig erschaffen. Sie haben die Lagunenstadt zu einer romantischen, unschuldigen Urbanität umetikettiert. Das konnte aber erst geschehen, als es das lebendige Venedig nicht mehr gab; eine pietätslose kulturhistorische Leichenschändung der besonderen Art.

Das metaphysische Konstrukt der Stadt als Raum des gewollten Schicksals zwingt seine Bürger in den Schwarm. Der Verzicht auf Freiheit ist das Opfer, das Stadtschwärmer für ihr Heilsnarrativ erbringen müssen; eine Zwangsabgabe für Neurosen von Kulturfetischisten.



Der Führer - Teil 5

Auf der Piazzaterrasse des Restaurants Convivio, Venedig: Diogenes, Aristophanes und der Führer haben sich hingesetzt. Bestellen Kaffee. Nebenan sitzt Danielos an einem Tisch. Er ist gerade mit dem Schattenspiel auf seinem Tisch beschäftigt.

Führer: Habt ihr die Kritik gelesen über das Theaterstück von vorgestern?

Aristophanes: Komödie heisst das, nicht Theater.

Führer: Vernichtend, diese Kritik. Vernichtend.

Diogenes (zum Kellner). Habt ihr denn Corriere hier?

Kellner: Was ist das?

Diogenes: Die Zeitung von Venedig.

Kellner: Zeitung, was ist das?

Diogenes: Da, wo drin steht was los ist.

Kellner: Ah, ja. Klar.

Der Kellner bringt die Speisekarte.

Diogenes: Dann hole ich eben eine. (Steht auf und verschwindet)

Aristophanes: Ich fand diese Verhuzung meiner Komödie stellenweise unerträglich.

Führer: An welchen Stellen denn?

Aristophanes: Übers Ganze gesehen einfach dieser falsche Eindruck die Bürger seien das Opfer einer falschen Politik der Stadt. Und dass die Politik die Probleme der Bürger lösen kann, lösen soll und also das Wohlergehen der

Athener von ihren Führern abhängt. Das ist doch gerade diese kranke Haltung, die zum Zerfall führt. Das habe ich herausgearbeitet, vor allem in der Parabase, die man gestrichen hat. Das ist unverzeihlich. Das ist nicht mehr mein Stück, sondern da wurden nur schillernde Ölflecken meiner Scherze und Kapriolen unverstanden von einem Blatt abgelesen.

Führer: Parabase? Das Wort habe ich noch nie gehört.

Aristophanes: Ach komm. Das bringt doch nichts, dies zu erklären.

Führer: Versuch es trotzdem.

Aristophanes: Es ist die Speisekarte.

Führer: Wie?

Aristophanes: Da wo drin steht was los ist.

Diogenes: Hier: Der Corriere di Venezia. Richtig happig. Ich hab schon kurz reingelesen.

Führer: Gib her. Lies vor.

Aristophanes: Lies!

Diogenes: Komödie als Strafaufgabe? Das ist der Titel. Mit Fragezeichen. Der Lead darunter: Niedergang des unterhaltsamen, venezianischen Komödientheaters zur Spielwiese unfähiger Kuratoren mit ihrem belanglosen propagandistischen Getue unter dem dürftigen Schleier von Humor, Esprit und Lebenswitz.

Aristophanes: Das gefällt mir. Da trieft der Saft richtig raus aus dem Grillschinken.

Führer: Unerhört! Dass man sowas Krasses schreiben darf in Venedig.

Aristophanes: Lies weiter.

Diogenes: Der Artikel ist zu lange. Zuerst geht es um die Subventionen der Stadt, dass das Theater mit Millionen renoviert wurde, die nichts brachten und dann das Programm so defizitär wurde, dass man weitere Kuratoren anstellte und Gratisbillette an die Beamten der Stadt verteilte, denn in der Stadt gab es ja gar keine Bürger mehr, die waren alle längst weg gezogen aufs Festland. Und so weiter. Lokalpolitik. Da geht es gar nicht um das Stück. Spannend wird es im zweiten Abschnitt. Ich zitiere: "Schade, dass unsere Kultur so zu Grunde gehen muss, indem wir uns über Menschen lustig machen, die an Fettleibigkeit leiden und dann erst noch die Stadt dafür verantwortlich machen, dass die Leute krank wurden. Statt sich für Politik stark zu machen, und für diejenigen, die helfen, werden Opfer beschimpft und verunglimpft. Soll das lustig sein?"

Aristophanes: Das ist sehr trefflich ausgedrückt. Das kommt daher, dass man mein Stück so verhunzt hat

Diogenes: Es geht so weiter im Text: "Es zeigt wieder einmal wie es in die Hosen geht, wenn man unverständene griechische Komödien-Legenden für obskure und abwegige Phantasien instrumentalisiert. Es wäre schön, statt solcher kruder Hetzunterhaltung wieder einmal etwas von unseren Goldoni und Gozzi auf die Bühne zu bringen, wo man lachen darf selbst dann, wenn man nicht dem finsternen Kreis der anarchischen Poesiebeamten angehört, die gerade das kulturelle Rückgrat der Lagunenstadt zerstören. Von daher ist zu verstehen, weshalb sich die Commune aus der

Staatsfinanzierung des Theaters zurück gezogen hat. Die Schauspieler haben sich nichts zu Schulden kommen lassen. Sie haben mein Mitleid, dass sie vor solch magere Textkost gesetzt wurden. Auch die Bühnenbildner haben für das jammernde Lustspiel eine prächtige Kulisse gestaltet. Es sah bunt und blumig aus wie bei einem frischen Grab. Vermutlich hat den Aufführenden auch der trostspendende Applaus gegolten, der trotz beklemmender Belehrungskomik ab und zu zu hören war.

Führer: Unerhört! Dass man sowas Krasses schreiben darf in Venedig.

Aristophanes: Krass? Warum krass? Das stimmt doch Wort für Wort.

Führer: Das meine ich ja mit krass.

Aristophanes: Krass.

Diogenes: Der Schluss lautet so: "Warum schreibt ein Journalist eine Kritik über ein Theaterstück, das so abseits jeder Kritikwürdigkeit liegt? "

Aristophanes: Gute Frage. Und jetzt ?

Diogenes: Wart doch. Es kommt ja gleich: "Bedenken sie, verehrte Leserinnen und Leser, dass ich als Journalist ein Rügerecht besitze, genau so wie es in den alten griechischen Komödien den Dichtern zugestanden wurde, oder noch heute in gewissen Karnevals der Rügebrauch lebt zum Beispiel im Schweizerischen Basel, wo die Fasnachtleri noch nicht zum affirmativen Geblödel und Kommerzkitsch verkommen ist, wie bei uns im manierten Venedig; in Basel, wo der heilige Ernst der Rüge aus dem Volk an die Versager ihrer Führer geschützt

wird, und man wegen den Masken frei und ungestraft reden kann, wer immer man ist.

Aristophanes: (Applaudiert). Bravo! Das wäre ein guter Komödiendichter geworden bei uns.

Führer: Es macht mir fast ein bisschen Angst, dass sowas ungestraft geschrieben werden darf heutzutage. Undenkbar, dass sich unter meiner Aegide sich jemand solcher Krassheiten erdreistet hätte.

Diogenes: Vielleicht heute schon. Du bist ja seit drei Tagen tot und gestern beerdigt worden.

Danielos: Entschuldigen sie bitte. Darf ich mich vom Nebentisch her kurz einschalten.

Diogenes: Wenn sie mir nicht in der Sonne stehen, jederzeit.

Danielos: Ich habe gehört von dem Theaterstück. Ist es "Die Halben" von Aristophanes.

Aristophanes: Das bin ich, Aristophanes.

Danielos: Ah, ja. Genau. Wir kennen uns doch noch von Delphi her. Entschuldige, dass ich dich nicht erkannt habe.

Aristophanes: Ich kann das Stück leider nicht empfehlen, Danielos, weil es nicht von mir ist. Es wurde entstellt durch Verbesserungen. Wie immer.

Danielos: Das hab ich mitbekommen. Aber ich habe nun soeben vernommen, dass der Artikel den ihr zitiert, ein Skandal ist: Der Journalist wurde entlassen. Er hat sich heute umgebracht. Er hat Selbstmord gemacht mit einem Betäubungsmittel und einem schwarzen Abfallsack über dem Kopf.

Führer: Ich hab's mir genau so gedacht. Das wäre bei uns auch

so gelaufen.

Diogenes: Und warum hat man ihn entlassen?

Danielos: Angeblich weil er den Karneval Venedigs beleidigt hat und die heilige Kirche des Stadtbeschützers, des Löwenapostels Markus. Der Chefredaktor des Corriere hat sich entschuldigt bei seinen Lesern mit den Worten: "Hätten wir nicht Eichenstämme in den Sumpf und in den Schlamm unserer seichten Lagune gerammt, wie wäre unsere Freiheit bewahrt gewesen gegen solche Stänkerer, die uns das Glück des Schicksal missgönnen, Venedig zu sein, die Stadt, die es nicht geben darf. Und die es trotzdem gibt."

Aristophanes: Dass er von Freiheit so reden kann und zugleich seinen tapferen Kritiker entlässt, ist faszinierend.

Führer: Ehrlichkeit ist eben eine Art Blindgänger. Besser man geht nicht zu nah ran. Man entschärft Ehrlichkeit am besten, indem man sie lächerlich macht.

Aristophanes: Man soll Ehrlichkeit nicht entschärfen. Sie soll einschlagen in die Lügen und Bumm! machen.

Führer: So macht man Krieg mit Ehrlichkeit.

Aristophanes: Nein, den Krieg macht man mit den Lügen, die die Ehrlichkeit entschärfen möchten.

Diogenes: So kann man das auch sehen

Aristophanes: Ausserdem kann man Ehrlichkeit mit Lächerlichkeit nicht zerstören. Im Gegenteil. Das ist doch gerade der Job der Komödie: Sie geht solange gegen die Ehrlichkeit an mit Lächerlichem, bis das letzte bisschen Unehrlichkeit von der Ehrlichkeit abfällt und sie nackt und

stolz da steht.

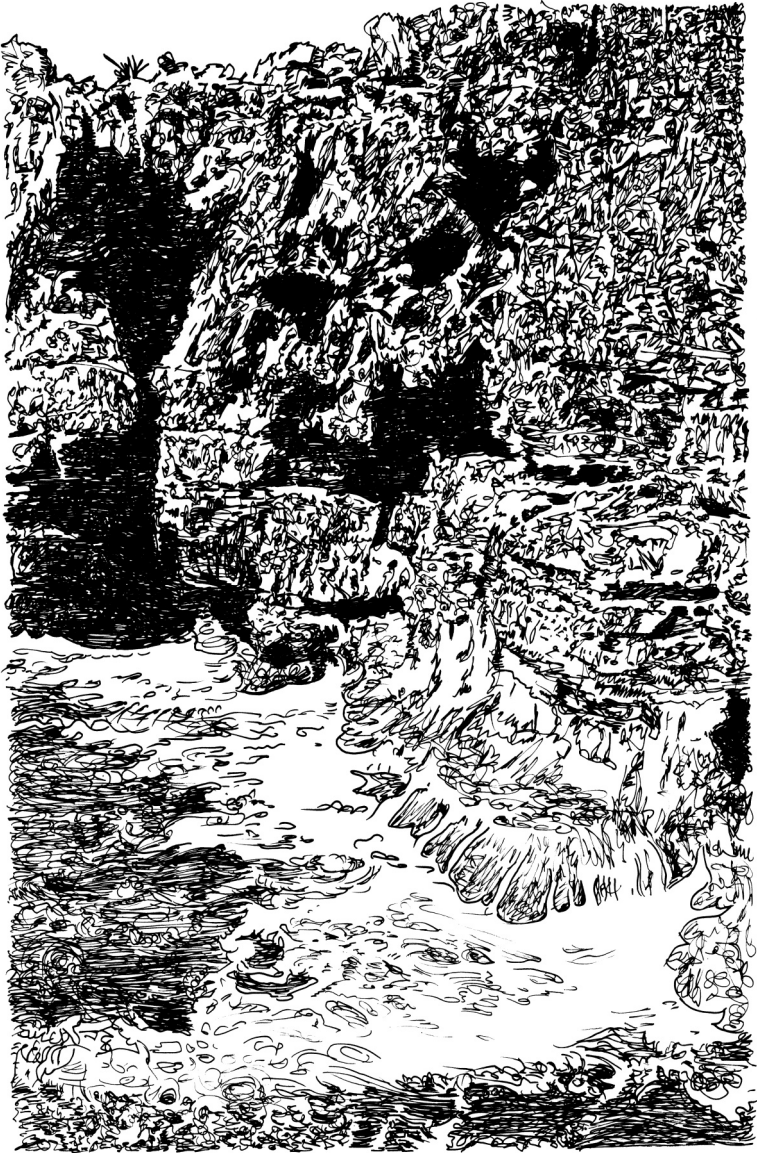
Danielos: Hast Du ein Modell dafür?

Aristophanes: Du hast es doch stets vor Augen, Danielos, und suchst es immer auf.

Danielos: Wie und wo?

Aristophanes: Am Meer. Bei den Felsen. Das Meer will nicht an die Felsen branden, damit die Felsen zu Wasser werden. Nein, im Gegenteil: Das Meer will, dass Felsen richtige Felsen werden und sich ganz von ihrem Wässrigen befreien.

Diogenes: Schade, dass sich der Journalist umgebracht hat. Er war doch gerade dabei, sich zu entdecken.



KÖNIG DER SCHWEIZ

Die Pflichtbewussten sind immer die Dummen. Sieger sind immer die, die sich erfolgreich dumm stellen. Das sind "Die Halben". Und deshalb heisst die Komödie von Aristophanes ja auch so: Die Halben. Man könnte leicht dem Irrtum verfallen anzunehmen, Aristophanes sei ein Anarchist gewesen, dem es egal ist, wenn sich ein Staat selber kaputt macht, weil der Staat dann eben seine Aufgaben nicht richtig beherrscht und deshalb keine Berechtigung mehr hat, Staat zu sein, sondern in seiner Unfähigkeit nur so tut, als sei er ein Staat; mit all seinem Parlamentstheater, Wahltheater, Beamtentheater, Gerichtstheater, Polizistentheater, blasierten Heldentheater, Halbtyrannen, Hofschranzen, Speichelleckern, Günstlingen und Hintertürlern usw.. Der Staat wird zum Theater. Das Theater wird zum Staat. Ereignisse werden nur dargestellt und aufgeführt. Virtuell. Die Realität bleibt von diesem Theater nur bis zum Kassenhäuschen berührt. Und die bange Frage lautet: Wer soll jetzt für die Schauspieltruppe und für das Publikum in ihrem Staatstheater, geeignete Stücke schreiben? Wer liefert Text, für das, was sie sich aufführen? Ich stelle mir etwa so die Situation damals in Athen vor: Es gab keinen Bruch zwischen Bürgern und Staat, weil ja die Bürger den Staat bildeten, aber eben beide nicht mehr funktionierten.

Am ehesten wäre Aristophanes, wenn er in Schwamendingen oder Bümpliz gewohnt hätte, in der Schweiz, in dieser verfahrenen Situation, wohl einverstanden gewesen mit der Einführung eines Königs, den es bei den Eidgenossen bisher nie gab; dazu mit einer strikt matriarchalen Erbfolge. Dies hätte die Tatsache der völligen Beliebigkeit und Willkür zur Genüge erfüllt, um den Staat und seine Autorität so lächerlich zu machen, wie sie sich gebärden.

Es gab schon Bemühungen in Richtung helvetischer Monarchie. In Zürich beispielsweise hielt um 1880 König Pjotr Kraska an der Goldküste des Zürichsees Hofstaat und gewährte Audienzen. Er ernannte Sekretäre, Aussenminister und Herzöge.



König Pjotr Kraska im Alter. Er dankte 2015, nach 35 Jahren Regentschaft ab und verstarb 2016. Hier ist er zu sehen in seinem Thronsaal, flankiert von zwei Gemälden. Links das berühmte Readymade eines Pissoirs von Marcel Duchamps aus dem Jahre 1917. Rechts ein Readymade aus Sanitärrohren von Baroness Elsa von Freytag-Loringhoven (siehe Seite 580).

König Kraska betrieb in einem Bastelzimmer seine Reichsbank, und zeichnete eigenhändig Banknoten. Er hatte sich eine eigene königliche Freikarte zur unentgeltlichen Benutzung der königlichen, öffentlichen Verkehrsmittel von Zürich ausgestellt und regierte in tadellosem Anzug und Krawatte inmitten seiner Vasallen, vor allem in Gaststätten, wo Hochprozentiges im Umlauf war, nicht nur Alkohol, wie mir schien. Was zu Prozessen vor Gericht führte.



König Kraska um 1980 in der Zürcher Offizin seiner Reichsbank bei der Emission neuer Banknoten. Er akzeptierte die Leitwährung des Schweizer Frankens, und fügte lediglich seine königliche Validierung hinzu.

Soviel ich weiss veröffentlichte König Kraska sogar ein eigenes Hochglanz Hofmagazin, die königlichen Hofnachrichten, in denen auch seine zahlreichen Hofdamen Auftritte hatten. Das war ein Reflex auf die Jugendunruhen der 1980 er Jahre und auf den kleinkarierten Kulturkrieg der etablierten Kultur gegen die Jugend- und Popkultur. Habitatskonflikte.

Es versteht sich von selber, dass ein König in der Schweiz sich nicht selber dazu ernennen kann, wie Napoleon, Bokassa, oder der Schah von Persien. Soviel übermenschliche Anmassung würde ein Schweizer nicht wagen. Kraska war ja auch kein echter Schweizer. Das hört man, oder? Ein König der Schweiz kann nur eingesetzt werden mit Willen des Volkes, also demokratisch. Es gäbe zwar noch ein paar Hürden in der Verfassung. Aber die hat man mit Corona auch locker grundlos gekippt, also dürfte das nicht das Hauptproblem sein.

Wer soll in der Schweiz König werden dürfen? Klar: Es muss eine Lotterie dazu geben. Jeder darf soviele Lose kaufen wie er will. Derjenige, der gewinnt, ist König. Man wird für die Schweizer Königslotterie ein eigenes System erfinden: Lose können mit ID und Namensregistrierung an jedem Kiosk erworben werden. Jeder, der ein Los kauft, muss schriftlich bestätigen, dass er im Falle, dass der Hauptgewinn auf ihn fällt, das Amt annehmen wird, und alles dafür tun wird, aus eigener Kraft Nachkommen in die Welt zu setzen, die sein Erbe einst antreten können, um weitere Ziehungen zu vermeiden. In Ewigkeit. Amen.

Es wurde so gemacht, dass das erste Los einen Franken kostete, weil sich das jeder leisten konnte. Weitere Lose stiegen exponentiell im Preis. Quadratisch, um es genau zu sagen. Bei eingetragenen Paaren wurde automatisch der Partner oder die Partnerin zum Mitregenten. Bei schwulen Paaren gab es eine Doppelkönigschaft mit einem Haupt- und Nebenkönig. Bei lesbischen Paaren dasselbe. Bei transse-

xuellen Königen mit männlicher Genetik, wurde als Anrede 'das' verwendet, also 'das König'. Bei transsexuellen Königen mit weiblicher Genetik hiess es entsprechend 'das Königin. Alle weiteren Geschlechter, die man noch entdecken würde, hiessen "Dus König", also mit "dus" als neuem Personalpronomen.

Der per Los gezogene König ist Alleinherrscher. Das Parlament ist eine Art Theateraufführung. Der König kann sagen, was er will. Aber niemand muss es beachten und dann schaut man, wie es so weitergeht. Die Verfassung ist ausser Kraft gesetzt. Die Beamtenschaft ist abgeschafft. Jeder darf freiwillig noch in seinem Büro sitzen solange er kann. Aber er hat weder Befugnisse noch einen Lohn. Bezahlt werden auch die Gebäudemieten nicht mehr. Büroimmobilien werden nicht repariert. Das heisst, dass früher oder später die Verwaltungen zerfallen, in sich einstürzen, kollabieren und nur diejenigen Häuser stehen bleiben, die sinnvoll genutzt werden. Jeder ist selber verantwortlich, dass er nach den natürlichen Rechten der Menschheit handelt, von denen niemand genau weiss, wie sie ausgestaltet sind und wer dafür sorgen soll, dass sie eingehalten werden. Wenn es Konflikte gibt, dann gibt es eben Konflikte und man weiss ja allgemein wie man sie löst: Mit Krieg, Prügelei, sinnlosen Gesprächen, Palaver, Anwälten vor Richtern die nichts zu entscheiden haben und vor allem Korruption und Davos. Rechthalben wird nur noch mit Geld geregelt. Wer am meisten zahlt kann sich sein Urteil selber kaufen. Urteile werden aber weder beachtet noch publiziert. Ausserdem ist die Bezahlung schwierig, denn Geld ist abgeschafft. Jeder kann selber bestimmen, womit er bezahlt und was er als Bezahlung annimmt. Das ist jetzt genau das Milieu, in welchem "Die Halben" auftauchen, der Typ von Mensch der bei Aristophanes grell gezeichnet wird. Obschon die Halben ja eigentlich die Normalsten und Bravsten sind, die man sich vorstellen

kann. Aber ich habe jetzt gerade keine Zeit, um da noch weiterzuschreiben. Sie können sich ja bestimmt gut vorstellen, in welche Richtung es geht. Ich habe jedenfalls jetzt mein Ticket für die Rückreise von Venedig in meine Campingplatzheimat Landquart gekauft.

Nur noch soviel: Die Idee der Wahl eines Königs per Lotterie ist gar nicht so abwegig. Es gibt Leute, die behaupten, dass damit die Wahrscheinlichkeit, einen vernünftigen, gerechten und gütigen König zu bekommen, grösser wäre, als wenn die bestehenden Macht- und Erbschaftsverhältnisse entscheiden. Im alten Griechenland wurden Staatsämter per Los bestellt. Und die am längsten existierende Republik der Welt, die venezianische, hat vielleicht nur wegen ihrem höchst komplexen Wahlprozedere für den Dogen verhindert, dass Unfähige an die Staatsspitze gelangen. Von weitem sieht das Wahlverfahren des Dogen fast aus wie eine Lotterie, denn der Vorgang besteht darin, dass die venezianische Bürgerversammlung Wahlmänner wählt, die Wahlmänner wählen, die Wahlmänner wählen, die den Dogen wählen. Aber man täuscht sich, wenn man es mit dem Mischen von Spielkarten vergleicht, denn jeder Schritt der Wahlmännerwahlen war ein sozialer, persönlicher, willentlicher Entscheid mit Blick auf eine Person und eben kein Zufall.

Mit dem komplexen Wahlmännerwahl konnte Venedig verhindern, dass einflussreiche Familien ihre Clanmacht über das Ganze stellten. Nur einmal ging es schief bei einem Dogen, der als Verräter der Republik aus der Ehrenliste der venezianischen Duces gestrichen wurde. Das war der 55. Doge der Republik, Marino Falier, der am 17. April 1355 hingerichtet wurde, weil er einen verschwörerischen Umsturz geplant haben soll mit dem Ziel eine Tyrannei einzurichten.

Kreuzfahrt- Teil 4 die Flaschenpost

Fundstück der Ausgrabung von 720 nach dem grossen Blackout. Handgeschrieben mit Kugelschreiber auf einem Papier-Tischset des Kreuzfahrtschiffes "Wonders of the Sea". Ca. 2026 nach Christus.

"Hallo ihr Lieben. Mein Name ist Karl Sonderegger. Ich bin 19 Jahre alt. Ich bin Passagier der "Wonders of the Sea", die aus unerfindlichen Gründen vor zwei Wochen im offenen Meer stecken geblieben ist. Heute ist der 6. Juni 2022. Ich kann euch grad anders nicht erreichen als mit dieser Flaschenpost. Also übergebe ich diese belanglosen Zeilen dem Auftrieb einer Plastikflasche, die du gefunden hast, angeschwemmt nach einer Odyssee über die neptunischen Gefilde des Meeres. Theoretisch muss jede Flaschenpost ja irgendwann an ein Land gespült werden, wo es theoretisch jemanden gibt, der theoretisch vielleicht mit dieser Geschichte etwas anzufangen weiss. Mit dem bisschen Wissen, das ich von der Schule mitbekommen habe, scheint es mir aber unnötig, irgend jemanden um Hilfe anzuflehen. Wenn das Ausbleiben von Lebenszeichen von 2000 vermissten Passagieren nicht reicht, um eine Hilfmission zu starten, die nach drei Wochen erfolgreich ist, muss ich davon ausgehen, dass dich diese Nachricht erreicht, wenn es für mich irgendwie zu spät ist.

Überraschenderweise hat mich diese ernüchternde Einschätzung meiner Situation heute motiviert, und nicht etwa deprimiert. Die ehrliche Einsicht in meine missliche Lage hat mich nicht gelähmt und nicht dazu verführt, mich dem kosmischen Schicksals-Irrsinn zu ergeben, sondern es wurde in mir ein surrealer Widerstand geweckt, alles aufzuschreiben für genau niemanden. Also Dich.

Ich habe nicht gewünscht hier auf diesem Schiff, der "Wonders of the Sea" zu sein. Aber meine Familie fand, mir würde eine Reise gut tun und spendierte mir diese grosse Kulturreise zur bestandenen Gymnasialprüfung. Einzelzimmer, Aussendeck. Schweineteuer. Ich wusste nicht, dass meine Eltern so wohlhabend sind. Aber sie wussten, dass ich Geschichte liebe. Als Syracus plötzlich nicht stattfand, fand ich das komisch. Ich chattete und gamte ein bisschen online. Als dann auch noch Karthago ausfiel und dann das WIFI weg war: Da war ich plötzlich wach. Ich wunderte mich über mich selber, dass ich als erste spontane Reaktion zum Bordshop ging und eine Kiste Pringels und zwei Sixpacks Coca Cola Zero kaufte. WTF? Ich erkannte daran: Scheisse! Es ist nicht gut.

Kaum hatte ich meine Kabinentüre geschlossen kam die Meldung, dass wir an Bord keinen Kapitän hätten. Alles Land sei verschwunden. Ich kann das gar nicht alles wiederholen. Ist auch egal. Es gab plötzlich nur noch mich. Auf einem Schiff mit zweitausend Nasen. Nur noch mich. Ich tippte mir selber auf die Schulter und sagte zu mir vor dem Spiegel: „Das wars dann Junge. Hast du das gemerkt?“ In die Kriege, die an Bord ausbrachen zwischen Sozialen, Demokraten und Mitschwänzlern wollte ich mich nicht einmischen. Ihr Meinungsgeschacher und Geplapper widerten mich an. Mir kam es vor wie jämmerliches Gewinsel. So wie Wölfe den Mond anheulen.

Zum Glück hatte ich ein Spiel dabei, das mir meine Schwester mitgegeben hatte auf die grosse Kulturreise. Es ist eines der wenigen Computergames, die auch offline auf meinem Laptop funktionieren. Ich merkte, dass das Gamen half, den äusseren Irrsinn zu ertragen. Todesmutig stürzte ich mich in meine Spielsucht. Im Game war ich nicht allein. Ich war König von ANNO 1404 Venedig. Der venezianische Händler Giacomo Garibaldi nervte. Er wollte mich vollplappern damit, dass es bei ihm alles gäbe, aber wenn man genau hin-

schaute, gab er die Dinge, die man sich wünschte, nur frei, wenn man die eigene Bevölkerung weiter entwickle, so wie er, der Dealer, es verlangte. Ich frage mich, wozu dies gut sein, soll. Darf ein simpler Dorfbewohner, der per Zufall viel Kohle hat, nicht alles kaufen, was auf dem Markt ist? Wie kommt man dazu in diesem Spiel solche blöden Restriktionen einzubauen? Dass man zuerst vom Bauern zum Bürger aufsteigen, zuerst eine Kaplle, dann Kirche und Kathedrale bauen muss, diese ganze verschissene Karriereleiter unserer Gesellschaft, die ich beglückwünschte zu ihrem Entschluss unterzugehen. Ich will doch eine Kanone oder Kalaschnikow kaufen, wenn es mir passt und wenn ich das Geld dazu habe und nicht erst, wenn irgend ein Händler das Item für mich "freischaltet". Freiheit wird doch nicht von irgend jemandem "freigeschaltet", oder? Das sind doch kranke Ideen von diktatorischen Gesellschaften aus einem SED-Hinterbänklerbüro: Einen Trabi darfst du nur kaufen, wenn du ganz brav warst, in der SED, Parteimitglied bist und IM. Das ist die hinterfotzige Denunzianten Mentalität, oder das was die Chinesen mit ihren Sozialpunkten machen. Es ist glasklar, dass sie diese benutzen werden, um ihren Bürgersklaven Freiheiten "freizuschalten". Sind das die Gamedesigner von ANNO?

Ich versuchte tapfer Widerstand zu leisten, auf jede Art und Weise den Venezianer und sein Venedig zu versenken. Aber ich merkte: Das ist in diesem Spiel nicht vorgesehen. Nicht erlaubt. Unmöglich. Der Venezianer auf seiner Insel, auf der nichts wächst, ist von meiner Wut völlig unbeeindruckt. Er tut so, als sei er von den Dingen, von denen er profitiert, nicht im geringsten abhängig. Seine Schiffe kann man nicht versenken. Man kann nicht mal auf sie schießen. Man kann ein Handelsembargo gegen den Venezianer machen, seinen Hafen mit Kriegsschiffen blockieren, umzingeln, belagern: Null Effekt. Weder revoltieren seine Bewohner, noch geraten seine Häuser in Brand, wie das auf meiner Insel blitzartig pas-

siert, wenn Mangel herrscht. Nichts dergleichen in Venedig. Alles Pusteblume. Ich zerstörte alle Schiffe die beim Venezianer einkaufen oder Waren anliefern wollten. Nichts. Ich weiss gewiss, dass dies mit den richtigen Venezianern nichts zu tun hat, aber viel mit einem Narrativ das in diesem Spiel abgefeiert wird. Das Narrativ von der Unverwundbarkeit des globalen Handels und dass, wenn alles in die Hose geht, die Dealer immer überleben. Eine echt neurotische Idee für ein Aufbau-Strategiespiel, das sich selber lobt, ein realitätsnahes Szenario zu liefern. Gibt es einen vernünftigen Grund, die Möglichkeit auszuschliessen, dass Venezianer auch besiegt werden und Venedig auch versenkt werden kann? War das den Gamedesignern bewusst, oder wurden sie hypnotisch gesteuert von einem Daimon, oder gar dazu gezwungen? Von wem?

Ich schaffe es jedenfalls nicht in diesem Spiel Venedig zu schaden, oder auszuschalten. Obschon das wirkliche Venedig vielleicht schon längst versenkt ist. Mich hätte es jedenfalls gefreut. Nicht nur im Spiel. Danke für die grosse Kulturreise. Die letzten Tage habe ich überlebt wegen diesem blöden Spiel. Ist es das Einzige, woran man sich noch fest halten kann? Wer zum Geier schaltet mich frei. Wer?



Narrative

Der Mensch ist ein Tier, das sich selber domestiziert mit dem Glauben an Narrative. Mit der ersten Welle von Domestizierungen von Tieren und Pflanzen begann die sogenannte "Kulturgeschichte" des Menschen; die dokumentierte Bewusstheit der Herrschaft des Menschen über andere Lebewesen. Ist das schon Kultur? Dann die Nacktheit, die Scham, ein Bewusstsein, dass der Mensch, um zu herrschen, sich selber beherrschen muss. Gebote. Verstöße. Schuld.

Der Mensch hat immer andere Menschen als Tiere gesehen, die es zu domestizieren gilt. Noch heute denken viele Weisse so über Afrikaner: Es sind faule Useless People, die nur vor der Hütte sitzen. Daher gilt es sie ordentlich zu domestizieren, womit im Klartext Sklaverei gemeint ist. Um sich selber zu erklären warum man andere benutzen darf, hat der Mensch Narrative erfunden, die die Unterdrückung anderer rechtfertigen und sinnvoll erscheinen lassen sollen. Es sind im wesentlichen Narrative, um sich für das tief in der Seele empfundene Unrecht, das man tut, reinzuwaschen, zu entschuldigen. Jesus der am Kreuz gestorben ist für die Sünden aller, ist ein tragisches Beispiel dafür. Uns erscheint das gar nicht so absurd, aber fragen sie mal die Kinder, einen Inder oder einen klassischen Griechen, was er davon hält, dass der Christengott ein ausgelachter, ans Kreuz genagelter unverheirateter Gutmensch ist.

Warum brauchte es noch das Narrativ von Mohammed, dasjenige von Luther und Zwingli, Karl Marx und Mao Tsetung und Uriella? Warum hört das nicht auf? Weil der Mensch realisiert, dass er trotz seiner Domestizierungsabsichten noch immer wild ist, verwildert, noch nicht bei sich zuhause noch nicht domestiziert. Noch nicht so, wie es sein sollte. Und aus diesem 'es' macht man dann die neuen Narrative. Zum Beispiel die von unseren selbsternannten,

globalen Erlösern. Wer weiss, vielleicht schieben auch bei diesem Domestizierungsversuch wieder Millionenmassen von Schwarmfischen neue Führer an die Macht, wie zuvor Hitler, Pol Pot, König Leopold im Kongo und all die anderen Missionare und Domestizierungsgehilfen für die Zivilisierung primitiver Halbmenschen. Immer war es dasselbe Ziel: Aus einem Tier, dem Anderen, einen Menschen zu machen. Aus einem Menschentier einen Menschenmenschen zu machen. Oder aus dem Menschen einen Übermenschen, was dasselbe ist; Ersatzhandlung für den Wunsch, seine eigene, tierische, wilde Seite zu beherrschen, zu zügeln eben: zu domestizieren. Der Mensch probiert, die wilde Raupe in sich zu überwinden. Aber er macht sich mit der Domestizierung nur nützlich und nutzbar für Andere. Das ist der tragische Fehler. Vielleicht passt der Mensch gar nicht in ein Haus. Jedenfalls nicht in ein festes. Eher in eine Lehmziegelhütte mit Schilfdach, wie im Kongo, oder wie die mittelamerikanischen Mixteken, die, dem Kalender des Planeten Venus folgend, ihre Städte alle 52 Jahre abbrechen und an einem neuen Ort wieder errichteten. Vielleicht ist der Mensch gar kein Stadtbewohner, eher ein Stadtbauer, der es aber darin zum Glück nie lange aushält.

Die Mehrheit der Menschen leben heute in Städten; landlos, der Natur entfremdet, abhängig, anonymisiert, an Konsumnarrative versklavt, voll von Unbehagen und verklemmtem Schuldbewusstsein. Auch unter schlimmstem Zwang und bis zum letzten Atemzug besitzt der Mensch aber einen Kern von Autarkie, wie immer man dem sagen möchte: Seele, Selbstbewusstsein, freier Wille, Würde. Dieser innere Lebenspol des Menschen bleibt selbst in den schlimmsten Habitaten stets mit dem Äusseren verbunden. Das nennt man manchmal Hoffnung; die Gewissheit nämlich, dass das, was in einem als Sehnsucht lebt, da draussen zu finden ist, selbst dann wenn man es nicht wahrnimmt, nicht glaubt und kaum noch empfindet.

Domestizierung

Domestizierung ist unheimlich. Man benutzt ein Tier, eine Pflanze ein Bakterium, oder Pilz, um diese Lebewesen zu unserem Nutzen abzurichten. Das ist der Frust von Landwirtschaft. Ist da der Jäger-Sammler nicht unschuldiger? Er bedankt sich für den Überfluss der Natur, mit dem er beschenkt wird, indem er versucht die Regeln der Natur zu verstehen und zu beachten, damit die Quelle ihres Reichtums nicht versiegt. Kluger Nutzungsverzicht hat nachhaltige Kooperationen des Menschen mit der Natur ermöglicht. Bis die Landwirtschaft kam.

Zweifellos wurden erst durch Landwirtschaft grosse Bevölkerungszuwachse möglich. Aber gibt es Indizien, dass die Qualität des Menschseins sich durch die exponentiell erhöhte Zahl der Menschen verbessert hat? Ist die Perfektion der Menschenhaltung nicht auf Kosten der Entfaltung des Einzelnen gegangen? Die durch die supereffiziente Landwirtschaft in die Grosstädte vertriebenen Menschen, sitzen tatenlos vor virtuellem Leben, virtuellem Essen, virtuellem Dasein und verhungern und verdursten an Seele und Körper. Sie fressen deshalb immer mehr und mehr und werden dick und dicker, weil sie hungern nach etwas ganz anderem als dem, was sie sich zuführen und anhäufen: nach einer Erfüllung mit Sinn. Aber nicht mit Irrsinn des Nur-Äusseren, nicht mit Besinnung durch andere, sondern mit Eigensinn. Dazu müssen wir aufhören, uns nur als nützlich und gültig zu betrachten für andere, und für anderes. Stützen der Gesellschaft werden wir nicht als Schwarmfische. Nur im Wagnis unseres ganz persönlichen, eigenen Weges, werden wir zu sozialen Wesen. Es geht nicht darum ein Haus zu bauen. Wir müssen lernen, Gäste zu sein, Danke zu sagen. Dann sind uns alle Häuser offen, wo wir willkommen sind; nicht als genormte Nutztiere willkommen, sondern als freie, selbstbestimmte Menschen.

Ich will ihnen hier illustrativ ein sehr intime, späte Einsicht meines Lebens beichten. Eine schlimme Sache eigentlich. Wenn ich mich vergleiche mit anderen Babyboomern, die es "zu etwas gebracht haben", habe ich offenbar vieles falsch gemacht. Ich war vielleicht zu sprunghaft, unstet, nomadisch im Herz, auch dadurch bindungsscheu, oberflächlich, undankbar. Alles möglich. Oder nicht. Aber von etwas wurde ich verschont: Von falscher Aufmerksamkeit. Dies ist jetzt zunächst einfach eine Behauptung. Aber sehen sie: Ich arbeite seit über vierzig Jahren selbständig in Kunst und Forschung, bin recht umtriebig, wie man mir attestiert, stampfe ein Projekt nach dem anderen aus dem Boden, publiziere Bücher, veranstaltete zwei Dutzend Bildwege in ganz Europa, unter anderem an der Schweizer Landesausstellung 2002, Bilder, Dendrotektura-Skulpturen und und. Und das Resultat davon ist was? Niemand kümmert sich wirklich darum in der Öffentlichkeit. Nicht mal meine Heimatstadt Zürich. Ich habe lange Jahre unter dieser Ignoranz gelitten. Ich habe es nicht verstanden. Ich war wehleidig, depressiv und habe nicht begriffen, ich Trottel, dass die Ignoranz meiner Umgebung eine Gnade ist, eine Art Schutzanzug, oder Tarnkappe gegen vermeintliche Wichtigkeit. Nun erst, als ich 64 Jahre alt wurde in Venedig, in diesem wunderbaren Zimmer im B&B San Marco, kann ich sagen: Danke Öffentlichkeit, dass Du mich ignoriert hast. Denn erstens habe ich dennoch überlebt, dank weniger Freunde und lieben Nächsten, und konnte immer selbstbestimmt und selbstermächtigt tätig sein, ohne allzuvielen Kompromisse einzugehen. Ich habe Öffentlichkeit gar nicht nötig. Mein Drang zur Äusserung ist eine Auseinandersetzung mit ihr. Und zweitens habe ich es heute einfach nicht mehr nötig, einem fremden Narrativ zu dienen, was Berühmtheit fast immer bedingt. Nur Sklaven ihrer Narrative werden von der Öffentlichkeit gefördert. Das wurde mir bisher zum Glück erspart. Ich glaube, ich werde eher von Verborgenheit gefördert.

Herr und Hund

Auf dem Campo San Polo in Venedig, bei der Birraria Dario, wo drei Männer beim angeregten Morgentalk sitzen, spazieren in Zweiminuten Abständen Männer mit Hunden vorbei. Es ist Versäuerungszeit. Die Gedärme der Hunde führen ihre Herren nach draussen und die Herren laufen und schlurfen brav und willenlos ihren Hunden an der Leine nach. Jetzt kommt ein grobschlächtiger, älterer Bursche mit wucherndem Schnauz, der von zwei adipösen Kleindoggen über den weiten Campo geschleift wird.

Unsere drei Männer halten Ausschau nach dem Ober, der aber gerade nicht da ist. In diesem Moment bockt einer der kleinen, pralenden Möpfe. Er kackt, vier Meter von den drei Herren entfernt, neben einen tönernen Blumentopf. Der schnauzige Mann nimmt eine schwarzen Plastiktüte aus seiner Hosentasche, zieht das Säcklein wie einen Handschuh an und greift damit den leicht dampfenden, weichen Kot. Der andere Mops schaut konsterniert zu und findet es gemein. Er durfte nicht mal schnuppern.

Der Führer, Diogenes und Archimedo folgen fasziniert und zugleich angeekelt der unerwarteten morgendlichen Szene, die vor ihnen aufgeführt wird. Jetzt bemerkt der Mann mit dem Schnauz die drei Herren am Tischchen. Er knüpft das Plastiksäcklein zu. Die Hündchen ziehen ihn ein paar Meter weiter zum nächsten Baum.

Führer: Mir ist der Hunger vergangen.

Archimedo: Ich weiss warum.

Diogenes: Selbst ich, der ich doch, wie ihr alle wisst, für das öffentliche Scheissen und Masturbieren bin, finde es in Venedig unpassend Hunde zu halten.

Archimedo: Ihr seht das völlig falsch.

- Führer: Was sehen wir falsch?
- Archimedo: Ihr seht ein schnauziges Herrchen mit seinen beiden hässliche Wursthündchen, die kacken. Stimmts?
- Führer: Siehst du etwas anderes?
- Archimedo: Ja, ich sehe zwei Herrchen, die an ihren Leinen einen kleinen Schnauzer spazieren führen, damit sie ihre Notdurft verrichten können.
- Diogenes: Man kann auch alles umdrehen.
- Archimedo: Genau genommen haben diese kleinen, verfilzten, lauisigen Köter, diesen armen Menschen in Gefangenschaft genommen, damit er ihnen stets zu Diensten ist. Sie wohnen in seinem Haus, Sie fressen alles was er hat. Sie zerstören die Möbel. Wenn der Mensch unartig ist, urinieren sie auf seinen Perserteppich oder stellen sich krank, damit er sie mal wieder zum Tierarzt bringt, wo es eine andere Sorte von Hundebisquits gibt, die ihr eigener Schnauzersklave nicht vermag. Ausserdem sieht man beim Tierarzt andere Hunde und kann sie beschnuppern
- Führer: Bist du fertig? Du bist ja ein fundamentalistischer Hundehasser, Archimedo. Das ist doch alles nur halb so schlimm.

In diesem Moment beginnt der zweite Hund zu kacken. Der Hundehalter schaut entschuldigend zum Führer und zuckt mit den Schultern.

- Führer: (ruft zum Hundehalter) Können sie ihre Hunde nicht woanders kacken lassen?!

Hundehalter: Scusi, signore. Sie wollen nicht woanders. Sie machen es nur hier.

Archimedo: (zum Führer) Siehst Du es selber, oder muss ich es für dich sagen.

Diogenes: Sag's doch einfach.

Archimedo: Der Abschaum führt die Mächtigen an der Leine. Der Führer ist der Sklave der Geführten.

Führer: (zu Diogenes) Dein Freund Archimedo ist zwar ein Genie, aber auch ein kompletter Spinner.

Diogenes: Ich glaube nicht, dass er den Spinner bestreiten wird.

Archimedo: Es ist nur Mathematik. Wenn man die Machtverhältnisse zwischen dem Mann und seinem Hund darstellen möchte ist das eine ganz simple Gleichung.

Archimedo nimmt ein kleines Notizbuch hervor und einen Bleistift. Er reisst ein Blatt Papier aus dem Notizbuch. Er schreibt mit grossen Lettern: $A = H \times B$

Archimedo: Das ist die die Formel. A ist die Macht des Herrchens. Der Faktor H ist das Mass seiner Herrschaft und B ist die Macht des Hundes.

Ist das soweit klar?

Führer: Die Macht des Herren, A, ist die Kraft seiner Herrschaft, H multipliziert mit der Macht des Hundes, B.

Archimedo: Sehr gut.

Archimedo schreibt eine zweite Formel auf das Papier: In grossen Lettern wieder: $B = U \times A$

- Archimedo: Das ist die Formel für die Macht des Hundes, B. Die Hundemacht, B, ist das Produkt aus seiner Unterwürfigkeit, U, und der Macht seines Herrn, A. Ist das klar?
- Diogenes: So weit schon.
- Führer: Ja
- Archimedo: Das Mass der Herrschaft des Herrn und der Unterwürfigkeit des Hundes könnte man in Beziehung bringen. Das ist sozusagen die Leine zwischen Hund und Herr. Wir könnten ja die beiden Gleichungen auch zusammenfassen. Und zwar so: In der ersten Gleichung $A = H \times B$ ersetzen wir B mit der zweiten Gleichung. Dann heisst die zusammengefasste Formel: $A = H \times U \times A$
Könnt ihr folgen?
- Führer: (Zu Diogenes) Ist Archimedo immer so lehrerhaft drauf?
- Diogenes: Sehr Immer. Es ist seine Leidenschaft die Welt in mathematischen Modellen zu erklären.
- Führer: Brauchen wir das?
- Archimedo: Ich kann auch aufhören, falls ihr wünscht weiterhin bloss angeekelt den Hunden zuzuschauen, die vor euch auf den Boden kacken, ohne dass ihr daraus etwas lernt.
- Diogenes: Ja, ist okay, Archimedo.
- Führer: Wo bleibt der Kaffee?
- Archimedo: Habt ihr das verstanden? Wir haben die beiden Formeln zusammengefasst. In dem wir in der einen die Variable mit der zweiten Gleichung ersetzt haben:
Eben: $A = H \times U \times A$
- Diogenes: Verstanden.

Archimedo: Was heisst denn diese Formel nun? Führer!

Führer: Ich hab nicht aufgestreckt! Ich wollte nur den Ober rufen, dass er endlich den Kaffee bringt. Aber so wie ich das verstehe heisst die Formel $A = H \times U \times A$ folgendes: A, die Macht des Herrn, besteht aus seiner Herrschaft, H, multipliziert mit der Unterwürfigkeit des Hundes, U, multipliziert mit der Macht seines Herrn, A.

Archimedo: Perfekt. Frage: Kann man das kürzen? Diogenes!

Diogenes: Wie kürzen?

Archimedo: Vereinfachen. Kann man diese Formel $A = H \times U \times A$ irgendwie vereinfachen?

Führer: Ich finde sie so ganz hübsch und einfach. Ich würde sie so lassen.

Diogenes: Was soll denn das bringen?

Archimedo: Wir wollen diese Formel doch verstehen, nicht wahr?

Diogenes: Nicht unbedingt. Ich meine, dass wir ausgerechnet das verstehen wollen, ist vielleicht nur eine Vorstellung von dir.

Archimedo: Ihr enttäuscht mich. Mit euch rede ich nicht mehr. Ihr habt keinen Sinn für Wissenschaft, keine Neugier, keinen Funken Ehrgeiz eure Welt zu verstehen und ihren Geheimnissen etwas näher zu kommen. Dann nennen sie sich noch Führer und meinen, dass sie Macht haben und kapitulieren schon vor einer solchen kleinen Formel mit nur vier Gliedern. Ich bemitleide euch.

Archimedo packt beleidigt seinen Notizbuch und seinen Bleistift ein. Das herausgerissenen Papier mit den Formeln zerknüllt er. Dann verschränkt er die Arme und schaut zur Chiesa San Polo hinüber, die gerade von der Sonne beschienen wird. Diogenes tuschelt etwas mit dem Führer. Der Kaffee kommt. Archimedo hört absichtlich nicht hin, was die beiden tuscheln.

Diogenes: Man kann kürzen!

Archimedo: Zu spät. Ich mach nicht weiter. Ich langweile euch ja nur. Ihr seid meine Freunde. Ich wollte mich mit euch doch nur auf meine Art etwas geistreich unterhalten. Aber ich habe eingesehen, dass es unpassend ist.

Führer: Spiel jetzt nicht die beleidigte Leberwurst, Archimedo.

Diogenes: Du kannst doch jetzt nicht aufhören, wo wir gerade begonnen haben uns zu interessieren für das, was Du vorträgst.

Archimedo: Von mir aus. Aber versprecht mir, dass ihr mir folgt bis zum Schluss, wenn wir dieses Machtmodell mit unserem Tropfenmodell und der Kartoffel zusammen führen.

Führer: Tönt anstrengend.

Diogenes: Wie lange?

Archimedo: Eine Viertelstunde.

Diogenes: Ich bin dabei.

Führer : Von mir aus.

Archimedo: Wie habt ihr gekürzt.

- Führer: Wir haben die Formel $A = H \times U \times A$ gekürzt indem wir beide Seiten durch A teilen.
- Archimedo: Das gibt dann was?
- Diogenes: $A/A = H \times U$
- Archimedo: Genau! Und was ist A/A ?
- Führer: Woher sollen wir das wissen, wenn wir nicht wissen wie gross das A ist?
- Archimedo: Wo warst Du in der Algebra, Führer?
- Führer: Wie heisst das Wort?
- Archimedo: Algebra.
- Führer: Nie gehört.
- Diogenes: Rechnen mit Variabeln. Du musst ihn nicht quälen, Archimedo. Du kannst ja auch mich fragen. Ich sage dir gerne alles, wenn ich etwas weiss.
- Archimedo: Was ist A geteilt durch A ?
- Diogenes: Kannst Du nicht etwas helfen?
- Archimedo: Irgendeine Zahl geteilt durch sich selber. Zum Beispiel Drei geteilt durch Drei, Fünf geteilt durch Fünf, oder Sieben Komma Eins fünf geteilt durch Sieben Komma eins fünf. Was gibt das?
- Führer: Null
- Archimedo seufzt demonstrativ, geräuschvoll, verdreht die Augen und schaut flehend zum Himmel
- Führer: Eins! Es gibt Eins.
- Archimedo: Dann heisst die Formel also $1 = H \times U$. Und was sagt uns das?

Diogenes: Dass die Macht des Herrn, H, und die Unterwürfigkeit des Hundes, U, zusammen multipliziert immer Eins gibt.

Archimedo: Genau. Sie sind umgekehrt proportional. Wir können doch jetzt umformulieren und erhalten: $H = 1/U$ und $U = 1/H$ Wenn wir für die Herrschaft H die Zahl 9 nehmen dann ist die Unterwürfigkeit $1/9$, ein Neuntel.

Führer: Je grösser der Wert für die Herrschaft ist, desto kleiner ist der Wert für die Unterwürfigkeit.

Diogenes: Oder anders gesagt: Je grösser die Unterwürfigkeit ist, desto kleiner ist ihr Wert.

Archimedo: Ihr seid Klasse.

Führer: Und wie kann es denn jetzt sein, verehrter Archimedo, dass plötzlich der Hund den Herrn führt? Wo hat denn ein solches Ergebnis Platz in Deiner Gleichung?

Archimedo: Eine gute Frage. Aber ich gebe sie gleich an euch zurück. Was meint ihr denn, was die Umkehr der Machtverhältnisse für unsere Gleichung bedeutet?

Diogenes und der Führer flüstern eine Weile hin und her. Dann wird es dem Führer zuviel.

Führer: Wo bleibt denn der Ober! Müssen wir hier bei der Mathematik-Paukerei auf dem San Polo in Venedig verdursten und verhungern, oder was?

Archimedo: Beruhigt euch. Es ist ganz einfach. Die Umkehr der Machtverhältnisse hat in dieser Gleichung perfekt Platz. Man muss dazu nur die Werte für Herrschaft und

Unterwürfigkeit etwas genauer anschauen. Diese Werte sind nämlich, wie wir gesehen haben, begrenzt. Wir haben doch vorher bei der Herrschaft Werte grösser als Eins eingesetzt, neun zum Beispiel und gesehen dass dabei ein Unterwürfigkeitswert von einem Neuntel heraus kommt. Also ein Wert kleiner als Eins.

Führer: Ja. Und?

Archimedo: Was geschieht nun, wenn wir die Unterwürfigkeit immer kleiner werden lassen, und also der Wert für die Unterwürfigkeit immer grösser wird? Also sagen wir, als Beispiel, der Wert für die Unterwürfigkeit steigt auf ein Zweitel, also Null Komma Fünf. Wie gross ist dann der Wert für die Herrschaft?

Diogenes: $H = 1/U$. Eins geteilt durch 0,5 ist Zwei.

Archimedo: Und was ist wenn die Unterwürfigkeit noch geringer wird, also ihr Wert noch weiter zunimmt? Sagen wir also der Wert für U steigt auf 1. Was passiert dann mit H?

Führer: H wird auch Eins. U und H sind dann gleich gross.

Archimedo: Das stimmt doch, oder? Die Werte für Herrschaft und Unterwürfigkeit sind gleich gross. Da ist ein Punkt erreicht, wo zwischen Herrschaft und Unterwürfigkeit kein Werteunterschied mehr besteht. Und jetzt wird es erst richtig spannend.

Diogenes: Ich spür aber die Spannung noch nicht richtig.

Archimedo: Was passiert, wenn der Wert für die Unterwürfigkeit weiter steigt, also die Unterwürfigkeit noch weiter abnimmt. Dann ist der Wert für U zum Beispiel 2,

oder 3 und damit fällt der Wert für die Herrschaft unter Eins, indem er ein Zweitel oder ein Drittel wird. Ist das nicht krass!

Führer: Wie krass?

Archimedo: Jetzt sind plötzlich die Werte für die Herrschaft so, wie vorher die Werte für die Unterwürfigkeit waren, nämlich kleiner als Eins.

Diogenes: Und was soll daran krass sein?

Archimedo: Wir erkennen, dass die Grenzwerte für die Herrschaft und für die Unterwürfigkeit bei Eins liegen. Wenn die Unterwürfigkeit über eins steigt, wird sie zur Herrschaft. Wenn die Herrschaft unter eins sinkt, wird sie zur Unterwürfigkeit.

Führer: Ich muss zugeben, dass mich diese Darlegungen überzeugen können. Herrschaft kann in Unterwürfigkeit kippen, wenn sie nicht stark genug ausgeübt wird. Und wenn Unterwürfigkeit nachlässt, kann sie in Herrschaft kippen.

Archimedo: Genau das ist hier vor unseren Augen mit den Scheiss-hunden und ihren Herrchen passiert.

Führer: Du bist ein Hundehasser!

Archimedo: Ach wo. Schau meinen Freund, Diogenes, an. Er wird der Hund genannt. Das ist mein Freund. Der Zyniker. Das kommt von κύων kyon, Hund. Aber er führt niemanden an der Leine.

Jetzt kommt eine junge Frau daher mit wilden Locken, schweren, hohen Plateauschuhen, modischen Designerjeans, hauteng geschnitten, ein Gurt mit Goldbeschlägen, umhüllt vom betäubende Gewölk

eines Parfums das nach feuchten Plastikblumen riecht. Sie bleibt steht. Sie steht einfach da. Scheinbar völlig grundlos. Wie eine Statue. Leicht gelangweilt. Ein bisschen wie eine Strassennutte. Aber da! Da ist ja das Hündchen, das zu ihr gehört, eine struppig zuckende vierbeinige Perücke. Das kleine nervöse Haargestrüpp führt seine Herrin an einer unsichtbaren Leine. Als das Tierchen fertig geschnuppert hat, zottelt es weiter. Die junge Herrin ruft etwas hinter ihm her, was sich anhört wie: Bleib hier! Bleib hier! Es aber wackelt unbekümmert davon als hätte es nichts gehört. Sie folgt ihrem Hündchen und entschwindet.

Archimedo: Es geht auch ohne Leine.

Führer: Man folgt eben dem Führer

Diogenes: Genau. Der Führer ist der Hund.

Archimedo: Es ist unerheblich, wer Chef und wer Untergebener ist. Sie heben sich gegenseitig auf, weil sie in der Gleichung verbunden sind. Die Leine ist das Gleichheitszeichen zwischen Herrschaft und Unterwürfigkeit. Und die Frage ist ja nur, von welchem Ende der Leine her man die Beziehung betrachtet. Das habe ich ja soeben mathematisch darzustellen versucht. Von daher stimmt zwischen Hündchen und Herrin die Gleichung. Es scheint jedenfalls, dass sie miteinander aufgehen.

Führer: Mathematik ist anstrengend. Lasst uns gehen, bevor noch ein weiterer Hund kommt mit seinem Herrchen.

Diogenes: Vielleicht kommt aber auch ein Hund ohne Herrchen. Ein freier Hund, der einfach in seiner Freiheit frei hinkackt und wegläuft. Müsste man sich dann nicht

freuen am Anblick einer frei geschissenen Hundekacke, die niemand aufgenommen hat.

Führer: Diogenes, ich bitte dich!

Diogenes: Es ist doch ein schönes Zeichen von Freiheit, dass jemand noch frei kackt, ohne dass er seinen Führer zwingt, die Scheisse aufzunehmen.

Führer: Diogenes! Es reicht!

Diogenes: Wieso? Es könnte euch Führer doch entlasten, dass es Hunde gibt die euch nicht in ihre Scheissgeschäfte verwickeln.

Archimedo: Hat was. Stell Dir vor, Führer, du müsstest jedes Mal, wenn Du auf der Toilette kackst, an einer Leine noch deinen Chef dabei haben, der nach dem Geschäft brav deine Kacke in einen Plastikbeutel packt. Verliert man da nicht ein bisschen die Achtung vor seinem Chef?

Führer: Wenn ihr meint? Von mir aus. Kann man aber ihre Philosophie, Archimedo, noch etwas verallgemeinern? Ich meine so, dass sie auch ausserhalb der Hunde- und Fäkalosphäre noch eine gewisse Gültigkeit hat?

Archimedo: Durchaus. Wir haben den Hund, ein domestiziertes Tier, das könnte aber genauso gut auch eine Kuh sein, ein Schaf oder ein Maispflanze. Domestiziert meint hier nur: zum Nutzen des Menschen in Haltung und Zucht genommen und in die Pflege des Menschen gebracht.

Diogenes: Als Haustier.

Führer: Oder Nutztier im Stall.

Archimedo: Exakt. Und wir haben den Menschen, sagen wir, den

Landwirt oder Hundehalter, also wenn man so will, den Domestikator.

Führer: Was dann?

Archimedo: Dann können wir nach dem, was wir hier eben beobachtet haben, als Lehrsatz für die Konstellation dieses Mannes und seiner Hunden, die mit einer Leine verbunden sind, folgendes sagen: Die Domestizierten haben ihren Domestikator domestiziert.

Ober: Noch ein Wunsch, die Herren ?

Führer: Zahlen bitte!



Antike Statue des Diogenes mit einem Hund.

KREUZFAHRT - TEIL 5

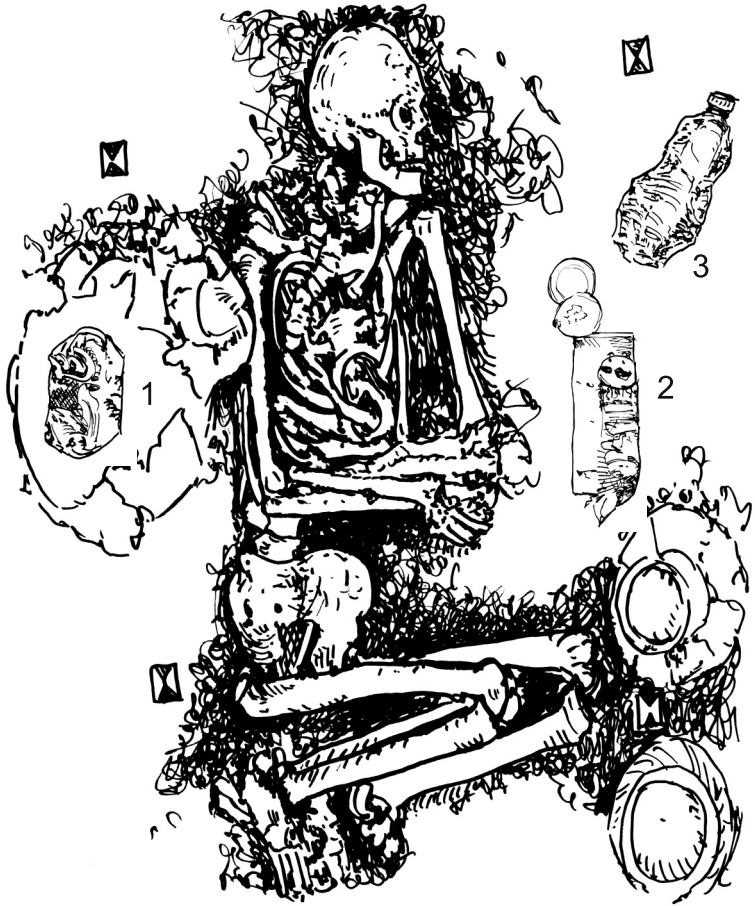
Das Wrack der "Wonders of the Sea" wurde 712 gefunden, das ist nach christlicher Zeitrechnung 2117 nach Christus, 1495 nach Muhammeds Habitatswechsel von Mekka nach Medina und 5878 nach jüdischem Kalender und in der 748. Olympiade gemäss der klassischen griechischen Zeitrechnung deren vierjährige Zyklen mit den ersten olympischen Spielen beginnen, also 776 vor Christus.

An der Küste Kretas fand man Wrackteile. Sie sind nach heutigem Wissensstand der sogenannten Moderne zugeordnet, viel Elektronikfirtelanz zwar, also noch elektromagnetisch fixiert, was wir heute zu Recht belächeln. Aber so ist Archäologie eben. Sie wird von jeder aktuellen Gesellschaft gerne missverstanden als Gradmesser für ihren eigenen Fortschritt. Dass wir aber, je mehr wir uns der Vergangenheit nähern, Barbaren in der Gegenwart verorten und Götter im Vergangene, dies übergeht man gerne mit feudaler Ignoranz. Was wollen wir Archäologen dagegen tun? Weiter graben.

Wir fanden in der Umgebung von Sisi, das ist in der Nähe der bronzezeitlichen Siedlung von Malia, östlich von Knossos auf Kreta einige Siedlungsspuren aus der Zeit, als das riesige Schiff gelandet und zerbrochen war. Vermutlich wurde es vom Wind, oder von einem Sturm in die Klippen getrieben. Wir nehmen heute an, dass es eine Art Arche Noah war, um Flüchtlinge in ein sicheres Habitat zu führen, wegen Überbevölkerung, usw. also Völkerwanderung. Das Schiff war gigantisch. Vielleicht 5000 Menschen konnten ausgeschifft werden in neue Habitate. Ausgangshafen war vermutlich das sagenumwobene Venedig, das wir noch heute suchen.

Zu den Siedlungsresten in der Umgebung von Sisi lässt sich einiges sagen. Es muss da ein Dorf gegeben haben; karge Landwirtschaft in bröckelig steinigem Gelände, Olivenbäume, Johanniskornbäume. Das Wasser war limitierender Faktor für die Entwicklung. Eine Grabanlage wurde gefunden. Mit einem steinernen Pfeiler.

Es wurde da offenbar ein Fürst beerdigt mit bemerkenswerten Insignien. Das Skelett des 80-jährigen Mannes trug um den Hals eine Kette mit einer Pringels-Kartonröhre und einer Alumniumbüchse von Coca Cola Zero. Dazu ein Schweizer Taschenmesser. Und das bekannteste Fundstück – jedermann kennt es heute – ist diese Aufsehen erregende PET-Flasche mit einer handgeschriebenen Flaschenpost, die der Verstorbene vermutlich selber geschrieben hatte. Die faktisch recht gut untermauerte Vermutung, dass der Fürst sich selber eine Flaschenpost geschrieben hat, beschäftigt die Wissenschaft und die Phantasie von Künstlern und Fantasten bis heute. Wie ist es möglich, dass ein in Seenot geratener, nach seiner Rettung, seine eigene Flaschenpost findet? Wen wundert's, dass viele dieses mysteriöse Objekt für eine dreiste Fälschung halten. Es gab ein Dorf in der Nähe. Keine Kirche.



Fundstelle in Sisi, bei Malia, Kreta. 1: Colabüchse. 2: Pringels. 3: PET-Flasche mit einer Flaschenpost in deutscher Sprache. Originaltext siehe Seite 520.

Karriere

Nachdem ich mich 1994 gänzlich von den Medien verabschiedet hatte und nach Berlin gezogen war, besuchte mich da ein alter Freund aus den wilden Radiotagen beim Piratensender Radio 24, der aus Italien über die Alpen nach Zürich strahlte. Mein Freund war soeben beim Schweizer Fernsehen eingestiegen in irgend eine belanglose Nachmittagsquizshow. Ich wunderte mich, dass er das aushielt in diesem Bünzliformat mit diesen mediokren Fernsehfuzzies und stümperhaften Sesselfurzern um sich. Er war nämlich ein anarchisch verrückter Geist mit genialen, irrwitzigen Ideen. Noch ein bisschen unausgegoren, aber gehaltvoll, ein wurzeltriebiger Jahrgang. Ein richtiger Narr, manchmal arg böse, aber immer so, dass er von Zorn verschont blieb. Mein Freund und ich machten zusammen eine sehr quere Radio-Livesendung mit Publikum in der Samstagnacht, fast unbeachtet, weil dann niemand Radio hörte. Die Sendung hiess 'Das Ompfl' und drehte sich im weitesten Sinn um eine kinetische Skulptur, die in meine Atelier in Zürich stand und 'Das Ompfl' hiess, ein Elektroorakel. Das Radioprogramm wurde mit einem Signet angesagt, das aus Walfisch-Klängen bestand und es enthielt neben einem Glücksrad auch ein Erwachsenenmagazin mit dem Namen 'Pfui', wo Gäste der Radioshow in einem Nebenzimmer Pornovideos anschauen durften und nachher Filmkritiken abgaben. Aber auch esoterische Experimente, Rückführungen, Channeling mit Toten. Ich erwähne dies nur, um den anarchischen Charakter dieses Liveprogrammes zu schildern, in welchem mein Freund mit seiner Verrücktheit und seinem exaltierten Humor prima hinein passte.

Als ich ihn in Berlin fragte, was er sich überlegt habe bei diesem Einstieg in die Unterhaltungsbürokratie des Schweizer Fernsehens,

sagte er: „Weisst Du. Ich mache da jetzt einfach mal mit, damit ich aufsteigen kann. Wenn ich dann ganz oben bin, dann mache ich all das was ich jetzt nicht kann.“

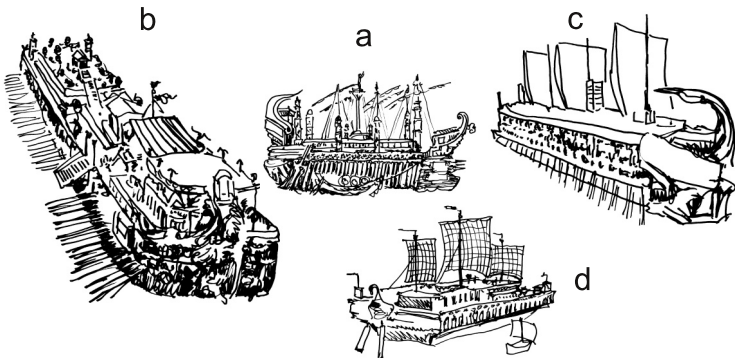
„Oh Jeh!“, seufzte ich, „Mein lieber Freund. Ich prophezeie dir folgendes: Wenn du je oben sein wirst, wirst du vergessen haben, was du einst sagen wolltest. Das ist doch all diesen Möchtegern auch passiert, die beim Marsch durch die Institutionen angetreten sind und sich dann im Blinddarm des Monsters verstopft haben. Schau doch, was mit ihnen geschieht, wenn sie sich nach oben geschleimt haben. Oben ist Vergesslichkeit ihre einzige Rettung, um nicht zu Grunde zu gehen an der Einsicht, dass sie ihr Leben verschwendet haben an eine kranke Idee von Unterwerfung zum Zweck.“

Ich weiss nicht mehr, was mein Freund darauf geantwortet hat. Wir haben uns aus den Augen verloren. Ich habe nie mehr etwas von ihm gehört. Das tut mir echt leid für diesen unruhigen, quirligen Geist, der er einmal war. Trotz meiner Bedenken habe ich insgeheim für ihn gehofft, dass er die Ausnahme sein werde, die oben auspackt.

Mir scheint dass die Demenz vieler Oberen, Führer und Leader eine Überlebensstrategie für Verstiegene ist. Sie sind wie Bergsteiger die auf dem Gipfel des Everest realisieren, dass sie lebend nicht mehr ins Tal zurück kommen. Verstiegene Führer hassen ihr Volk, weil sie das Gefühl haben, vom Volk missbraucht zu sein, um auf dem Todesberg zu enden; dass der Volkskörper sie da hinauf gepusht hat, wo im blauen, ewigen Gletschereis hunderte von Möchtegern, die das Volk führen wollten, wie gefrorene Fische lagern. Ihre trauernden Nächsten werden den Erfrorenen einige Kränze pathetischer Helden-geschichten nachdichten, woraus schwermütige Tragödien musiziert, oder Geschichtsbücher gebunden werden, für Kinder im Flachland. Aber nicht etwa zur Warnung. Nein zur Nachahmung. So verbreitet sich das Elend. Und es hat immer genug, die Führer werden wollen.

Syracusia

Das grösste Schiff der Antike war die legendäre Syracusia. Sie wurde um 220 vor Christus in Syracus für den König dieser bedeutenden Stadt Siziliens erbaut, für Hieron den Zweiten. Wie genau die Syracusia aus sah, wissen wir leider nicht, weil keine Pläne überliefert sind. Das aus Holz gebaute Superschiff war aber über 100 Meter lang, besass acht Türme, drei übereinander liegende Reihen von Ruderplätzen, Segel, eine Bibliothek, private Palasträume für den König, ein Bad, eine Tempelanlage sowie Gärten. Sie bot Platz für 1000 Mann Besatzung und 600 Pasagiere, Ställe für Pferde und gewaltige Frachträume. Planken unter der Wasserlinie waren mit Bleiplatten versehen, um Schiffswürmer und andere Mollusken fernzuhalten. Man beabsichtigte also, das Schiff länger als zehn Jahre zu benutzen, was in etwa die Lebenszeit von ungeschützten Holzschiffen war. Nach zehn Jahren haben Schiffswürmer ihre Arbeit getan und den Schiffsrumpf durchlöchert wie einen Schwamm, sodass das Schiff auseinanderbricht und sinkt.



Vier Ideen, wie die Syracusia hätte aussehen können. a: um 1600. b: moderne Rekonstruktion nach Berichten. c und d: weitere Modelle, die die Bandbreite von Interpretationen zu einer unbekannte Sache zeigen.

Die Syracusia war eine neue Klasse von Schiffen, weder ein Kriegsschiff noch ein Lastkahn. Sie war das erste Kreuzfahrtschiff der Welt, 2000 Jahre vor der Titanic und der "Wonders of the Sea." Das Hightech-Gefährt war nur möglich, dank wissenschaftlicher Glanzleistungen damaliger Zeit, vor allem von Archimedes, dem Hofmathematiker und Freund von König Hieron II. Archimedes hat die bahnbrechenden Berechnungen für den Schiffsrumpf geliefert und damit für den Auftrieb der Rumpfschale, die das gewaltige Gewicht der Aufbauten trug. Man sprach vom schwimmenden Palast von Hieron, ähnlich den Milliarden Dollars teuren Yachten von Ölfürsten am arabischen Golf.

Wie die Titanic nach New York, so absolvierte auch die Syracusia nur ihre Jungfernfahrt. Im Unterschied zur Titanic kam die Syracusia an ihrem Zielort jedoch heil an. Was mit ihr hernach geschah, entzieht sich unserer Kenntnis. Vielleicht diente sie im prächtigsten Hafen der damaligen Welt, in Alexandria, einfach als schwimmende Stadt von König Hieron und vielleicht wohnte auch Archimedes dort, wenn er in Alexandria weilte. Alexandria war die bedeutendste Wissenschaftsstätte der Antike. Ein Hightech Kompetenzzentrum, eine Art Universitätsstadt mit riesigen Bibliotheken, hunderten Kopierwerkstätten für Papyrusrollen, modernster Infrastruktur, breiten Strassen, Häusern mit fließend Wasser. Es soll vierzig Theater, vierhundert Bäder gegeben haben und eine Bewohnerzahl von gegen eine halbe Million wird angegeben. Es sollen sich in den Beständen der grossen Bibliothek gegen eine Million Papyri befunden haben, man muss sich dabei keine Bücher in unserem heutigen Sonne vorstellen, sondern einzelne Traktate zu bestimmten Themen in der Form von Schriftrollen. Die jeweils neusten Traktate wurden in einem Newsroom aufbewahrt. Alle Schiff, die in Alexandria fest machten, mussten die an Bord befindlichen Schriftrollen der Bibliothek übergeben, damit sie kopiert werden konnten.

Archimedes selber hatte seine akademische Laufbahn in Alexandria absolviert, in der riesigen Bibliothek. Man kannte den genauen Erddurchmesser, wusste, dass sich die Erde um die Sonne dreht und nicht umgekehrt, konnte das Volumen von Kugeln berechnen. Archimedes entwickelte eine Näherungsrechnung für die Zahl Pi. Kein Wunder also, dass das technische Meisterwerk der Syracusia da hin fuhr, nach Alexandria, um aller Welt zu zeigen, was mit Wissenschaft und Organisation wahr gemacht werden kann, obschon viele es für unmöglich halten.

Ein transhumanistischer Geist wölbte sich über dem antiken, urbanen Wissensschatz. Im Hafen von Alexandria stand das vierte Weltwunder der Antike, der weit über hundert Meter hohe Leuchtturm, der ,mit einem stets brennenden Feuer und speziellen Spiegeln ausgerüstet, noch in fünfzig Kilometern Entfernung zu sehen war. Weiter ging es nicht wegen der Erdkrümmung, die man auch schon kannte. Im Innern des Turmes musste über ein ausgeklügeltes System von Rampen mit Lasteseln stets Holz zum Feuer transportiert werden.

Schockierend an Alexandria ist die Tatsache, dass die Weltstadt sang- und klanglos verschwand. Die Wissenschaft rätselt bis heute, wann die Bibliothek von Alexandria, die grösste Enzyklopädie antiken Wissens zerstört wurde. Vermutungen gehen von 47 vor Christus bis 642 nach Christus. Stellen sie sich vor: Da ist eine Stadt mit hunderten von Schreibern und hundertausenden von Schriftrollen und niemand hat aufgeschrieben, weshalb dies alles kaputt ging! Ist das nicht erschreckend? Nicht eine einzige Schriftrolle wurde bisher gefunden, die mit Sicherheit aus der Bibliothek von Alexandria stammt. Sie wurden also nicht geklaut, wie die Knochen von Apostel Markus, oder die Bronzepferde von Konstantinopel. Sie wurden vernichtet. Die Frage, wie das geschehen konnte, ist eigentlich

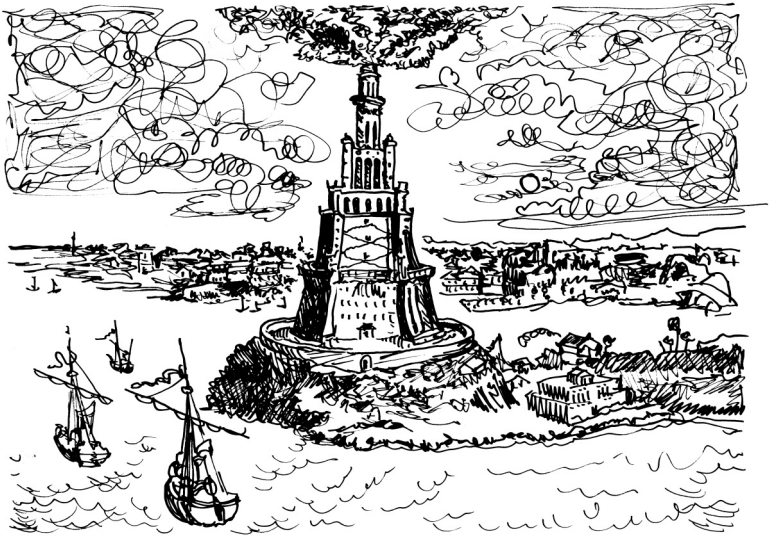
ganz einfach zu beantworten. Es ist dieselbe Antwort wie die Frage: Warum hat niemand von der Zerstörung des Emailservers berichtet? Weil man eben keine Emails mehr schreiben konnte. Historie geht nicht mehr, wenn Papier, Tinte und Schreibsklaven fehlen. Ausserdem: Wer will Papyrusrollen lesen, wenn man ums Überleben kämpft? Man lässt sie liegen und sucht sich ein Habitat, in welchem man sein Leben erhalten kann. Das alles hört man nicht gerne. Niemand will sich ausmalen wie ein Internet aussieht ohne Strom, ohne Kabel und ohne Satelliten. Da kannst du noch lange ins Nichts googeln. Ich persönlich bin der Überzeugung, dass Naturkatastrophen den Untergang Alexandriens ausgelöst oder beschleunigt haben. Mein Favorit ist das Jahr 536 nach Christus. Das war der Schlusstrich.

Es gibt knackigere Verschwörungstheorien: Die Römer liessen die Bibliothek abfackeln, weil sie den Innovationsherd Alexandrias als Bedrohung für ihre Machtpläne empfanden. Wissenschaft und Innovation sind eine subversive Gefahr für Mächtige und Dumme. Wissen ist eine Provokation. Den arroganten Geist von Fortschritt wollten sie auslöschen. Den Rest übernahmen Erdbeben (365), Flutwellen, Vulkanausbrüche. Das antike Alexandria versank im Meer.

Man nimmt an, dass 99.9 Prozent aller Texte, die in Alexandria zugänglich waren, für immer verloren sind. Erst 2000 Jahre später, war die Menschheit wissenschaftlich mathematisch wieder an einem solchen Punkt angelangt mit Gallilei, Kepler, Newton und anderen. Die fast vollständigen Bibliotheksverluste der Antike müssten uns zu denken geben. Sie warfen die Menschheit zurück in finstere Zeitalter von Glaubenskriegen, religiösen Machtfantastereien, und primitivsten sektiererischen Meinungsdictaturen, die sich ihre lächerlichen Legitimationen selber erfanden und mit dem Schwert durchsetzten, nach dem Motto: Argumente sind etwas für Looser, die keine Knarre bedienen können.

Syracus wurde 212 von den Römern nach dreijähriger Belagerung zerstört und geplündert. Archimedes von einem Legionär ermordet. Man soll sich nicht zu sicher fühlen, was Internet, Wikipedia und unser hochtechnisches und so wundervolles Netzwerke für den Austausch von Erkenntnissen betrifft. Die Koryphäen Alexandrias konnten sich damals auch nicht vorstellen, dass all ihre Errungenschaften und Traktate für immer, oder zumindest für mehr als zwei Jahrtausende verschwinden würden. Nur per Zufall findet man gelegentlich Schriftrollen in vergessenen Tontöpfen in der Wüste, oder als Palimpseste in alten Klosterbibliotheken.

Nicht vergessen dürfen wir, dass Bücherverbrennungen in historischer Zeit eine traurige, aber beständige Begleiterscheinung der freien Geisteswissenschaft und der kritischen Auseinandersetzung mit dem Zeitgeist sind. Herrschern sind Versuche, die Welt von der Basis her neu zu denken, oder ihren Rätseln ohne idealistische und dogmatische Scheuklappen näher zu kommen, meist ein Dorn im Auge. Auch heute. Stellt euch vor man löscht einst alle Daten die in den sogenannten Clouds gespeichert sind, oder es gibt ein "mysteriöses" Serversterben, oder es taucht plötzlich ein Zensurvirus auf, das die freie Meinungsäußerung und die freie Forschung auszurotten trachtet, zuspamt, oder angeforderte Inhalte auf dem Weg zum Leser verändert, oder so geschickt filtert, dass es weder die Autoren, noch ihre Leser merken.



Ansicht des Leuchtturms von Alexandria nach einer historischen Darstellung um 1700.

Der römische Historiker Ammianus Marcellinus beschreibt eine Katastrophe detailliert, die am 21. Juli des Jahres 365 über den östlichen Mittelmeerraum hereinbrach: "Kurz nach Tagesanbruch begann plötzlich die ganze Erd feste, bis auf den Grund erschüttert, zu beben, und das Meer trat mit aufgewühlten Wellen vom Ufer zurück, sodass man auf dem entblößten Abgrund die mannigfaltigsten Geschöpfe des Meeres in dem Schlamm liegend sah. Die in einem Augenblick, da man es am wenigsten erwartete, rückkehrende Meeresflut, begrub viele Tausende von Menschen."

Nach neusten Forscherberichten von 2020 erreichte die Tsunamiwelle, die durch ein gewaltiges Erdbeben nahe Kreta ausgelöst worden war, auf hoher See bis zehn Meter Höhe und verwüstete grosse Küstenabschnitte Kretas, Nordafrikas, Alexandria und das Nildelta. Der 21. Juli 365 galt jahrhundertlang als "Tag des Schreckens".

DIE GRÖSSE DES SCHWARMS

Die minimale Schwarmgrösse ist der Einerschwarm. Der Narzisst, der um sich und für sich selber schwärmt, oder fantasiert, er sei umschwärmt. Als Frauenschwarm zum Beispiel. Er hat eine hohe Meinung von sich.

Zweierschwärme sind Paare. Sie kurven um sich wie Zwillingsterne, die sich nie wirklich berühren aber auch nie voneinander loskommen. Man meint zusammen zu gehören.

Im Dreierschwarm muss jeder Fisch überlegen, wem der anderen beiden er prioritär folgen will. Da hat jeder Fisch schon eine Wahl und ein Problem, weil er entscheiden muss. Aber man kann natürlich auch in dieser Lage immer versuchen einen Mittelweg zwischen den anderen beiden zu schwimmen. Mit seiner Meinung allein zu sein, und überhaupt allein zu sein, taucht erstmals als Problem auf.

Vier, fünf Fische zusammen - da wird es schon komplexer aber doch noch einigermassen übersichtlich. Das ist noch kein richtiger Schwarm, weil jeder noch als Individuum und Partikel erkennbar ist. Das ist schlecht für den Schwarm, denn seine Stärke besteht ja gerade darin den einzelnen Fisch unsichtbar und zur Masse des Überfisches zu machen. Warum betone ich den Begriff des Schwarmes und bediene mich nicht des Begriffs der Masse, der seit 150 Jahren in der Gesellschaftskritik verwendet wird. Es hat mit dem Verhältnis von Masse und Führerschaft zu tun. Der Begriff der Masse bei Gustave Le Bon (Psychologie der Massen, 1895) aber auch bei José Ortega y Gasset ("Aufstand der Massen", "Der Mensch und die Leute"), oder Elias Canetti ("Macht und Masse) geht von einer grossen amorphen Menschenmenge aus, die von einer Führerschaft manipuliert wird; von einem Herrscher der Masse. Nicht der äussere Feind ist bei Le Bon und y Gasset Antrieb für die Bewegung der

Massen, sondern der "Freund der Masse", der Führer aus dem Innern, der das Kommando angibt und die Masse anführt.

Meine Meinung ist, dass wir mit diesem Modell heute die Masse nicht mehr verstehen können. Und dass man heute unseren "Führern" unnötige Bedeutung beimisst.

Die Bedeutung, die der Schwarm seinen Führern gibt, ist alles andere als uneigennützig. Die Masse benutzt ihre Führer, um ihre niederen, verdrängten Instinkte schuldlos abzureagieren. Der Schwarm benutzt seine angeblichen Führer als Schildpanzer von Verantwortungslosigkeit. Es ist das eigenartige Narrativ, dass eine anonyme Masse ihre Führer aussucht und opfert. Der Schwarm profitiert von der Lüge, dass man einen ihrer Schwarmfische als Führer bezeichnet, weil man damit endlich jemanden entanonymisiert hat, der schuldig ist, wenn das Schwärmen in die Hosen geht. Hitler kann so als Führeropfer der anonymisierten Schwarmdeutschen betrachtet werden.

Die Zeichen die uns gegenwärtig aus der medial vermittelten Politik erreichen, sind mehr als deutlich: Schauspieler, Komiker, Ungebildete, Nichtnutze, Aufschneider, Wichtigtuer, die einfach auf Kommando zappeln, widerliche, unreife Gören an der Spitze. Das ist die politische Corona unserer Zeit: Ein Heer von Schmeissfliegen, die um ein Kadaver schwärmen. Deutlicher kann man nicht sehen, dass nur die, die selber nichts Konstruktives beizutragen haben, heute nach oben kommen; Hampelmänner die von Sachzwängen nach Belieben an ihren Strippen gezogen werden. Die Schwärme der Sachzwänge spenden ihren hölzernen Pinocchios als Belohnung für das Zappeln etwas Bühnenlicht im Puppentheater der Macht.

In einem Schwarm gibt es keine Führer. Es gibt zwar "Führer", aber sie sind es nicht. Sie sind nur personifizierte Abbilder der durchschnittlichen, mentalen Verfassung des Schwarmes. Die Führer müssen selber Schwänzler sein, sonst passen sie nicht in den Schwarm.

Die schwärmende Masse ist nicht ganz so blöd und formbar und ziellos wie viele sie gerne hätten und solidarisch schon gar nicht. Jeder der Schwarmfische ist beim Mitschwänzeln froh, wenn es im Ernstfall einen anderen erwischt, einen der den Kopf raus- und hält und sich zu weit aus dem Fenster lehnt und dann eben zuerst Hopps geht, weil er erkannt wird. Das heisst ein Schwarm weiss ganz genau, dass er Futter ist für seine Bedrohungen und dass, wenn die Bedrohungen nicht gefüttert werden, sie schlimmer werden. Also muss man ihnen etwas opfern. Man ist froh um jeden Märtyrer, der sich outet. Das sind meist die sogenannten Führer, oder Heilige. Das sind die richtig blöden Schwarmfische, die meinen, sie seien besonders clever, auserwählt, indem sie ihre Mitfische benutzen, um sich einbilden zu können, sie seien die erlösenden Führer im Schwarm; die nämlich, die dem Schwarm die richtige Richtung zeigen ins Gelobte Land, in Sicherheit für alle, ins Tausendjährige Reich. Dabei sind Führer nur nützliche Parasiten des Schwarmes, wie eine Zecke auf einem Hund. Die Zecke wird behaupten sie sei das Hirn des Hundes. Und der Hund selber? Wenn man ihn schlägt, wird er sich trösten damit, dass der Knüppel, der ihn getroffen hatte, nur seiner Zecke gegolten habe. Kann mal vorkommen.

Insgesamt ist dies, zugegeben, eine ernüchternde Betrachtung gesellschaftlicher Entwicklungen, weil sie nicht an führenden Einzelpersonen festgemacht wird, wie es die urbane Historie gerne hätte, und sich nicht begnügt mit Verschwörungstheorien. Sie kann nicht mit Hinweisen auf verborgene Kommandanten erklärt werden. Die soziologische Schwarmtheorie stellt den unbedeutenden Einzelnen in seinem Mitschwänzeln in den Mittelpunkt der Betrachtungen von Ursachen gesellschaftlicher Umwandlungen. Aber wie zeigt man auf einen Einzelnen in einem anonymen Fischschwarm? Der Scharm ist ja genau dafür gemacht, dass man einen Einzelnen nicht

sieht, sondern nur das Schwarm-Überich. Um kenntlich zu werden müsste der Einzelne sich vom Schwarm freistellen und sagen: Ja, ich bin es. Ja, ich habe mitgemacht. Aber wie soll ein solcher mutiger Akt des Outings jemals der Fall sein können bei einem feigen Mitschwänzler, der sich immer duckt? Zu meinen, dass die feige Masse am Ende der Tage plötzlich umkehrt und ihren Irrtum einsieht, ist religiöse Verblendung, die sich Naive und Gutgläubige absichtlich eintrichtern lassen, weil man ihnen dafür einen Lohn verspricht.

Die gute Nachricht lautet: Die Hirnmasse in entwickelten Gesellschaften nimmt ab. Die Anthropologie hat bewiesen, dass der Abbau des Hirnvolumens seit der Erfindung der Schrift zunimmt. Man beobachtet ähnliches bei Tieren. Domestizierte Tiere haben ein kleineres Hirn als ihre wilden Artgenossen. Ein domestizierter Mensch, der all seine Fähigkeiten auslagert und all sein Nachdenken delegiert, wird ein immer kleineres Hirn zur Verfügung haben, denn die Natur wird dafür sorgen, dass etwas, das nicht gebraucht wird, abgebaut wird. Ein Schwarmfisch muss keine eigenen Entscheidungen fällen. Er schwänzelt mit seinem urtümlichen Stammhirn. Das reicht. Und so werden wahrscheinlich die verblödeten Politiker gar nichts merken von ihrer Blödheit. Das ist nicht nur für sie tröstlich, sondern tröstlich auch für den ewig entschuldigenden Schwarm.

Viele meinen heute, dass sich der Mensch von Tieren und Pflanzen dadurch unterscheidet, dass er sich sein Habitat selber schafft, während Tiere und Pflanzen sich angeblich mit dem bemüssigen, was sie schlechterdings vorfinden, und sich in Bestehendes unterordnend einfügen, ihre Nische suchen und sich darin verschanzen. Der Mensch aber, das Übertier, betreibt Landwirtschaft, baut Städte und Reichsautobahnen und Flughäfen und bohrt nach Öl für Maschinen, die ihm die Arbeit erleichtern. Der Mensch will und kann sich als Selbstschöpfer über die Natur erheben. Ich halte dies für eine wich-

tiguerische Sicht. Jedes Lebewesen richtet sich sein Habitat aktiv her; indem es Raum einnimmt, indem es an seinem Ort ist, das heisst, sich mit seiner Mitwelt (nicht Umwelt) austauscht, sich darin organisiert und Kooperationen lebt.

Das kriegerische, diabolische Bild der Natur als 'Jeder gegen jeden' ist dasselbe wie das kooperative, soziale Bild der Natur als 'Jeder mit jedem'. Ich halte aber ein halbvolles Glas für die souveränere Sicht als ein halbleeres. Schauen wir auf das, was da ist und nicht immer auf das, was nicht da ist. Wollen wir leben aus Dankbarkeit, oder aus trotzigem Vorwurf? Vertrieben aus dem Paradies? Ja, und? Wir kommen wenigstens von dort. Dann werden wir auch wieder zurück finden.



Vertreibung aus dem menschlichen Urhabitat, dem Paradies, dem Garten Eden. Die plumpe Propaganda von der Schuld, will dem Menschen die Suche nach sich selbst zu einem bitteren und schmerzhaften Bussgang machen und ihm die Welt, den Weg ins Paradies, als Strafe vergällen.

PAAR AM UFER

Sie ist eine Aphrodite wie aus einem Gemälde von Botticelli, mit langem, gekraustem, feuerrotem Haar, rosaweißer Haut, schlank, mit festem, wippenden Schritt auf dem Strandweg schreitend. In ihrer linken Hand hält sie den Arm ihres jungen Partners. Er ist schwarzhaarig, kräftig, dunkelhäutig, schaut zum Himmel. Er hat einen weissen Stock, den er aber nicht benötigt. Er lässt ihn wie einen Dirigentenstab schweben über dem kiesigen Sandweg, denn seine Freundin führt ihn. Deshalb ist sein Schritt gleich sicher wie der, der rothaarigen Schönheit im luftigen Strandkleid, das er nicht sieht. Sie gehen dem Strand entlang, der Sonne zu, die im Meer badet.

Nehmen wir die Dualität von Geist = Verborgenen = Mann und von Materie = Erscheinung = Frau und legen wir das Bild vom Hund und dem Herrn dazu; ich frage sie: Wer führt hier wen? Führt die sehende Natur den Geist, oder führt der blinde Geist die sehende Natur?

Wie wäre es, wenn die Natur blind wäre? Und wie, wenn beide sehen, wenn beide blind sind, oder hinken? Was würde es ändern, solange die beiden vertrauensvoll zusammen sind? Wer will schon von Liebe reden? Von der warmen Umarmung, die immer da ist, und immer fehlt?

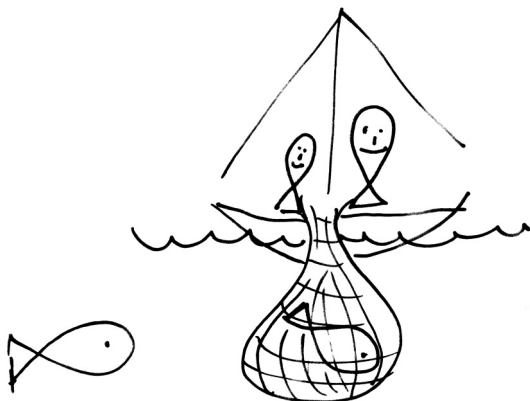
Von der Terrasse der Taverna aus sehe ich im warmen Licht der untergehenden Sonne auf den spiegelglatten, blaugrünen Ozean hinaus. Eine Reihe von verlassenen orangen Liegebetten und senfgelben Sonnenschirmen säumen den Strand. In tönernen Töpfen wächst betörend duftender Basilikum. Es erklingt Balalaikamusik, zimtig caramelisiert in der hauchfeinen Luft. Von den Balken der Pergola baumeln Ranken des wilden Weins. Ich sitze ganz alleine im Restaurant. Am leuchtenden Horizont liegt eine Kette von entspannt hingebetteten Inseln im schlafenden Meer.

WISSENSCHAFT

Gehen wir von der Sprache aus. Wissen ist dasjenige, von dem wir wissen, dass es wahr ist. Ohne Wahrheit ist Wissen blosser Vermutung, wie schon sehr früh in der Kinderkrippe der Wissenschaft, bei den alten Griechen, von Skeptiker Xenophanes (567 bis ca. 480 v. Chr.) gelehrt wurde, und später auch von seinem Nachfolger und Verehrer, Sokrates: "Ich weiss dass ich nicht weiss", oder vom anarchisch-fundamentalistischen Zyniker Diogenes. Während Platon eher idealistisch daran festhält, dass Wahrheit erkannt, festgestellt und deshalb Wissen und Wissenschaft zum Guten des Menschen benutzt werden kann; dass also mit Hilfe des Wissens im alttestamentarischen Sinne der Mensch selber zwischen Gut und Böse unterscheiden kann, wenn auch zum bitteren Preis des Verlustes seines Paradieshabitats.

Was bedeutet das -schaft, nach dem Wissen? Wissen-schaft? Wenn wir es uns plump und simpel machen wollen sagen wir das -schaft kommt von schaffen, womit Wissenschaft bedeuten würde "Wissen erschaffen". Mir gefällt eine andere Erklärung allerdings besser, nämlich diejenige, dass der Wortteil -schaft wie im Englischen von 'ship' kommt, ja genau: von Schiff. Zum Beispiel in Friendship, Freundschaft, Citizenship – Bürgerschaft. Womit die Silbe -schaft, die wir in Elternschaft, Gemeinschaft, Gesellschaft und vielen deutschen Wörtern vorfinden, die Bedeutung von Schiff im Sinne von "gemeinsames Gefährt" erhält. Elternschaft ist demnach das gemeinsame Gefährt der Eltern, Kameradschaft das gemeinsame Gefährt der Kameraden, Freundschaft das Schiff, in dem Freunde zusammen sind usw. Bei Wissenschaft wäre damit das gemeinsame Gefährt des Wissens. Was können wir aber damit anfangen? Was soll denn das bedeuten: Gemeinsames Gefährt des Wissens? Wis-

senschiff. Da werden nun sicher nicht alle Etymologen mit mir einig sein, aber erlauben wir uns zum Verständnis eine Grosszügigkeit des Denkens. Vielleicht erinnern sie sich an das Urbild für die Kulturtätigkeit des Menschen nach der christlich-abendländischen Ikonografie. Die Kulturtätigkeit des Menschen sieht danach etwa so aus.



Der stumme Einzelne (Fisch) lässt sich von der Ordnung einer Gemeinschaft (dem Netz) einfangen und wird im Schiff zum Menschen indem er in der Gemeinschaft seine Stimme erhält. Das Schiff ist hier also das gemeinsame Gefährt der Menschen an der Grenze zwischen Wasser (Zeit, Äusserlichkeit) und Himmel (Ewigkeit, Innerlichkeit).

Ich weiss, dass es eine Wiederholung ist. Und ich will die Gefahren des repetitiven Eintrichterns nicht verschweigen. Redundanz ist die Mutter aller Scheinwahrheiten. Hört man einen Blödsinn das zweite Mal, dann denkt man, man hätte ihn schon gehört, man kenne ihn von irgend woher. So wird Blödsinn mit jeder Wiederholung be-

stätigt aus unserer Erinnerung, weil wir ihn schon kennen. Eine Vertrautheit mit dem Blödsinn stellt sich ein. Eine Anerkennung schleicht sich ein. Von der Kenntnis zur Akzeptanz und Billigung sind es dann nur kleine Schritte, wenn nicht das eigene, sorgfältige und kritische Nachdenken solche Kurzschlüsse verhindert. Zweifel und kritisches Nachdenken sind anstrengend. Misstrauen ist un bequem. Der Mensch will anderen Menschen vertrauen. Der Mensch fühlt sich nur wohl, wenn nicht gelogen, nicht betrogen, nicht beschissen und nicht intrigiert wird. Zweifel an der Aufrichtigkeit der Mitmenschen sind eine schwere Belastung für das Habitat von Homo sapiens. Ein existenzielles Unbehagen. Wenn wir ehrlich sind, kennen wir aber fragwürdige Seiten auch an uns selber. Es sind nicht diejenigen Eigenschaften, die wir an uns mögen. Wir verdrängen dunkle Seiten, überspielen sie, lenken von ihnen ab. Aus Angst vor unserem Unglauben und um unsere Unruhe und unsere Unsicherheit los zu werden, sind wir nur allzu gerne bereit, an irgend welche Scheinwahrheiten zu glauben, die uns andere aufschwätzen.

Um den Glaubenswillen zu überwinden wurde die Wissenschaft gegründet. Sie sagt nicht, dass man nicht an irgendetwas glauben darf. Sie sagt auch nicht, dass Glaube falsch sei. Nein. Sie sagt nur: Wer an gewisse Dinge schlechthin glauben will, der braucht keine Wissenschaft. Wissenschaft sagt nur, dass man mit einer Sache ins Gespräch kommen darf, um unser Verhältnis zu ihr zu klären. Nicht ein für alle mal, nein, sondern immer wieder von neuem, weil sich die Sachlage ändert mit der Zeit, die kommt und vergeht und mit den Menschen und ihren Habitaten, die kommen und gehen. Wissenschaft ist eine Methode der Weltsicht für Menschen, die ihren Willen zu glauben, los lassen können. Wissenschaft gründet im Zweifel, welcher Voreingenommenheit auflöst. Mit Fragen. Und mit dem Gespräch über mögliche Antworten.

Ein Schiff/Fischzug-Modell der Wissenschaft könnte so aussehen:

Bewusstes
Dialog
Wissenschaft
Zweifel
Sprache/Logos

Unbewusstes
Gefühl
Traum
Glauben
Bilder/Mythos



Der Fisch ist das, was wir wissen, aber noch nicht in die Sprache gekommen ist. Das lediglich geahnte Gewisse. Unbestimmte. Im Wissensfisch ist Wissen traumhaft da, aber noch unbewusst. Auf dem Weg ins Bewusste wird der Wissensfisch mit einem Netz ins Schiff gezogen. Das Netz ist eine verfängliche Struktur des Bewusstseins, ein schöpferischer Versuch, das tief Geahnte anzulanden. Damit kommt der Wissenstraum zur Sprache, wird geäußert, bestimmt und es entsteht im Gespräche mit anderen Menschen eine Beziehung, ein Dialog mit ihm. Aber das Wahre, um welches sich die Wissens- traumdialoge drehen, kann nicht einfach erlegt werden, nicht festgemacht und nicht bewiesen werden. Das Wahre bleibt im Geheimnis der Gemeinschaft, die das Wissen pflegt, erhalten und kann im Einzelnen nur empfunden werden. Wissenschaft ist keine äusserliche Wahrheitsfabrik. Sie ist der Ort von Austausch und Dialog. Es geht nicht um Beweise und Rechthaberei, sondern um das gemeinsame Erörtern und Nachdenken. Archetypisches Bild dafür ist die Schule, ein geschützter Raum des Dialogs über die Welt. Schule, vom griechischen σχολείο = Musse, bietet ein Lernhabitat, worin der Einzelne auf den Weg der Selbsterkenntnis aufbrechen kann. Das ist das, was

Sokrates seine Hebammenkunst nannte, weil seine Mutter Hebamme war und er in Analogie dazu sagte, er sei die Hebamme, die den Menschen hilft, im Dialog ihre Seele zur Welt zu bringen.

Beim Modell des Fischzugs als Bild der Menschwerdung und Urbild für den Kulturweg des Menschen ist das Netz ein entscheidendes Element. Es wird, sagt man, von Fischern geknüpft. Aber dies ist ein offensichtlich falsches Bild, denn wir wissen nicht, wer in uns Gedanken auftauchen lässt, unser Bewusstsein jedenfalls aktiv nicht. Wir wissen nicht, welche Netze für unsere stummen Ahnungsfische aus dem neptunischen Ozean verfänglich sind, damit wir sie schöpferisch aus dem Unbewussten fischen und ans Licht und in die Sprache und Bestimmtheit und Gegenwart unseres Schiffes bringen können. Die Maschen der Ordnung, die uns schöpferisch machen, um unseren Träumen zu begegnen, wurden für uns geknüpft, sie sind ein Geschenk an uns, damit wir nicht allein gelassen sind mit den äusseren Erscheinungen, sondern wir vertraut werden mit dem Verborgenen, Stummen, Unaussprechlichen, fischhaft Geheimnissvollen, das versunken sich danach sehnt, von uns angesprochen und gerettet zu werden, indem wir es aus dem Nur-Zeitlichen fischen in unser Gespräch an Bord unseres gemeinsamen Gefährtes einladen und damit unserer gemeinsame Bestimmung zuführen.

Das Schwierige am Verständnis des Bildes des Netzes und des Fischfangs ist in unserer Zeit die Tatsache, dass wir reflexartig am realen Fischfang haften mit materialistischen Vorstellungen. Diese Vorstellungsfäden müssen wir kappen. Der Fischzug hat mit dem Töten und Essen nichts zu tun, jedenfalls nicht vordergründig-äusserlich. Der Fischzug ist ein Bild für die Rettung des Menschenfisches, seine Befreiung und Rettung, indem er zu seinem Glück aus dem Nur-Zeitlich und Nur-Äusserlichen geborgen, an Bord des Schiffes genommen wird, wo er im intimen Gespräch der Gemein-

schaft durch die Begegnung mit dem Geist des Himmels seine Stimme erhält. Meist wird die Be-Stimmung des geretteten Menschenfisches im Zeichen der Taube dargestellt. Sie erweckt den Menschen mit der Kunde vom ewigen, umfassenden Geist (Himmel) zu sich und gibt ihm eine Zunge, um über seine Begegnung mit dem Du zu reden.

Bei Modellen geht es nicht darum, ob sie wahr, oder richtig, oder gut oder göltig sind. Man kann mit ihnen nichts beweisen. Sie wollen auch nichts beweisen. Deshalb kann man an sie auch nicht glauben. Mit den Worten des Wissenschaftskritikers Xenophanes ausgedrückt: "Wir sind niemals berechtigt, etwas zu glauben". Anders gesagt: Zweifel sind berechtigter als Glaube. Weil wir Menschen im Zweifeln nicht allein sind, sondern miteinander ins Gespräch kommen, sind wir stark. Das Schiff trägt uns. Aber mit Blättern der Bäume baut man keine Schiffe.



Der Schiffstaat

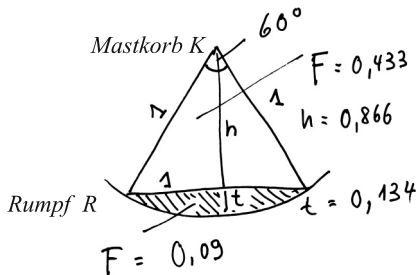
Verschollene Schriftrolle von Archimedes von Syrakus, ca 215 v. Christus. Gefunden als Palimpsest in einem byzantinischen Gebetsbuch des 10. Jahrhunderts. Palimpseste sind Texte, die von Pergamentbögen abgeschabt und mit neuen Texten überschrieben wurden.

*

Die Mathematik kommt aus dem Kosmos. Sie kommt vom Himmel her, auf den Verlass ist. Immer. Die Sterne und Planeten sind uns treu, vertrauenswürdig. Ihr Lauf ist unbeirrt. Man kann sich an ihnen orientieren, weil die Himmelskörper nicht unstet und schwach wie wir Erdlinge, mal hier sind und mal dort taumeln, und mal dies für richtig halten und dann wieder etwas völlig anderes. Das ist der Trost der Mathematik. Sie ist ein Wink aus einem zeitlosen Paradies, wo alles Falsche falsch und alles Richtige richtig ist und jeder ihre Wahrheit frei erleben kann, ohne an irgendwelche Autoritäten und Zufälle glauben zu müssen. ohne Priester, ohne Sklaventreiber, Zauberer, Götter, Orakel und Eingeweideleser. Aus sich selber ist der Kosmos wahr zu uns.

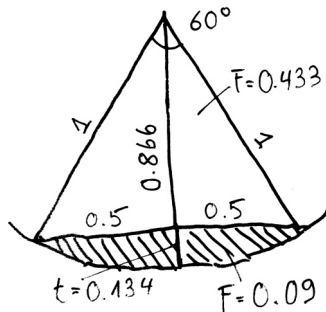
Man kann nach Unbestechlichkeit süchtig werden und sich bei der Hingabe an die Gesetze des Kosmos vergessen. Man kann aus Liebe an diese körperlose, unmaterielle und zeitlose Sphäre verwahrlosen. Wie ich, Archimedes, der ich oft der Stinkende genannt werde, der, der sich vernachlässigt und wie ein unreifes Kind an seine zeitliche, physische Bedürftigkeit erinnert und zum Respekt vor seinem eigenen Körper gezwungen werden muss und an sein reales Habitat, das ganz anders ist, als das der Mathematik, erinnert werden muss. Schmerzhaft.

Gerne wüsste ich, wie man einen grossen König beraten kann, einen gerechten, guten und lange in Frieden prosperierenden Staat zu führen. Jeder, der sein Volk liebt, müsste sich doch einen solchen Berater wünschen. Davon verstehe ich aber leider nicht viel. Wenn ich es gut überlege, gibt es nur einen Aspekt des Staates, den ich aus meinen mathematischen Bemühungen heraus, beleuchten kann. Bisher habe ich es jedoch tunlichst gemieden, mich auf das Gebiet der Politik zu wagen, weil ich meine, dass man mathematisches Verständnis nicht zu fest mit der unperfekten, unsauberen, verwirralichen und offenbar meist fehlerhaften und ungerechten Entwicklung beschmutzen soll, die uns die menschliche Natur mit ihrem unbedachten Verhalten in der Realität vorführt. Jeden Tag. Die Übersetzung meines hier präsentierten Modells des Schiffstaates in das lebendige Zeitgeschehen, sollen grössere Geister wagen.



Beginnen wir mit der schematischen Ansicht des Schiffstaates. Der Staat ist ein Segelschiff mit einem Mast (h), mit zwei Segeln auf jeder Seite des Mastes. Einem Mastkorb (K) zuoberst auf dem Mast, und einem Schiffsrumpf (R), der aus einer Schale besteht, die durch einen Kreis bestimmt ist mit dem Mittelpunkt im Mastkorb (K). Die Länge des Schiffes gebe ich hier mit dem Wert 1 an. Ebenfalls mit der Länge 1 gebe ich die Seile der Segel an, die von K zu A und von K zu B führen. Damit lässt sich die Masthöhe h berechnen als Wurzel aus $1 \cdot 25 = 0.866$. Und damit wissen wir auch, dass der Tiefgang des Schiffes (t) $1 - 0.866$ beträgt, also 0.134 .

Ebenfalls berechnen lassen sich der Winkel an der Spitze mit dem Mastkorb. Er beträgt, weil es sich um ein gleichseitiges Dreieck handelt genau 60 Grad. Die Flächen des Segeldreiecks lassen sich auch berechnen, sie beträgt 0.433. Etwas schwieriger wird die schraffierte Fläche des Schiffsrumpfes. Aber weil der Winkel 60 Grad beträgt wissen wir, dass wir dieses Schiffssmodell genau sechs mal in einen perfekten Kreis mit dem Radius 1 einzeichnen können. Wir müssen also nur die Fläche dieses gesamten Kreises berechnen und davon die sechs Segeldreiecksflächen abziehen und das sechsfache der Fläche des Schiffsrumpfes zu erhalten. Das lässt sich einfach berechnen mit Hilfe meiner Kreiszahl (Pi), die ich durch Annäherung als ungefähr 3,14 festgelegt habe. Wir erhalten also für unser Staatsschiff eine Segelfläche von 0,433 und für den Rumpf eine Fläche von 0,09



Bei den weiteren Betrachtungen und Erörterungen sollen wir uns nun folgendes vorstellen:

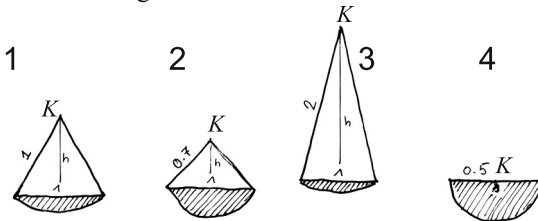
Das Dreieck der Segel ist der geordnete, organisierte Teil des Staates mit seiner Hierarchie. Zu oberst im Mastkorb steht der König, der Ausschau hält und von der Höhe aus am Weitesten sieht, sogar Inseln und Häfen, die jemand an der Basis des Dreiecks nicht sehen kann, weil der König sozusagen über die Erdkrümmung hinaus schaut. Deshalb halten ihn machmal Leute an der Basis des

Dreiecks gelegentlich für einen gottgleichen Hellseher. Die Organisation im Dreiecksteil stelle ich mir so vor, dass der König allen dient, dass also das Dienen nach unten geht, indem jeder für seine Untergebenen sorgt und Verantwortung übernimmt, die ihm unterstehen. Meine Sicht ist vielleicht jetzt ein bisschen anders als oft in Staatssystem angenommen wird. Ich behaupte nämlich, dass die Macht und Verantwortung in diesem Staatschiff zwar an der Spitze beim König am grössten zu sein scheint, aber seine Freiheit zugleich am kleinsten ist, weil er ja das Gesetz des Staates vertreten muss, das ganze Gewebe des Segeltuchs des Staates zusammen hält, das genau und fest gestrickt sein muss, nach einem Gesetz, dessen Verbindlichkeit für jeden einzelnen eben zuoberst am grössten ist.

Der König ist am wenigsten frei von der gesamten Bevölkerung. An der Basis des Dreiecks sind diejenigen mit der grössten persönlichen Freiheit im Staat, aber mit der geringsten Verantwortung. Sie dienen in den Schiffsrumpf hinab, wo diejenigen sind, die niemandem dienen, die also sozusagen ausserhalb des Staates sind, das sind Sklaven, Kinder, Freie jeder Art, Künstler, Wissenschaftler aber auch andere Unnütze, Randständige ganz unten, die die Haut des Schiffskörpers bilden, die Planken.

Die Geschützten im Staat, die nicht zu seinem Segelstoff gehören, sind für den Auftrieb der Gesellschaft verantwortlich. Ein Fundament, das aus Luft besteht, das Wasser verdrängt und die Staatshierarchie trägt. Die Freien und ungebundenen im Rumpf erzeugen eine Kraft nach oben, die auch den Staat trägt, zu dessen Hierarchiegewebe sie aber selber nicht gehören. Der Tiefgang des Rumpfes, also der Raum der Freiheit, der ein Staat den Menschen lässt, definiert die Tragkraft des Schiffes. Die Fläche des Segels aber nimmt den Wind auf und ist also verantwortlich für das Mass der Bewegung dieses Schiffes auf seiner Fahrt über die Zeit.

Wie steht es nun mit der Stabilität dieses Schiffes bei unterschiedlichen Verhältnissen von Masthöhe und Tiefgang? Anders gesagt: bei verschiedenen Verhältnissen zwischen staatlicher Kontrolliertheit, Eingebundenheit in fixe Hierarchien und den Freiräumen, aus denen sich im Rumpf das Neue und der Auftrieb entwickeln. Ich bin nämlich der Meinung, dass noch nie eine Innovation aus der Hierarchie entstanden ist, sondern immer nur aus den Freiräumen, die sich der Mensch nimmt, oder man ihm lässt. Man kann ein Staatschiff auch so sehen, dass die Segel, der Apparat, nur dazu dienen, die freiheitliche Ladung des Schiffes mit den Winden des Zeitgeistes zu menschengerechten Orten zu führen.



Hier sind vier Modelle zu sehen, die unterschiedlichen Verhältnissen zwischen Masthöhe, Segelfläche und Tiefgang, respektive der Auftrieb erzeugenden Verdrängung des Rumpfes zeigen. Sie sind nach demselben Prinzip konstruiert, dass der Mastkorb K der Mittelpunkt des Kreises ist, der die Krümmung des Rumpfes bildet. Skizze 1 ist das zuvor beschriebene Modell mit dem gleichseitigen Dreieck als Segel. In der Skizze 2 haben wir bei gleicher Schiffslänge von 1 die Masthöhe reduziert. Dabei entsteht ein kleineres Segel aber ein größeres Rumpfvolumen. Dieses Schiff besitzt mehr Auftrieb, kann mehr Gewicht transportieren, ist aber durch das kleinere Segel der Verwaltung nicht so gut im Wind, also insgesamt ein stabileres, trägeres, aber weniger bewegliches Schiff mit einem größeren Teil freier Menschen und weniger Staatsdiener.

Skizze drei ist ein Schiff mit sehr hohem Mast und grossen Segeln, in die der Wind mächtig greifen kann. Dazu ist der Rumpf schmal, erzeugt weniger Auftrieb und kann weniger Belastungen transportieren. Es sind Staatschiffe mit riesigem Apparat, viel Controlling und wenig Freiheit und wenig Innovation, Diktaturen. Ausserdem kippen solche Schiffe schnell, wenn ein Sturm naht,

Skizze 4 ist der Grenzfall eines Staatsschiffes ohne Mast. Nach einem Mastbruch, z. B. dann, wenn der staatliche Apparat weg gebrochen ist, nach einem Krieg, und nur noch ungeordnetes, freies anarchisches Leben übrig geblieben ist, das sich zuerst wieder auf den Bau eines Mastes und auf das Weben eines Verwaltungssegles einigen und als Gesellschaft organisieren muss. Das segellose Schiff ist schwer und träge, sodass der Wind es kaum bewegen kann. Es muss zuerst wieder ein Zusammengehörigkeitsgefühl entstehen, aus dem eine Struktur der Verantwortung für das Schiff, für seine Bewegung, seine Ziele und Entwicklung entstehen kann.

Und was folgt aus dem hier dargelegten? Welchen praktischen Nutzen hat dies? Dazu können wir den Masstab unserer Sichtweise ändern, indem wir ihn vom abstrakten Staatswesen zu unserem ganz persönlichen Dasein, als individuelle Menschen, verschieben. In welchem Schiff fühlen wir uns wohl? Welches Verhältnis von Organisiertheit und Freiheit behagt uns? Mehr Segel, oder mehr Rumpf? Mehr vom Zeitgeist umgetrieben, aber mit wenig Tiefgang (3), oder mehr Kontrolle, weniger Freiheit? Oder ganz Rumpf sein (4) mit einer riesigen, freien Ladung, aber ohne Verbindung zum Wind, rudern, oder sich treiben lassen. Oder ein vernünftiges Mittelmass aller Schiffstypen? Jedenfalls muss man die Masthöhe verringern, wenn man zu sich kommen will; und den Mast hoch aufragen lassen, wenn man rasch weit kommen will, aber eventuell nie ankommt, weil das Schiff im Sturm kentert, weil es zu wenig Tiefgang hat.

Die Hämorrhoiden der Pferde

Als ich am 14. Mai 2022 mit dem Expressbus X96 vom Hafen Piräus zum Flughafen Venizelos, bei Athen, unterwegs bin - das ist morgens um sechs Uhr - passiert der Bus, irgendwo in der Mitte eines endlosen Suburbs, ein Fabrikgelände mit der neonleuchtenden Aufschrift 'Karavanlis'. Viel mehr von der Firma kann ich nicht sehen; ein paar Gebäude im Dunkeln – wutsch - bin ich schon weiter. Der Name Karavanlis erinnert mich fern und neblig an den Namen eines griechischen Politikers. Mehr weiss ich aber auch von ihm nicht - wutsch - usw. Aber etwas bleibt von Karavanlis hängen. Erstens, dass ich mich überhaupt an ihn erinnern kann und zweitens, dass ich sofort vermute, dass es sich bei der Firma um eine Fabrik für den Bau, oder Verkauf, oder die Vermietung von Caravans handelt. Karavanlis tönt ja wie Caravan leasing, oder so.

Soweit die Vorbetrachtung. Im Bus X96 hat man im Geschüttel und Gedränge, zusammengepfercht mit anderem Fahrgastvieh, eingeklemmt zwischen Rucksack, Fenster, dem Chromstahlgestänge und der Glasscheibe zur Ausgangstüre, genug Musse, um sich in seine ungefragt auftauchenden Gedanken einzuigeln und darin abzuhängen. Das tue ich dann während der einstündigen Fahrt zum Flughafen etwa so:

Die Vermutung, dass Karvanalis ein Campervermieter ist, eher jedenfalls als eine Logistikfirma für Wüstentransporte, wegen den Karawanen, die in seinem Namen auch anklingen, erinnert mich an meine Kindheit und genau genommen an eine Postkarte, die meine Mutter einst von ihrem Göttikind Martha aus den Ferien irgendwo in Italien erhalten hatte. Meine Mutter brach in fröhliches Lachen aus

als sie die Karte las. Was sie so belustigte, war die Anrede: "Liebes Tante Nideli" Dazu muss man wissen, dass meine Mutter Ida hiess und von ihren Geschwistern in der Verniedlichungsform 'Ideli' gerufen wurde, und dann dazu fast logisch auch das Neutrum Pronomen "das" verwendet wurde. meine Mutter hiess also "Das Ideli". Deshalb schrieb die kleine Martha völlig korrekt nicht "Liebe Tante Nideli", sondern "Liebes Tante Nideli".

Nun zum Nideli. Man könnte – wenn man es sich einfach machen will - behaupten es sei ein Verschreiber; Nideli zu schreiben statt Ideli. Aber so einfach ist es nicht. Es gibt für diesen "Verschreiber" ein paar triftige Gründe. Nidel heisst im Ostschweizer Dialekt soviel wie Rahm, oder auch das, was auf der gekochten, frischen Vollmilch obenauf schwimmt, ein dünner Film aus verklebter, etwas schleimiger Milch, eine Schicht, die nicht alle mögen, vor allem nicht wenn der Nidel wie ein Bioplastiksack aus Milchbestandteilen im Kaffee schwimmt. Man will ja Kaffee eigentlich trinken, nicht essen.

Sicher fand Martha, die damals um sieben Jahre alt war, Nidel eine Köstlichkeit. Sie trank ja keinen Kaffee und deshalb hielt sie sich an die viel verheissungsvollere Bedeutung von Nidel, die Rahm und Schlagrahm bedeutet, also die exklusive Sonntags-Dessert Belohnung schlechthin. Somit war die Diminutivform "Nideli" ein Ausdruck für ein klein wenig Nidel. Ein bisschen Schlagrahm.

Martha hatte immer wieder gehört, wenn man so von meiner Mutter sprach: "S'Tantä 'n Ideli hät gseit" (.. hat gesagt), "S'Tantä 'n Ideli bringt's grad überä" ... bringt es gerade hinüber) usw. Das heisst zwischen Tante und Ideli fehlt eine Ligatur, etwas Verbindendes, das man mit einem 'n flüssiger machte. Wie bei Rock 'n Roll. Und von da aus ist es dann nur noch ein kleines Schrittl bis zum "Liebes Tante Nideli", indem das verbindende 'n zum Ideli rückt und daraus Nideli wird, was für Martha Sinn machte, weil sie mit Nideli mehr anfangen

konnte als mit Ideli. Das ist nicht nur lustig, sondern typisch und bei Kindern ganz unschuldig, naiv und offensichtlich.

Ich selber war in dem Alter genau gleich wie die kleine Martha. Bei mir war es aber so, dass ich dachte dass in der Familie meines Onkels Gottlieb es immer Gottlett gibt, also Koteletts. Ein rares und fast frevlerisch luxuriöses Essen, das nur an hohen Feiertagen riskiert wurde in den bescheidenen Verhältnissen, in denen man damals lebte. Aber so fein!

Im Falle der Schwester meines Vaters, die mit Namen Anna hiess, war mir ohne jeden Zweifel klar dass in ihrer Familie immer Ananas zum Dessert aufgetischt wird; Ananas, eine unvorstellbar exotische Frivolität in einer bescheidenen Sippe die mit Erdäpfeln und Mostäpfeln bis in die Gegenwart überlebt hatte. Aber so lecker! Und von irgendwo her müssen die vielen Verwandten ja ihre Namen haben und da nimmt man eben als Kind das Naheliegende, das was man selber liebt und gerne hätte: Nidel, Koteletts und Ananas.

Ausserdem hat diese sinnlich lustvolle Begründung eines Namens auch den Vorteil, dass man sich Anna, Gottlieb und Ideli viel besser merken kann, weil man immer wenn man Tante Anna sah an Ananas dachte. Sie lag einem mit ihrem Namen auf der Zunge, so dass man sofort ihren Namen wusste und einem das Wasser im Mund zusammenlief, nur schon wenn man sie von weitem sah.

Weil bei Kindern Erinnerungen gut übers Essen funktionieren, sind Namen der Sippenoberen meist mit Esswaren verbunden. Es ist eine Art zu sagen: Wir lieben euch alle: Der Gedanke an ein Kotelett in dem Moment wo man Onkel Gottlieb sieht, ist rascher verfügbar, als sein Name. Und nur wegen dem Kotelett wusste man überhaupt dass er Gottlieb heisst. Ausserdem ist es einem Kind im Grunde egal ob ein Gott, den man noch nie gesehen hat, Gottlieb liebt, oder Gottlieb Gott liebt. Koteletts aber mögen alle.

Es ist nicht so, dass ich im Gesicht des Onkels ein Kotelett sah, aber irgendwie eben doch. Ein bisschen. Zweifellos muss für Kinder meine Mutter Nideli etwas Schlagrahmiges an sich gehabt haben. Und Tante Anna kann man sich fast nur mit einer Ananasfrisur vorstellen. Ich bin also sicher nicht der einzige, der bei Karavanlis an eine Wohnwagenvermietung denkt. Die provisorische Hypothese, die während dieser Fahrt durch das verschlafene Athen in mir auftaucht, lautet: Je eher die Leute einen Wohnwagen besitzen, sich einen wünschen oder einen bewohnen, desto grösser wird die Korrelation sein zwischen Karvanlis und Carvan sein, weil man einen eigenen, sinnlichen, lebendigen Bezug zum Namen hat. Deshalb kann man sich dann an diese Firma Karawanlis erinnern, obwohl die Erinnerung vielleicht rein gar nichts mit dieser Firma zu tun hat und sie rein narzisstisch bleibt.

Für die Sprache insgesamt könnte dies bedeuten: Wenn man in ihr immer nur das hört, was man selber mit den Worten verbindet, kommt man vielleicht gar nie hinüber zu dem, der uns anspricht, sondern bleibt befangen in assoziativen Selbstbespiegelungen. Aber ist denn Sprache anders überhaupt möglich? Kann man den anderen trotzdem verstehen?

Ausserdem scheint es bei Wörtern eine Erinnerungs Empfindungs Hierarchie zu geben. Kotelett ist dabei höher im kindlichen Seelenrating als Gottlieb. Nideli höher als Ideli. Woher kommt diese Hierarchie?

Noch zwei weitere Beispiel möchte ich erwähnen, um dieses Thema etwas weiter auszumalen. Das was Kinder unbewusst aus ihrem lustvollen Leben heraus als Link zu einem Namen verwenden, kann man auch künstlich fabrizieren und nutzen. Paradebeispiel dafür sind die eiszapfenartigen Versteinerungen in Tropfsteinhöhlen, Stalakmiten und Stalaktiten: Welche hängen von der Decke und welche

steigen vom Boden auf? Klar: Titten hängen. Das ist die Eselsbrücke. Der seltsame Terminus "Eselsbrücke" kommt daher, dass Esel wasserscheu sind. Sie fürchten sich vor dem Wasser. Man sagt, dass sie - wegen der Spiegelung der Wasseroberfläche - die Tiefe des Gewässers nicht abschätzen können und sich deshalb nicht wagtend hineinwagen. Das ist für Säumer, die Waren transportieren, ein Problem, weil Wege früher oft durch Bäche und an den Furten durch Flüsse führten. Also baute man für Esel extra kleine Brücken, um sich lange Umwege und Zeitverluste bei der Amazon- und Zalando-lieferung im Hinterland zu ersparen. Man kannte die sprichwörtliche Störrigkeit der Esel. Mit Zureden und Ziehen und Stossen ist nicht viel zu machen, wenn das Grautier nicht will. Dasselbe gilt auch für das Grautier in unserer Schädelhöhle, das Gehirn. Manchmal steht ein Hirn am Ufer, sieht über die verwirrenden Synapsenspiegelungen des Wassers hinüber ans andere Ufer, weiss aber beim besten Willen nicht wie es dahin kommen soll. Ich weiss, was es ist, aber wie sagt man jetzt dem schon wieder? Da braucht der störrische Hirnesel eine Hilfskonstruktion, eine winziges Narrativ als Brücke.

Vor 20 Jahren habe ich mit meiner Frau geübt für eine Prüfung in der es darum ging von den wichtigsten Pflanzen unserer Umwelt ihre wissenschaftlichen Namen auswendig zu lernen. Zum Beispiel vom Sanddorn, *Hippophae rhamnoides*, oder vom asiatischen Staudenknochen, *Reynoutria japonica*, mehr als hundert solche Namen. Meine Frau war verzweifelt. Und zu Recht, denn erstens ist sowas nicht Schule und Ausbildung, sondern dumpfe und blödsinnige Paukerei und zweitens gibt es rein logisch keinen Zusammenhang zwischen Sanddorn und *Hippophae rhamnoides*. Es führt kein logischer Weg von Sanddorn zu *Hippophae rhamnoides*. Da liegt ein Fluss dazwischen an welchem der Esel bockt. Sanddorn ist eine dornige Pflanze die auf sandigem Boden wächst mit knall orangen,

vitaminreichen, sauren Beeren. Wieso muss sowas *Hippophae rhamnoides* heißen und nicht *Orangebeerus dornsandigus*? Okay. Das wäre zu deutschlastig für die Franzosen und Briten also nimmt man besser Sprachen die es nicht mehr gibt, zum Beispiel das Lateinische. Das war damals, als Carl von Linné (1707-1778) die binäre Nomenklatur in der Taxonomie von Pflanzen und Tieren einführte, die verbindende Weltsprache. Etwas griechisch war auch noch erlaubt.

Was haben wir gemacht in Anbetracht der drohenden Prüfung und unter Rücksicht auf das störrische graue Organ? Ich habe zu jedem wissenschaftlichen Namen einer Pflanze eine kleine Eselsbrücke gebaut, die über das Zusammenhangslose eine Verbindung schafft. eine Brücke aber, die nur mit dem Klang des wissenschaftlichen Namens etwas zu tun hat: Beim Sanddorn lautete die Eselsbrücke so: Das Pferd von Fäh hat Hämorrhoiden. Da haben wir uns gekugelt vor Lachen. Man stelle sich das vor. Das Pferd von Fäh hat Hämorrhoiden! Erstens hatte unser Nachbar, der Fäh hiess, kein Pferd, und ob ein Pferd, das jemand nicht hat, Hämorrhoiden haben kann, ist ebenso ungewiss. Aber man kann sich das prima vorstellen, dass der Sanddorn ein Pferd des Nachbarn Fäh ist, das Hämorrhoiden hat. Und ich bin sicher: Wenn sie, verehrte Leserin und Leser von jetzt an gefragt werden wie denn der wissenschaftliche Name des gemeinen Sanddorns heisst, dann werden sie im Erfolgsfall an das Pferd von Fäh denken. Über dieses wackelige Brücklein ist es dann für unser Grautier im Schädel nur noch ein Sprünglein bis zu *Hippophae rhamnoides*.

Nach demselben Muster verfahren wir mit über hundert dieser schlimmsten wissenschaftlichen Namen, die man sich vorstellen kann. Bei dem invasiven asiatischen Staudenknöterich mit dem Namen *Reynoutria japonica*, war es so, dass es zu der Zeit in der

Schweiz einen umtriebigen Stunt-Financier gab, der gerade prominent vor Gericht stand, mit Namen Rey. Er war weitherum unbeliebt. Ein stinkreicher, macchiavellistischer Abzocker der Zürcher Bahnhofstrasse. Ich sagte also zum Knöterich als Eselsbrücke: "Reys Nutte ist eine Japanerin". Auch das war rasch gespeichert. Wir erkennen damit, dass Eselsbrücken eigentlich nur dazu dienen zwei Dinge, die schon bekannt sind, miteinander zu verbinden. Einen wissenschaftlichen Namen zu lernen ist eine Sache. Eine Pflanze zu erkennen, ist eine andere Sache. Das grosse Problem ist nur: Wie bringe ich die beiden Dinge fest und richtig zusammen? Name und Objekt. Welche Pflanze zu welchem Namen. Welcher Onkel zu welchem Lebensmitteln?

Verbindungen zwischen Objekten, Gegenständen, und ihren Namen, Bezeichnungen, haben wir nicht einfach, sondern wir bauen sie aus Narrativen, oft solchen, die uns von aussen angeboten werden, die aber tief in unsre Seele irgendwo haften bleiben und verfügbar sind. Es scheint so, dass sprachliche Abschilderungen der Welt nur dann funktionieren, wenn der Missing Link der Eselsbrücken aus unserem Leben und unserer eigenen sinnlichen Lebenserfahrung kommt. Je primitiver, desto besser: will heissen: alles was mit Sexualität, Essen und dem Körper zu tun hat funktioniert bestens als Eselsbrücke.

Meine Frau bestand die Prüfung mit Bravour. Ich bin sicher, dass sie die wissenschaftlichen Namen des Sanddorns und des invasiven Knöterichs noch heute kennt. Das Finden des Namens einer Sache ist etwas, was wir in unserem eigenen Leben als Narrativ in der Sprache konstruieren.

Nun ist es aber so, dass wir mit den Eselsbrücken, also dem Zusammenbringen von Dingen und ihren Bezeichnungen und Namen, die Pflanzen und unsere Blutsverwandten noch nicht verstehen, noch

sie als eigenständige Gestalten begreifen. Wir haben sie vorerst nur abgeschildert mit einem Link zu unserer eigenen sinnlichen Erfahrung. Wie aber komme ich jetzt dem Wesen des Sanddorns und Knöterichs näher? Das ist eine Herausforderung, die wir vielleicht als das Erwachsen-Werden bezeichnen können. Also eine Entwicklung, um von den narzisstischen Abschilderungen und Schubladisierungen des Gegenübers weg zu kommen. Durch das Gestrüpp unserer Eselsbrücken hindurch dem wirklich Anderen, dem Du, zu begegnen. Dies würde bedingen, dass wir am Gegenüber nicht nur unsere Abschilderungen wahrnehmen, sondern das von uns komplett getrennte und von uns völlig eigenständige Du zur Geltung kommen lassen; seine Gestalt wahr nehmen. Dies hätte dann auch mit wahrhaftiger Schule wieder etwas zu tun, statt sich zu begnügen mit dem Büffeln von Schildchen.

Oft benutzen wir Objekte wie Marionetten, die an den Fäden unserer Eselsbrücken hängen und mit denen wir unsere Gedankenspiele aufführen. Um aber ihre Gestalt zu achten und an ihrem geheimnisvollen, lebendigen Wirken teilnehmen zu können, müssen wir unsere Marionettenfäden zu ihnen durch schneiden, sodass wir frei auf eigenen Füßen stehen und uns damit auf gleicher Augenhöhe begegnen. Wir müssen die Fäden des Naheliegenden kappen, um zum Eigentlichen zu gelangen. Egal ob es ein Stein, ein Tannenbäumchen, eine Wolke oder eine Eintagsfliege ist, die gerade auf meinem Computermonitor sitzt.

Die kleine Martha hat solange keine echte Begegnung mit meiner Mutter, solange sie ihr das Nidelbild über den Kopf stülpt, oder ich dem Gottlieb meine gastronomische Fatamorgana des Koteletts. Das ist ein Vorrecht des Kindes. Den Schleier der Marionettenfäden, die wir zum Objekt spinnen, oder für uns gesponnen wurden, müssen wir lüften, um der Offenbarung des Du näher zu kommen. Sonst bleiben

wir in dem stecken, was Sigmund Freud den Infantilismus des Religiösen nennt. Das Leben bleibt stehen auf dem Niveau von funktionellen Abschilderungen durch Narrative.

Noch eine andere Geschichte dazu: Ein Freund von mir erzählte mir vor vielen Jahren von einem eigenartigen Erlebnis mit seinen beiden Kindern und zwei weiteren Kindern aus der Nachbarschaft. Es lag etwas verunsichert Schrecklich-Lustiges in seinem Tonfall als er von der Angelegenheit berichtete. Der Freund erzählte mir, dass er mit seiner Frau draussen im Sommer auf der Terrasse grilliert habe, im Sonnenschein des Nachmittags, satt und zufrieden. Was war das? Sie hörten Geräusche eines Hämmerns unweit und aufgeregte Kinderstimmen hinter einer hohen Thuja-Hecke. Das Klopfen ging weiter und die Kinderstimmen wurden ängstlich, irgendwie alarmierend. Schliesslich erhob sich mein Freund und schaute nach. Er sah folgendes: Da war ein hübsch dunkelbraun gebeizter Gartenzaun aus breiten Holzlatten. Und an einem, der im Boden versenkten Holzpfostens dieses Zaunes, war eine nackte, aus rosarotem Plastik gefertigte, fescbe pausbäckige Spielzeugbabypuppe an Armen und Beinen festgenagelt. Gekreuzigt, wie Jesus. Mit langen 100-er Nägeln, die mit einem Stein eingeschlagen wurden. Den Kindern war es etwas unangenehm, als der grosse Erwachsene sie bei dieser Weiterführung des Krippenspiels überraschte. Wie die Situation aufgelöst wurde, kann ich nicht sagen. Jedenfalls kann man folgendes feststellen: Wenn ein Erwachsener eine Babypuppe so an einem Zaun des Nachbarn gekreuzigt hätte, würde es vermutlich für ihn mit einer Einweisung enden. Wollten die Kinder Kirche spielen? So wie man Familie spielt und Krieg und Starwars mit Legofiguren? Vielleicht wunderten sich die Kinder, die alle so um sieben Jahre alt waren, nur, weshalb man an Weihnachten in der Krippe das Jesuskindlein so anhimmelt und es nachher auch anbetet wenn es an ein Kreuz oder einen Zaunpfosten genagelt ist. Hat jemand mit diesen Kindern

offen über dieses fehlende Narrativ geredet, dass bei ihnen vermutlich Begriffe wie Nächstenliebe, Weihnachtsfreude, Gott und Erlösung nicht zusammenbringt mit der Ermordung eines unschuldigen Menschen an einem Kreuz. Ist es nicht unglaublich toll, dass diese Kinder wenigstens unter sich das klärende Gespräch begonnen haben mit dieser Inszenierung? Vielleicht um gemeinsam an die wichtige Frage heran zu kommen, die sie offenbar alle beschäftigt: Wie geht das mit diesem Jesus? Erschreckt waren sie vielleicht nur wegen dem entsetzten Blick meines erwachsenen Freundes. Und wegen seiner peinlich verschämten Schweigsamkeit. Muss man wirklich den liebenden Menschen an den Gartenzaun nageln, damit alles gut wird?

Der X96 Bus kam im Morgengrauen an. Das Flugzeug war pünktlich.

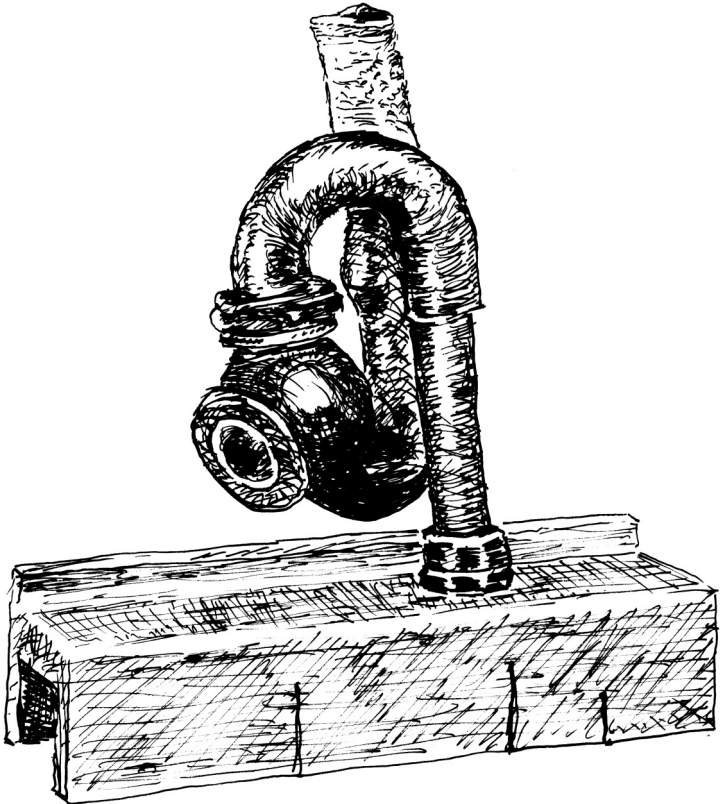


Hippophae rhamnoides, der Gemeine Sanddorn.

GOD

- Danielos: Hermes, ich habe etwas für dich.
- Hermes: Ja, auf deine Antwort warte ich schon lange.
- Danielos: Ich muss dich enttäuschen. Ich habe es mir überlegt.
Ich will kein Gott sein.
- Hermes: Und weshalb nicht?
- Danielos: Mir gefällt es eigentlich recht gut Mensch zu sein. Du findest sicher andere, die ihr Primärhabitat ändern, ihren Sozialstatus verbessern und aus der Menschheit aus- und aufsteigen wollen.
- Hermes: Eigentlich schade.
- Danielos: Ich will dir noch etwas zeigen.
- Hermes: Was ist es?
- Danielos: Ein Gott.
- Hermes: Wo?
- Danielos: Na hier dieses Bild.
- Hermes: Das soll ein Gott sein?
- Danielos: Es heisst so. God.
- Hermes: Kannst du etwas dazu sagen?
- Danielos: Es ist eine Ready-Made.
- Hermes: Ein was ?
- Danielos: Ready-made. Ein Kunstwerk, das man nicht herstellt, sondern das man erschafft, indem man einen Gegenstand zum Kunstwerk ernennt.
- Hermes: Ja, aber das hier? Warum soll das ein Gott sein?

- Danielos: Weil das Kunstwerk so heisst.
Hermes: Und was für ein Gott ist es ?
Danielos: Keine Ahnung. Es ist was es ist. Und es heisst God.
Hermes: Dann ist es eine Art Voodoo-Fetisch. Eine Figur, wo ein Gott drin wohnt?



Zeichnung des Readymades "God" von Baroness Elsa von Freytag-Loringhoven, 1917 in New York entstanden, nach einem Foto des Künstlers Morton Schamberg.

- Danielos: Was fragst Du mich? Du kennst dich doch im Götterbusiness besser aus. Du bist doch selber ein Gott, Hermes. Der Gott der Kommunikation. Unser Mediengott.
- Hermes: Wieso soll ich deshalb mehr wissen als Du über dieses Objekt, das God heisst?
- Danielos: Von dir, Hermes, gibt es doch auch viele Statuen und Bilder. Und die Frage, die wir gegenüber dir haben ist die: Bist du das selber? Steckst du da drin? Oder weist das Objekt nur auf dich hin?
- Hermes: Warum machst du bloss alles so kompliziert, Danielos?
- Danielos: Wieso ich? Das ist doch das Thema dieses Kunstwerks: Ist das Gott? Ist er da drin? Heisst es nur so?
- Hermes: Ist das denn wirklich ein Kunstwerk?
- Danielos: Das Kulturhabitat, in welchem es geboren wurde, sagt jedenfalls, ja, es sei eins. Sogar ein Meileinstein der Kunst aus dem Jahre 1917. Ein Meisterwerk der Kunstgeschichte des urbanisierten Westens. Ernannnt zum Kunstwerk wurden diese Dinge von Baronessa Elsa von Freytag-Loringhoven und ihrem Assistenten Morton Schamberg. Die Baronessa arbeitete In Berlin und New York und gehörte zu den Wegbereitern der Dada Bewegung im Umfeld von Ready-Made-Künstler Marcel Duchamp, der unter anderem ein Pissoir und einen Flaschentrockner zum Kunstwerk ernannt hatte.
- Hermes: Sehr interessant. Sag, diese Baronessa. Wie muss man sich diese vorstellen?

Danielos: Ziemlich wild.

Hermes: Hast Du ein Bild von ihr.

Danielos: Ja, hier:

Hermes: Ist dieses Foto aus einem Theater? Aus Venedig?

Danielos: Nein, ich glaube es ist aus New York. Aus einer Performance; urbaner Schamanismus.



Baroness Elsa von Freytag-Loringhoven auf dem Foto eines unbekanntem Fotografen. Vermutlich um 1920 in New York entstanden.

- Hermes: Was wollte die Künstlerin mit ihrer Kunst sagen?
- Danielos: Gute Frage. Ich glaube, wenn sie es hätte sagen können, hätten sie es gesagt. Aber wenn man sprachlos wird, kann man vieles nur noch durch Kunst ausdrücken. Da ist es dann drin.
- Hermes: Gut, aber das sagt ja noch nichts?
- Danielos: Doch, es ist zunächst einfach das, was es ist. Oben ein Stück eines bleiernen Sanitär-Abflussrohres mit einem Syphon, der verhindert, dass aus der Leitung stinkende Gase nach oben kommen.
- Hermes: Und das Holz da unten?
- Danielos: Das ist die Führungsschiene für eine Gehrungssäge?
- Hermes: Aha.
- Danielos: Man braucht sowas um von Holzlatten rechte Winkel und 45 Grad Winkel abzusägen. Das braucht man zum Beispiel, um Bilderrahmen und dergleichen herzustellen.
- Hermes: Aha.
- Danielos: Du fragst Dich aber sicher, was die beiden Dinge das Rohrstück und die Lehre, miteinander zu tun haben?
- Hermes: Ja, das auch. Aber ich frage mich noch viel mehr, was beide Dinge mit Gott zu tun haben.
- Danielos: Müssen sie das denn?
- Hermes: Ich nehme an, ja, weil sie so heißen.
- Danielos: Was meinst Du denn selber, als Gott, Hermes? Das betrifft ja eigentlich dich.
- Hermes: Ich würde mich etwas unwohl fühlen, wenn man mich

so darstellen würde. Etwas verunsichert.

Danielos: Wieso denn?

Hermes: Was habe ich mit einem Klempner Abflussrohr und einer Schreinerlehre zu tun?

Danielos: Vielleicht nimmst du das alles zu persönlich. Es ist möglicherweise ein Kommentar zu den Zeitumständen im Jahre 1917. Das ist während dem Ersten Weltkrieg. Zum ersten Mal wurde das industrielle Abschlachten von Soldaten zelebriert. Junge Männern waren fanatisch aufgegeilt worden zum Krieg und man hat ihnen eine ehrenhafte, ritterliche Schlacht versprochen für Freiheit und Selbstbestimmung unter den Fahnen ihrer stolzen Nationen. Dann füllte man mit ihnen Schützengräben und mähte sie nieder oder vergaste sie. Im Namen Gottes.

Hermes: Du meinst das Gottesobjekt hat damit zu tun? Eine Anklage? Dass der Name Gott gebraucht wird für etwas zufällig und sinnlos und nutzlos und unverstanden zusammen Gezwungenes. Etwas grümpelhaft Entwertetes, Dysfunktionales. Unter dem Titel God.

Danielos: Gut gesagt. Die Skulptur ist vielleicht ein Kommentar zum Gottesbegriff, aber letztlich allgemeiner gesagt zu den höchsten Autoritäten des damaligen Kriegsirrsinns.

Hermes: Als goldenes Kalb zur Anbetung taugt es jedenfalls wenig.

Danielos: Das hat was. Aber als Götze könnte es vielleicht herhalten.

Hermes: Als Apotropeon?

Danielos: Wie heisst das?

- Hermes: Apotropeon. Das ist ein griechisches Wort und heisst Schaden oder Unheil abwendend. Ein apotropäisches Objekt ist eine Art Schutzidol. Es gibt hunderte von Varianten, Augen, Hand of Fatima, apotropäische Phalli, Fetische aller Art gegen das Böse.
- Danielos: Hermes, ich frage Dich: Wenn Menschen so was hinstellen und es Gott nennen. Kann man denn das noch werden wollen?
- Hermes: Verstehe. Es schreckt dich ab.
- Danielos: Ja, das kann man sagen. Würden die Menschen ihre Kriege wenigstens in ihrem eigenen Namen führen und nicht immer irgend einen spirituellen, mythologischen Schrott als Gottheit auf ihre Fahnen schreiben, dann
- Hermes: Dann was ?
- Danielos: Hab ich vergessen. Oder wart. Vielleicht so: Ohne Götter gäbe es zwischen Menschen weniger Kriege.
- Hermes: Du meinst, dass es Kriege nur gibt wegen den Göttern?
- Danielos: Warum sonst? Weshalb sollen Menschen Kriege führen gegen sich selbst? Es ist ja sonst schon schwierig genug, ehrlich, rücksichtsvoll und dankbar zu leben. Wir brauchen Kriege nicht auch noch.
- Hermes: Hmm. Wegen dieser Skulptur bringst Du mich, Danielos, gerade auf eine gute Idee. Wir Götter müssen dich ja gar nicht fragen, ob du Gott werden willst, wir machen es wie diese Dada-Künstler und ernennen dich einfach dazu. Das war's.

- Danielos: Vielen Dank ! Ich habe verstanden. Du willst mir durch die Blume sagen: Du nimmst Dir einen schrottigen Alten wie mich, bei dem nichts zusammen passt und sagst ihm Gott.
- Hermes: Ja, Warum sollen wir Götter uns von eurer Zustimmung abhängig machen.
- Danielos: Du meinst: Man fragt ja ein Lamm auch nicht, ob man es opfern darf?
- Hermes: Genau. Ja. Ich glaube, lieber Danielos, dass du unsere Macht etwas unterschätzt. Bei allem Respekt. Hast Du das Gefühl, wir Götter hätten es nötig jemanden um etwas zu fragen oder zu bitten? Wir machen das nur aus Anstand. Wir kennen andere Wege, um Lämmer soweit zu bringen, dass sie darum betteln geopfert zu werden.
- Danielos: Das bezweifle ich nicht. Ich werde wohl auch ein Apotropeon benötigen, um mich vor solchen Göttern zu schützen.
- Hermes: Wenn ich dieses Objekt auf mich wirken lasse, habe ich den Eindruck, dass Menschen, die ein solches Bild von Gott haben, von den Göttern masslos enttäuscht sind.
- Danielos: Ja. Und ich kann Dir auch sagen warum. Es ist einfach nie klar auf welcher Seite die Götter stehen. Sind sie wirklich auf Seiten der Menschen? Kann man ihnen trauen? Das ist ja sogar beim Gott von Abraham, und das ist ja der der Juden, der Christen und der Muslims, fraglich. Zuerst versucht er alle Menschen auszulöschen und dann schwört er vierzig Tage später er werde es nie mehr tun. Wie kann man ihm trauen, wenn sogar er als Gott, der Oberste, Einzige, bloss eine Meinung

hat, die er ändert. Was ist da sein Versprechen des Regenbogens wert? Vielleicht ändert er ja morgen wieder seine Meinung. Weshalb macht er das?

Hermes: Das musst du ihn fragen. Aber ich verstehe was Du meinst. Was ziehst Du da aus der Tasche, Danielos? Was ist das für ein Papierstück. Zeig her. Was ist das?



Danielos: Das war die Währung damals. 1917. Ein Dollar. Das Geld der Amerikaner. Siehst Du darauf das Auge des Führers auf der Spitze der Pyramide und was da steht: In god we trust. Das wurde zwar erst ab 1956 auf die Banknoten gedruckt, aber die Nationalhymne "Star spangled Banner", woher der zentrale Satz stammt. "In God We Trust" war schon 1814 geschrieben worden. Es ist das Motto der USA.

Hermes: Und was ist das für ein Gott, in den diese Währung der Amerikaner vertraut?

Danielos: Was das für ein Gott ist? Die Antwort ist doch klar.

Das ist dieser 'God' da, den die Künstler mit ihrem Objekt abgebildet haben. Sie haben diesen Gerümpel God genannt. Das ist der Gott, dem die Amerikaner vertrauen, das ist derjenige auf ihren Banknoten; eine hässliche, sinnlose Fehlkonstruktion. Aber das kann man natürlich so nicht sagen.

Hermes: Jedenfalls scheint mir dein Feindbild der Amerikaner etwas bedenklich.

Danielos: Du hast recht. Ich bin unfair. Sorry Amerikaner. Das war ja nur ein Beispiel wegen dieser Banknote. Vielleicht wäre es besser, statt Amerikaner zu sagen: Geldmenschen. Menschen die nur dem Geld als Gott vertrauen.

Hermes: Und weshalb hat man diese Skulptur nicht einfach zerstampft, ignoriert, kaputt gemacht. Weshalb haben ausgerechnet die kritisierten, westlichen Kulturbeamten diese Skulptur auf ihre Altäre gehoben als Meilenstein der Kulturgeschichte? Ist das nicht ein Wahnsinn, diejenigen, die dich brutal durchschauen, auf einen Sockel zu stellen?

Danielos: Man verschont Narren der Kunst, indem man sie mit dem affirmativen Kulturapparat verdaut, und damit ihre Kritik entwertet mit Applaus.

Hermes: Soll das jetzt eine Kritik sein am Kunstwesen und der Kulturerei? Das verstehe ich nicht ganz. Du müsstest doch froh sein, wenn eine kranke Gesellschaft die Pillen ihrer Fetischeur-Künstler schluckt und so ihrem seelischen Metabolismus zuführt. Die Bitterstoffe sind ja dann wie Medikamente, die in den Adern der Gesell-

schaften zirkulieren und da vielleicht etwas zur Heilung und Besserung beitragen, gegen ihren krankmachenden Willen.

Danielos: Vielleicht ist es aber genau umgekehrt, lieber Hermes. Vielleicht versucht der staatliche Kunstapparat nur, die Gesellschaft mit Ausstellungen zu immunisieren gegen Ehrlichkeit. Das sage ich deshalb, weil ich merke, wie du stets versuchst, Fehlkonstruktionen gut zu reden und dem Unsinn einen positiven Sinn abzugewinnen. Was ist denn mit der Warnung?! Willst Du sie nicht sehen?

Hermes: Ich sehe sie. Aber ich will dem sehenden Auge nicht drein reden.

Danielos: Dein Wort in Gottes Ohr.



Elsa von Freytag-Loringhoven nach einer Fotografie von Man Ray.

DAS LETZTE BILD



Dies ist das allerletzte Bild des Globi-Buches über Venedig. Eine obskure Sache; nicht nur, weil es Nacht ist, sondern, wegen dieser trostlosen Düsternis des Ausklangs. Hören sie sich die letzten Verse zu diesem Schlussbild an:

Lange vor den Morgenstunden
Ist Venedig schon verschwunden,
und im Mond- und Sternenschein
treibt die Gondel ganz allein ...

Man muss es mit Fröhlichkeit nicht übertreiben, wenn etwas zu Ende geht. Aber was soll dieser Schluss eines Kinderbuches? Ein Kriegsschiff rückt aus, am Horizont, mit schwarzer Rauchfahne, während im Vordergrund eine leere, führerlose Gondel im Wasser treibt? Man muss nicht Chefsemiotiker sein wie Umberto Eco, um an die unheilswangere Message dieses Bildes heran zu kommen.

Das leere Schiff ist die verlassene Gemeinschaft. Niemand will zusammen mit anderen in diesem venezianischen Boot sitzen. Es gibt kein Mit- und Füreinander mehr in dieser zerbrechlichen, aber eleganten, schlanken, erotischen Gondel. Man fährt in Zukunft im gepanzerten Kriegsschiff. Krieg gegen wen? Gegen was? Kalter Krieg? Ja, da steckt ein Stück Zeitgeschichte drin. Aber in einem Kinderbuch? In diesem Bild geht brutal viel Unschuld verloren.

Die letzte Hoffnung hängt an den drei Punkten nach dem letzten Wort 'allein': treibt die Gondel ganz allein ... Da kommt also noch etwas, aber etwas, worüber wir nicht sprechen können. Noch nicht. Oder weiss man es und will es nicht sagen?

Ganz allein... Es ist die Gondel, die allein ist. Ist das eine Einladung, um in sie einzusteigen? Sieht es so einladend aus, dass wir gleich in diese Gondel springen möchten? Sieht es nicht eher so aus, also ob die früheren Pasagiere aus der Gondel in das Schlachtschiff hinüber gewechselt haben, um damit an die Front abzuhaufen. Aber leid tut einem die Gondel. Es ist interessant, dass wir mit der Einsamkeit und der Traurigkeit eines verlassenen Schiffes mitfühlen können. Sind wir diese Gondel?

Mag sein, dass man nicht zuviel Wert legen soll auf das Ende von Büchern. Man muss nicht erwarten, dass ein Buch mit der grossen Erleuchtung aufhört. Auch in der Bibel steht am Schluss die düstere Offenbarung, oder Apokalypse; das Gegenteil von einem Aufleuchten von Lebensinn und Lebensfreude. Von daher würde auch dieser Schluss des Globi-Buches als apokalyptische Vision durchgehen. Im Sinne von: Jetzt ist fertig lustig. Jetzt wird's ernst.

Viele Bücher gehen nicht zu Ende, weil sie genau so zu Ende gehen müssen. Sie enden einfach.

Das Leben eilt nicht auf eine Zusammenfassung und auf ein Schlusswort zu. Es endet einfach irgendwann. Vielleicht in einem blöden Moment oder, selten zwar, in einem schönen, in Frieden. Jedenfalls ist Leben nicht gebaut auf sein Ende hin. Aber dass Globi in diesem Kriegsschiff auf Seite 99 das Buch und uns, die Leser, so verlässt, ist entweder eine deplazierte Ehrlichkeit, Angst vor dem Happy End, verklemmte Trauer, oder Missgunst von Glück und Zweisamkeit.

'Addio Venezia', ist die letzte Geschichte betitelt. Venedig, die Märchenstadt, ist versenkt.



ZURÜCK

„Wie war's?“ fragt der Tannenbaum.

„Ich war in Venedig und wollte da auf meinem Computer Venedig versenken.“

„Wow!“ macht der Korallenpilz neben dem verfaulten Apfel unter dem Kugelgrill.

„Und was gibt's hier bei euch Neues?“ frag ich die Schwebfliegen über dem Majoran.

„Nichts. Alles beim Alten. Man lebt und stirbt so vor sich hin.“



Kapitel

Ostersonntag	6
Hörnchen	22
Gott aus-checken	26
Führer - Die Abreise	44
Der Knochen	58
Reise von Knochen	68
Der Junge und die Raupen	71
Afrikatagebuch - Hinflug	86
Afrikatagebuch - Rückflug	97
Das Schwarm Modell	100
Schwarmintelligenz	109
Demokratie	112
Herde	116
Habitat und Modell	117
Spielbericht 2. Anlauf	120
Reise nach Venedig	126
Im Auge des Fisches	131
Führer - Tropfenmodell	140
Globi in Venedig	152
Ferro	166
Ffisch	167
Kreuzfahrt 1 - Abfahrt	148
Verschwörung	172
Kreuzfahrt 2	184
Merkels Kiefer	187
Afrikatagebuch	190
Christophs Hypothese	366
Lizenz zum Töten	380

Blut an der Wand	382
Kreuzfahrt 3	386
Führer - Die Kartoffel	390
Das Geländer	396
Goldoni	400
Führer - Einladung	414
Die Halben 1. Akt	424
Die Halben 2. Akt	444
Die Halben 3. Akt	460
Die Halben 4. Akt	488
Stadt als Habitat	495
Führer - Theaterkritik	506
König der Schweiz	514
Kreuzfahrt - Flaschenpost	520
Narrative	524
Domestizierung	526
Führer - Hund und Herr	528
Kreuzfahrt - Archäologie	541
Syracusia	546
Grösse des Schwarmes	552
Paar am Ufer	557
Wissenschaft	558
Der Schiffstaat	564
Hämorrhoiden der Pferde	570
God	580
Das letzte Bild	592
Zurück	596
Kapitel	598

Hinweis:

Alle Illustrationen dieses Buches stammen von Daniel Ambühl. Die Bilder aus dem Globibuch sind nicht kopiert, sondern von Hand abgezeichnete Originale des Künstlers.

www.danielambuehl.ch

Weitere Bücher des Autors:

www.skyfood.ch

Urheberrecht bei Pro Litteris 2022.

